

Clive Barker wurde 1952 in Liverpool geboren. Fast alles, was er zunächst schrieb, war fürs Theater bestimmt. Komödien, moderne Historienspiele und Grand-Guignol-Stücke. Die dieser Gattung eigene Mischung aus komischen, dramatischen und phantastischen Elementen spiegelt sich auch in Barkers Kurzgeschichten und Erzählungen sowie in seinen Illustrationen. Für die ersten drei Bände des »Buchs des Blutes« erhielt Clive Barker 1985 den World Fantasy Award; für die darin enthaltene Geschichte »Im Bergland: Agonie der Städte« den British Fantasy Award als beste Short Story. Zur Zeit sind drei Filme nach Erzählungen und Drehbüchern Barkers im Entstehen.

Von Clive Barker ist außerdem als Knauer-Taschenbuch erhältlich:
Spiel des Verderbens (Band 1800)
Das erste Buch des Blutes (Band 1830)

Vollständige Taschenbuchausgabe 1990
1987 by Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knauer Nachf., München
Titel der Originalausgabe: »Clive Barker's Books of Blood Volume II«
Aus dem Englischen von Peter Kobbe
Illustrationen im Textteil Johanna Nilsson
Umschlaggestaltung Adolf Bachmann
Umschlagillustration Marion + Doris Arnemann
Druck und Bindung Ebner Ulm
Printed in Germany 5 4 3 2 1
ISBN 3-426-01834-9

Clive Barker:
Das zweite Buch des Blutes

Scanned by Doc Gonzo

Knaur®

*Blutbücher sind wir Leiber alle;
wo man uns aufschlägt; lesbar rot.*

Inhalt

MolochAngst

Das Höllenrennen

Jacqueline Ess: Ihr Wille, ihr Vermächtnis

Wüstenväter

Neue Morde in der Rue Morgue



Moloch Angst

Keine Wonne kommt der des Grauens gleich. Laß, egal wo - im Zugabteil, im Wartezimmer, im Büro - zwei beieinandersitzen: Dem unsichtbaren Lauscher würde offenkundig, daß ihre Unterhaltung letztendlich nur um besagtes wohligh-schauerliche Thema kreist. Freilich, dem Anschein nach mag durchaus etwas völlig andres zur Debatte stehen: die Lage der Nation, beiläufiges Blabla über das Sterberisiko auf den Straßen, die steigenden Zahnarztkosten; aber zwischen den Zeilen, hinter verblümter Umschreibung und Andeutung kauert und macht sich breit, was den Diskurs speist und vorantreibt: das Grauen, der Inbegriff unserer Angst. Während wir über das Wesen Gottes und die Möglichkeit eines Lebens nach dem Tode weiter kein Wort verlieren, gehen wir bereitwillig und penibel noch die feinsten Nuancen phobischen Jammers durch. An bestimmte Örtlichkeiten ist das Syndrom nicht gebunden; ob im Hallenbad oder im Seminarsaal, überall wiederholt sich dieses Ritual. So wie die Zunge sich zwangsläufig, immer neu sondierend, zu einem kranken Zahn hintastet, kommen wir wieder und wieder und wieder auf unsere Ängste zurück, sitzen beisammen, um sie mit der gierigen Ungeduld eines Hungrigen vor einem vollen, dampfenden Teller zu bereden.

Als Stephen Grace noch an der Universität war und Angst vorm Sprechen hatte, brachte man ihm bei, über den Grund seiner Angst zu reden. Genaugenommen: nicht einfach darüber zu reden, sondern jede Verästelung seiner Nerven unter die Lupe zu nehmen, aufzudrö-

seln und dabei nach winzigsten Schreckensherden zu durchforschen. Bei dieser Untersuchung hatte er einen Lehrer: Quaid.

Es war die Zeit der Gurus; sie hatten damals Hochkonjunktur. An allen Universitäten Englands verrenkten sich junge Männer und Frauen den Hals nach Leuten, denen sie wie Lämmer hinterhertröten konnten; Steve Grace war nur einer von vielen. Sein Pech war, daß ausgerechnet Quaid zu seinem Messias werden sollte.

Sie hatten sich im Aufenthaltsraum kennengelernt.

»Heiße Quaid«, sagte der Mann direkt neben Steve an der Theke.

»Ah.«

»Und du?«

»Steve Grace.«

»Ja. Du bist im Ethik-Seminar, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Hab' dich aber in sonst keiner philosophischen Übung oder Vorlesung zu Gesicht gekriegt.«

»Ist mein Zusatzfach dies Jahr. Mein Hauptfach ist Englische Literatur. Aber ein Jahr nur Altnordisch-Kurse hätt' ich einfach nicht gepackt.«

»Und da hast du dich Knall und Fall für Ethik entschieden.«

»Ja.«

Quaid bestellte einen doppelten Brandy. Besonders gut betucht sah er nicht aus, und ein doppelter Brandy hätte Steves Finanzen für die nächste Woche so ziemlich lahmgelegt. Quaid kippte ihn schnell hinunter und bestellte noch einen.

»Und für dich?«

Steve nuckelte bedächtig an einem Viertel lauwarmen Lagerbier herum, fest entschlossen, es nicht vor einer Stunde alle werden zu lassen. »Mir nichts.«

»Aber ja doch.«

»Bin wunschlos glücklich.«

»Noch 'nen Brandy, und für meinen Freund 'ne Halbe Lager.«

Steve ließ Quaid's Freigebigkeit über sich ergehen. Ein dreiviertel Liter Lager auf nüchternen Magen war überaus hilfreich, um den öden

Stumpfsinn der bevorstehenden Seminarsitzungen über »Charles Dickens als Sozialkritiker« abzumildern. Steve mußte beim bloßen Drandenken gähnen. »Sollte mal jemand 'ne Diss über Trinken als Sozialverhalten schreiben.«

Quaid musterte einen Augenblick seinen Brandy und kippte ihn dann hinunter. »Oder als Mittel zum Vergessen.«

Steve sah den Mann an. Vielleicht fünf Jahre älter als er, etwa fünfundzwanzig. Die Zusammenstellung seiner Kleidung hatte etwas Verwirrendes. Abgewetzte Sprinterschuhe, Kordhose, ein grauweißes Hemd, das bessere Tage gesehen hatte; und darüber eine ausgesprochen teure schwarze Lederjacke, die unvorteilhaft an seiner hochgeschossenen, hageren Gestalt herunterhing. Das längliche Gesicht ohne besondere Merkmale; milchig-blaue Augen, so ausgebleicht, daß ihre Farbe in dem sie umgebenden Weiß zu versickern schien, so daß hinter dicken Brillengläsern nur noch die Nadelstiche seiner Iris sichtbar blieben; aufgeworfene Lippen wie Mick Jagger, aber blutleer, trocken und unsinnlich. Schmutzig-blondes Haar.

Kann ohne weiteres als holländischer Junkie durchgehen, dieser Quaid, fand Steve.

Er trug keine Abzeichen, an denen sich sonst die fixen Ideen und manischen Vorlieben eines Studenten ablesen ließen. Quaid sah nackt aus - so ohne jeglichen Hinweis darauf, wie und wodurch denn er auf seine Kosten kam. War er ein Schwuler, ein Feminist, einer von der Rettet-die-Wale-Kampagne; oder ein faschistoider Vegetarier? Auf was stand er, Himmel noch mal?

»Du hattest doch Altnordisch belegen sollen«, sagte Quaid.

»Wieso?«

»Die machen sich im Seminar nicht mal die Mühe, die Abschlusarbeiten zu zensieren«, sagte Quaid.

Also davon hatte Steve nichts gehört.

Quaid laberte weiter: »Sie werfen sie einfach alle in die Luft. Erste Seite nach oben, 'ne Eins. Erste Seite nach unten, 'ne Zwei.«

Ah, nur ein Scherz. Quaid gab sich witzig. Steve versuchte zu lachen, aber Quaid's Gesicht blieb ganz unbewegt.

»Du solltest echt dein Altnordisch machen«, sagte er wieder. »Wer braucht denn überhaupt schon den Bischof Berkeley. Oder Plato. Oder...«

»Oder?«

»Alles Kacke.«

»Ja.«

»Ich hab' dich beobachtet, in dem Philosophie-Seminar...«

Steve fing an, sich über Quaid zu wundern.

»... Du schreibst nie was mit, oder?«

»Nein.«

»Hab' mir gedacht, entweder hast du das absolute Selbstvertrauen, oder 's ist dir einfach piepegal.«

»Weder noch. Ich kenn' mich bloß hinten und vorn nicht aus.«

Quaid grunzte und zog eine Packung billige Zigaretten heraus. Auch damit tanzte er wieder aus der Reihe. Man rauchte entweder Gauloises, Camel oder überhaupt nicht.

»Was sie uns hier beibringen, ist nicht die wahre Philosophie«, sagte Quaid mit unmißverständlicher Verachtung.

»Ach was?«

»Wir kriegen bloß ein bißchen Plato eingetrichtert, oder ein bißchen Bentham - keine wirkliche Analyse. Natürlich ist das, was wir vorgesetzt kriegen, mit allen spezifischen Merkmalen ausgestattet. Es sieht aus wie die Bestie: Für die Uneingeweihten hat es sogar ein bißchen was vom Geruch der Bestie.«

»Welcher Bestie?«

»Der Philosophie. Der wahren Philosophie. Sie ist eine Bestie, Stephen. Find'st nicht auch?«

»Also nicht, daß ich bisher...«

»Sie ist wild. Sie beißt.«

Quaid grinste, hatte plötzlich etwas von einem Fuchs. »Ja. Sie beißt«, fügte er hinzu. Ah, das gefiel ihm. Nochmals, wie um es zu beschreiben: »Beißt.«

Stephen nickte. Die Metapher sagte ihm rein gar nichts.

»Eigentlich müßten wir uns durch unser Studienfach wie zerfleischt

vorkommen.« Quaid erwärmte sich für das ganze Fachgebiet der Verstümmelung durch Bildung. »Fürchten sollten wir uns, weil wir mit den Ideen, über die wir eigentlich ernsthaft reden müßten, bloß herumjonglieren.«

»Wieso?«

»Weil wir uns, wenn wir Philosophen wären, die diesen Namen verdienen, keine akademischen Mätzchen leisten und Nettigkeiten an den Kopf werfen würden. Wir würden uns nicht mit dem Wischiwashi der Semantik begnügen und linguistische Tricks anwenden, um die wirklichen Belange zu verdecken.«

»Sondern?«

Steve kam sich langsam wie der Stichwortgeber in Quaid's Komödie vor. Nur daß Quaid nicht zum Scherzen aufgelegt war. Sein Gesicht war starr, verbissen: Die Nadelstiche seiner Iris hatten sich zu winzigen Punkten zusammengezogen.

»An die Bestie sollten wir heranrücken, so nah wie möglich, Steve, oder was meinst du? Uns nach ihr ausstrecken und sie streicheln, sie tätscheln, sie melken...«

»Was... äh... was ist eigentlich die Bestie?«

Quaid war vom Handgreiflich-Pragmatischen dieser Frage offensichtlich leicht genervt.

»Der Gegenstand jeder Philosophie, die wirklich was bringt, Steve. All das, was uns ängstigt, weil wir's nicht verstehen. Das Dunkel hinter der Tür.«

Steve dachte an eine Tür. Dachte an das Dunkel. Langsam begriff er, worauf Quaid mit seinem labyrinthischen Vorgehen hinauswollte. Philosophie war eine Methode, die Angst zu bereden.

»Die innerste, wesentlichste Dimension unserer Psyche, die sollten wir zum Thema machen«, sagte Quaid. »Andernfalls... kann's uns passieren...« Unversehens wurde Quaid von seiner Redseligkeit im Stich gelassen.

»Was?«

Quaid starrte sein leeres Brandy-Glas an, als könnte er es durch reine Willenskraft wieder auffüllen.

»Noch einen?« fragte Steve und hoffte inständig auf ein Nein als Antwort.

»Was uns passieren kann?« wiederholte Quaid. »Also, ich glaube, wenn wir uns nicht auf die Suche nach der Bestie machen...«

Steve sah den Knalleffekt kommen.

»... dann macht sich früher oder später die Bestie auf, um uns zu suchen.«

Keine Wonne kommt der des Grauens gleich. Solange es nicht das eigene ist.

Beiläufig stellte Steve in den nächsten beiden Wochen ein paar Ermittlungen über den sonderbaren Mr. Quaid an.

Keiner kannte seinen Vornamen.

Keiner wußte sein Alter anzugeben; aber eine der Sekretärinnen war der Meinung, er sei über dreißig, was wirklich überraschte.

Seine Eltern, hatte Cheryl ihn sagen hören, waren gestorben. Umgekommen, ihrer Meinung nach.

Anscheinend war das die Summe menschlichen Wissens in Sachen Quaid.

»Hast noch'n Drink bei mir gut«, sagte Steve und stupste Quaid in den Arm.

Der fuhr zusammen, als hätte ihn etwas gebissen.

»Brandy?«

»Gern, danke.«

Steve bestellte die Drinks.

»Hab' ich dich erschreckt?«

»Hab' über was nachgedacht.«

»Sollte auch jeder Philosoph auf Trab halten.«

»Was?«

»Seinen Grips.«

Sie kamen ins Reden. Steve wußte nicht zu sagen, warum er nochmals mit Quaid in Kontakt getreten war. Der Mann war zehn Jahre älter als er und von ganz anderem intellektuellem Kaliber. Also, wenn Steve ehrlich sein sollte: Wahrscheinlich schüchterte Quaid ihn ein. Sein schonungsloses Reden über Bestien verwirrte ihn. Und doch wollte er

noch mehr davon: mehr Metaphern, mehr von dieser humorlosen Stimme, die ihm sagte, wie unbrauchbar die Tutoren seien und wie schwach die Studenten.

In Quaid's Welt war auf nichts Verlaß. Er hatte keine säkularen Gurus und mit Sicherheit keine Religion. Er schien außerstande zu sein, irgendein System, sei es politisch oder philosophisch, ohne Zynismus zu betrachten.

Obwohl Quaid selten lauthals lachte, wußte Steve, daß in seiner Weltsicht schwarzer Humor steckte. Lämmer und Schafe waren die Menschen, und alle auf der Suche nach Schafhirten. Natürlich waren diese Schafhirten Quaid zufolge bloße Wunschgebilde. Was wirklich existierte, in der Finsternis außerhalb der Hürde, waren einzig und allein die Ängste, die sich auf das unschuldige Schaffleisch fixierten, um in steinerner Geduld ihren Augenblick abzuwarten.

Alles war in Zweifel zu ziehen, ausgenommen eine Tatsache: daß das nackte Grauen, der Moloch Angst existierte.

Quaid's intellektuelle Arroganz war an- und aufregend. Bald lernte Steve die bilderstürmerische Nonchalance lieben, mit der er einen Glaubensinhalt nach dem anderen niedermachte. Manchmal tat's schon weh, wenn Quaid ein hieb- und stichfestes Argument gegen eins aus Steve's Doktrin formulierte. Aber nach ein paar Wochen wirkte selbst das blanke Wortgeräusch des Niedermachens erregend.

Quaid rodete das Unterholz, fällte die Bäume, tilgte restlos die Stoppeln aus. Steve fühlte sich befreit.

Nation, Familie, Kirche, Recht. Alles Schrott. Alles unbrauchbar. Alles Lug und Trug, Ketten und Knebelung.

Nur das phobische Grauen gab es.

»Ich fürchte, du fürchtest, wir fürchten«, sagte Quaid gern. »Er, sie oder es fürchtet. Kein bewußtseinsbegabtes Wesen auf dem Angesicht der Erde, dem das Grauen nicht inniger vertraut wäre als sein eigener Herzschlag.«

Eins von Quaid's bevorzugten Drangsalieropfern war Cheryl Fromm, die gleichfalls Philosophie und Anglistik studierte. Auf seine recht

verabscheuungswürdigen Bemerkungen stürzte sie meistens los wie der Stier aufs rote Tuch, und während die beiden gegenseitig ihre Argumente verhackstückten, lehnte sich Steve gewöhnlich zurück, um dem Schauspiel zuzusehen. Cheryl war, nach Quaid's Worten, eine pathologische Optimistin.

»Und du hast Scheiße im Hirn«, sagte sie, wenn der Disput etwas in Fahrt gekommen war. »Wen juckt das schon, wenn du dich vor deinem eigenen Schatten fürchtest? Mich nicht. Fühl' mich bestens.«

Sie sah auch ganz danach aus. Cheryl Fromm war ideales Material für feuchte Träume, aber zu gescheit, als daß irgendeiner auch nur andeutungsweise versucht hätte, sie anzumachen.

»Hin und wieder bekommt jeder von uns das tiefe Grauen zu schmecken«, entgegnete ihr dann Quaid, und seine milchigen Augen musterten eindringlich ihr Gesicht, lauerten auf ihr weiteres Verhalten und bemühten sich, wie Steve wußte, eine Schwachstelle in ihrer Überzeugung zu finden.

»Aber ich nicht.«

»Keine Ängste? Keine Schreckensbilder?«

»Nicht die Bohne. Komm' aus 'ner intakten Familie; hab' keinerlei Leichen im Keller. Nicht mal Fleisch eß ich, hab' also kein mieses Gefühl, wenn ich an 'nem Schlachthaus vorbeifahre. Kann leider nicht die kleinste bekackte Macke vorweisen. Bedeutet das etwa, ich existiere nicht wirklich?«

»Es bedeutet«, Quaid's Augen waren Schlangenschlitze, »es bedeutet, dein Selbstvertrauen hat was Großes zu vertuschen.«

»Womit wir wieder bei den Schreckgespenstern wären.«

»Großen Schreckgespenstern.«

»Nicht so vage: beschreib genau, worum's dir geht.«

»Wie soll ich dir sagen, wovor du dich fürchtest.«

»Dann sag mir, wovor du dich fürchtest.«

Quaid zögerte. »Letztlich«, sagte er, »entzieht sich das der Analyse.«

»Entzieht sich der Analyse, mein Arsch!«

Unwillkürlich verzogen sich Steves Lippen zu einem Lächeln. Che-

ryls Arsch entzog sich in der Tat der Analyse. Auf ihn konnte man nur mit Hinknien reagieren und mit Anbetung.

Quaid tönte wieder vom Rednerpult herunter. »Was ich fürchte, geht nur mich persönlich was an. In einem umfassenderen Kontext besagt es gar nichts. Die Zeichensprache meines Grauens, die Vorstellungen, die mein Hirn ins Spiel bringt, um, wenn ihr so wollt, meine Angst zu illustrieren, diese Zeichen sind relativ harmloses Zeug, verglichen mit dem wirklichen nackten Entsetzen, das in der Tiefe meiner Persönlichkeit schlummert.«

»Ich kenn' solche Vorstellungen«, sagte Steve. »Bilder aus meiner Kindheit, die Erinnerungen wachrufen...« Er hielt inne, bedauerte bereits seinen Ansatz zur Beichte.

»Woran?« fragte Cheryl. »Meinst du Vorgänge, die mit schlimmen Erlebnissen zusammenhängen? Wie du vom Rad gefallen bist oder so was in der Art?«

»Schon möglich«, sagte Steve. »Manchmal denk' ich mittendrin an diese Bilder. Nicht mit Absicht, nur wenn meine Konzentration gerade leerläuft. Fast, als ob mein Bewußtsein automatisch zu ihnen abschweifen würde.«

Quaid gab ein kleines zufriedenes Grunzen von sich. »Haargenau«, sagte er.

»Kann man bei Freud nachlesen«, fragte Cheryl.

»Wie?«

»Bei Freud«, wiederholte Cheryl, machte dann ein ironisches Spielchen daraus und wandte sich an ihn wie an ein kleines Kind.

»Sigmund

Freud: Hast vielleicht schon gehört von ihm.«

Quaids Lippe kräuselte sich in uneingeschränkter Verachtung. »Mutterbindungen beantworten das Problem in keiner Weise. Die wahren Schreckensherde in mir, in uns allen, liegen diesseits der Persönlichkeitsstruktur. Der Moloch Angst ist schon da, ehe wir den leisesten Begriff von uns selbst als Individuen haben. Der Daumennagel, in sich gekrümmt im Mutterleib, verspürt das Grauen.«

»Und du erinnerst dich dran, oder?« fragte Cheryl.

»Schon möglich«, entgegnete Quaid todernst.

»An den Mutterleib?«

Quaid zeigte eine Art halb unterdrücktes Lächeln, das, so vermutete Steve, besagte: Ich hab' sehr wohl Kenntnisse, die du nicht hast. Es war ein absonderliches, widerwärtiges Lächeln; eins, das Steve lieber nicht gesehen hätte.

»Du bist ein Lügner«, sagte Cheryl, erhob sich gleichzeitig vom Stuhl und strafte Quaid mit Verachtung.

»Vielleicht bin ich das«, sagte er, mit einem Mal der vollendete Kavalier.

Danach hörten die Debatten auf.

Kein Reden über Schreckgespenster mehr, keine Erörterung der nachtmahrhaften Dinge mehr, die in der Finsternis rumoren. Den nächsten Monat sah Steve Quaid nur unregelmäßig, und wenn, dann war dieser ständig in Begleitung von Cheryl Fromm. Quaid ging höflich, ja ehrerbietig mit ihr um. Seine Lederjacke trug er nicht mehr, weil Cheryl den Geruch toter tierischer Materie nicht ausstehen konnte. Dieser plötzliche Wandel in ihrer Beziehung brachte Stephen durcheinander; aber er führte das auf sein nur rudimentäres Verständnis sexueller Belange zurück. Er war keine Jungfrau mehr, aber noch immer waren Frauen ein Geheimnis für ihn: widersprüchlich und rätselhaft.

Er war auch eifersüchtig, obwohl er sich das nicht so ganz eingestehen wollte. Daß die Feuchtraumfee so viel von Quaid's Zeit in Beschlag nahm, ging ihm gegen den Strich.

Und da war noch ein anderes Gefühl; die merkwürdige Empfindung, daß Quaid Cheryl aus höchstpersönlichen, befremdlichen Gründen hofierte. Sex war nicht Quaid's Motiv, da war Steve sich sicher. Ebenso wenig war es die Bewunderung von Cheryl's Intelligenz, die Quaid so aufmerksam machte. Nein, er war dabei, sie irgendwie einzukreisen, das spürte Steve instinktiv. Cheryl Fromm wurde klammheimlich zur Schlachtbank getrieben.

Dann, einen Monat später, ließ Quaid im Gespräch eine Bemerkung über Cheryl fallen.

»Sie ist Vegetarierin«, sagte er.

»Cheryl?«

»Cheryl, wer sonst.«

»Ich weiß. Sie hat's schon mal erwähnt.«

»Ja, aber bei ihr ist's nicht bloß 'ne Marotte. Sie hängt mit Leib und Seele drin, fanatisch. Kann's nicht mal ertragen, in die Auslage von 'nem Metzgerladen reinzuschauen. Sie will Fleisch nicht anrühren, nicht riechen.«

»Ach was.« Steve war perplex. Worauf lief das hinaus?

»Das Grauen, Steve.«

»Vor Fleisch?«

»Die Anzeichen, die Erscheinungsformen variieren von Person zu Person. *Sie ängstigt sich vor Fleisch*. Sie sagt, sie ist so gesund, so ausgeglichen. Einen Scheiß ist sie. Ich krieg' ihn zu fassen...«

»Kriegst wen du fassen?«

»Den Moloch Angst, Steve.«

»Du hast doch nicht etwa vor... ?« Steve wußte nicht, wie er seiner tiefen Beunruhigung Ausdruck geben sollte, ohne daß es sich zugleich wie eine Anklage anhörte.

»Ihr was anzutun?« fragte Quaid. »Nein. Ich hab' nicht vor, ihr in irgendeiner Weise was anzutun. Sollte sie Schaden erleiden, wird er ausnahmslos selbst verursacht sein.«

Quaid starrte ihm geradezu hypnotisierend in die Augen. »Wird langsam Zeit, daß wir lernen, einander zu vertrauen«, fuhr er fort. Er neigte sich näher. »Zwischen uns beiden...«

»Du, ehrlich, ich glaub' ich will davon nichts hören.«

»Wir müssen die Bestie berühren, Stephen.«

»Geh mir bloß mit der Bestie! Ich will nichts hören!«

Steve stand auf, um damit sowohl die bedrängende Umklammerung von Quaid's starrem Blick abzuschütteln als auch die Unterhaltung zu beenden.

»Wir sind Freunde, Stephen.«

»Ja...«

»Dann halt' dich dran.«

»Woran?«

»Ans Stillschweigen. Kein Wort.«

Steve nickte. Das ließ sich ruhigen Gewissens versprechen. Wem hätte er seine Befürchtungen schon mitteilen können, ohne daß man ihn ausgelacht hätte?

Quaid wirkte zufrieden. Er eilte fort und ließ Steve mit dem Eindruck zurück, gegen seinen Willen einer geheimen Vereinigung beigetreten zu sein, ohne die leiseste Ahnung zu haben, zu welchem Zweck.

Quaid hatte einen Pakt mit ihm geschlossen, und ihm war hundeeelend. Während der nächsten Woche ließ er alle seine Vorlesungen und die meisten seiner Seminare sausen. Aufzeichnungen wurden nicht ins Reine übertragen, Bücher blieben ungelesen, Abhandlungen ungeschrieben. Die beiden Male, die er tatsächlich ins Unigebäude ging, schlich er herum wie ein übervorsichtiges Mäuschen und hoffte inständig, nicht Quaid über den Weg zu laufen.

Er hätte sich nicht zu fürchten brauchen. Das eine Mal, als er Quaid vornüberhängende Schultern am ändern Ende des Innenhofs sah, war dieser in einen heiteren Plausch mit Cheryl Fromm vertieft. Vergnügt und melodisch hallte ihr Lachen von der Wand der Historischen Fakultät wider. Steve war nachgerade gänzlich frei von Eifersucht. Nicht für viel Geld hätte er Quaid so nah sein, so engen Umgang mit ihm haben mögen.

Die Zeit, die er allein fern vom Gewusel der Vorlesungen und vollgepferchten Korridore verbrachte, gab seinem Bewußtsein genügend Spielraum, frei herumzuschweifen. Seine Gedanken kehrten - wie die Zunge zum Zahn, wie der Fingernagel zum Schorf - zu seinen Ängsten zurück.

Mit sechs Jahren war Steve von einem Wagen angefahren worden. Die Verletzungen waren nicht besonders schlimm, aber die Gehirnerschütterung hatte bei ihm eine zeitweilige Taubheit zur Folge. Das war eine zutiefst bedrückende Erfahrung für ihn; konnte er doch nicht begreifen, weshalb er plötzlich von der Welt abgeschnitten war. Es war eine unerklärliche Marter, und das Kind nahm an, sie würde ewig dauern.

Grad eben noch war sein Leben wirklich gewesen, voller Zurufe und Gelächter. Und gleich darauf war er davon abgeschnitten, und die ihn umgebende Welt wurde zum Aquarium, voller mauloffen glotzender, grotesk grinsender Fische. Schlimmer noch, zeitweise litt er an dem, was die Ärzte Ohrensausen nannten, einem brausenden oder klingelnden Gedröhn in den Ohren. Seinen Kopf erfüllten dann die fremdartigsten Geräusche, dumpfes Gebrüll und Pfiffe, die wie eine Tonspur das wilde Gefuchtel der Außenwelt untermalten. In solchen Phasen drehte sich ihm dann schäumend der Magen um, und ein Eisenband wurde ihm um die Stirn gelegt, das seine Gedanken zu disparaten Brocken zermalmte, den Kopf von der Hand lostrennte, die Absicht von der Ausführung. In einer Flutwelle panischen Entsetzens wurde er dann hinweggefegt, absolut außerstande, noch irgend etwas um sich herum zu verstehen, währenddessen sein Kopf sang und rasselte.

Aber nachts kamen die schlimmsten Schrecken. Manchmal erwachte er in dem, was vor dem Unfall der heimelige Mutterschoß seines Schlafzimmers gewesen war, um festzustellen, daß das Geklingel schon im Schlaf begonnen hatte.

Seine Augen schnellten dann auf. Sein Körper war naß vor Schweiß. Sein Bewußtsein wurde erfüllt vom heisersten Getöse, mit dem er ohne die geringste Hoffnung auf Gnadenfrist zusammengesperrt war. Nichts konnte seinen Kopf zum Schweigen bringen, und nichts, so schien es, konnte ihm die Welt, die sprechende, lachende, weinende Welt wiederbringen.

Er war allein.

Das war es dann: das Grauen, von A bis Z, in Reinkultur. Er war mutterseelenallein mit seiner Kakophonie. Eingesperrt in dieses Haus, in dieses Zimmer, in diesen Körper, in diesen Kopf, ein Gefangener tauben, blinden Fleisches.

Es war fast unerträglich. In der Nacht schrie der Junge manchmal auf, ohne zu wissen, daß er überhaupt ein Geräusch machte, und die Fische, die seine Eltern waren, drehten dann das Licht an und kamen, versuchten, ihm irgendwie zu helfen, beugten sich über sein Bett und

schnitten Gesichter; bei ihren Anstrengungen zu helfen, bildeten sie mit den tonlosen Mündern widerlich molluskenhafte Fratzen. Ihre Berührungen beruhigten ihn dann schließlich; mit der Zeit lernte seine Mutter, wie sie die Panik fort lindern konnte, die über ihn hinfegte. Eine Woche vor seinem siebten Geburtstag kehrte sein Gehör zurück, nicht vollständig, aber immerhin so gut, daß es auf ihn wie ein Wunder wirkte. Schlagartig rückte die Welt wieder ins rechte Licht der Wahrnehmung, und das Leben begann von neuem.

Es kostete den Jungen mehrere Monate, bis er seinen Sinnen wieder traute. Noch immer erwachte er häufig in der Nacht und spürte schon fast die Kopferäusche herannahen.

Wenn Steve auch normalerweise die Ohren schon bei der abgeschwächtesten Klangfülle dröhnten, was ihn davon abhielt, mit seinen Kommilitonen zu Rockkonzerten zu gehen, bemerkte er jetzt seine leichte Taubheit so gut wie gar nicht.

Aber er erinnerte sich natürlich. Sehr gut. Er konnte sich den Geschmack seines Entsetzens vergegenwärtigen; das Gefühl des Eisenbandes um seinen Kopf. Und ein Restbestand war noch vorhanden von der Angst, dem Dunkel, dem Alleinsein.

Nun hatte Steve noch eine andere Angst, die weitaus schwieriger auszuloten, festzunageln war.

Quaid. Bei einem besäufnishaften, enthüllungsreichen Zusammensein hatte er Quaid von seiner Kindheit erzählt, von der Taubheit, von den nächtlichen Schrecken.

Quaid wußte um seine Schwäche: Er kannte den geraden Weg ins Innerste von Steves panischem Grausen. Er hatte, sollte es je so weit kommen, eine Waffe, einen Knüppel, um ihn damit zu schlagen.

Möglicherweise zog Steve es eben deswegen vor, nicht mit Cheryl zu reden (sie warnen, das wollte er doch wohl, oder?), und mit Sicherheit ging er deswegen Quaid aus dem Weg.

Der Mann hatte, wenn er auf die eine oder andere Art verstimmt war, einen Ausdruck der Bösartigkeit. Nicht mehr und nicht weniger. Er sah aus wie ein Mann, den tief, tief drinnen Bösartigkeit besetzt hielt. Möglicherweise hatten Steve jene vier Monate der Menschenbeobach-

tung bei reduziertem Geräuschpegel für die Wahrnehmung der winzigen Blicke, der Hohngrimassen, des Lächelns, das über die Menschengesichter huscht, empfänglicher gemacht. Er wußte, Quaid's Leben war ein Labyrinth; die Karte seiner verschlungenen Vielschichtigkeit war mit tausend winzigen Ausdrucksnuancen seinem Gesicht eingeritzt.

Der nächste Schritt von Steves Initiation in Quaid's geheime Welt setzte erst nach dreieinhalb Monaten ein. Die Uni unterbrach ihren Betrieb für die Sommerpause, und die Studenten gingen ihrer Wege. Steve trat seinen üblichen Ferienjob in der Druckerei seines Vaters an; das nahm ihn voll in Anspruch und schlauchte ganz schön, stellte aber eine unleugbare Erleichterung für ihn dar. Die Studiererei hatte ihm das Hirn bis zum Platzen vollgestopft; zwangsernährt, gemästet mit Worten und Ideen, so kam er sich vor. Die schweißtreibende Druckereiarbeit schwemmte das alles rasch aus ihm heraus, schaffte Überblick, beseitigte den Ramsch in seinem Denken.

Es war eine angenehme Zeit: Er dachte beinahe gar nicht an Quaid. Ende September ging er an die Uni zurück. Auf dem Campus waren noch relativ wenig Studenten. Die meisten Studiengänge fingen erst in der darauffolgenden Woche an; und ohne sein übliches Gewühl mosernder, flirtender, debattierender junger Leute strahlte der Ort etwas Melancholisches aus.

Steve war in der Bibliothek und sicherte sich ein paar wichtige Bücher, ehe andere aus seinem Studiengang sie sich schnappen konnten. Zu Semesterbeginn, wenn man die Leselisten abhaken mußte und die Uni-Buchhandlung ewig beteuerte, daß die gefragten Titel bereits bestellt seien, waren Bücher nicht mit Gold aufzuwiegen. Mit schöner Regelmäßigkeit trafen sie dann ein, diese lebensnotwendigen Bücher - zwei Tage nach der Seminarsitzung, in der ihr Autor diskutiert werden sollte. Steve war fest entschlossen, in diesem Abschlußjahr beim Run auf die wenigen bibliothekseigenen Exemplare grundlegender Standardwerke ganz vorn an der Spitze zu sein.

Die altbekannte Stimme drang an sein Ohr: »Bist aber früh dran.«

Steve sah auf, geradewegs in die Nadelstichaugen Quaid's.

»Alle Achtung, Steve.«

»Wovor?«

»Vor deinem Arbeitseifer.«

»Ach.«

Quaid lächelte. »Was suchst'n?«

»Was über Bentham.«

»Ich hab' die *Principles of Morals and Legislation*. Tut's das?«

Eine Falle. Nein: Unsinn. Er wollte ihm ein Buch leihen; wie konnte man eine so harmlose Geste als Falle auslegen?

»Da fällt mir ein«, das Lächeln wurde breiter, »meins ist, glaub' ich, sowieso das Bibliotheksexemplar. Kannst es haben.«

»Danke.«

»Schöne Ferien gehabt?«

»Ja. Danke. Und du?«

»Sehr ertragreich.«

Das Lächeln war zu einer dünnen Linie abgeflaut unter seinem...

»Du hast dir ja 'nen Schnurrbart stehen lassen.«

Es war ein kränklicher Vertreter der Spezies. Dünn und schmutzig-blond stromerte ein fransiges Gestoppel unter Quaid's Nase hin und her, als suche es einen Fluchtweg aus seinem Gesicht. Quaid wirkte leicht verlegen.

»Cheryl zuliebe?«

Jetzt war er eindeutig verlegen. »Also...«

»Hört sich nach schönem Urlaub an.«

Die Verlegenheit wurde durch etwas anderes verdrängt. »Ich hab' ein paar tolle Fotos«, sagte Quaid.

»Was für welche?«

»Ferienschnappschüsse.«

Steve traute seinen Ohren nicht. Hatte C, Fromm diesen Quaid zahmgekriegt? Ferienschnappschüsse!

»Manche davon würd'st du nicht für möglich halten.«

Etwas an Quaid's Verhalten erinnerte an den Araber, der einem obszöne Postkarten verkauft. Was waren das für Fotos, verdammt?

Aufnahmen von Cheryl, beim Kant-Lesen erwischt, mit offener, Muschi?

»Kann dich mir schwer als Fotograf vorstellen.«

»Tu' ich mittlerweile leidenschaftlich gern.« Er grinste bei dem Wort »leidenschaftlich«. Sein Verhalten zeigte eine kaum noch verhüllte Erregung. Er funkelte richtig vor Vergnügen. »Du mußt kommen und sie dir ansehen.«

»Ich...«

»Heut abend. Dann kannst du gleich den Bentham mitnehmen.«

»Danke.«

»Hab' neuerdings 'n Haus für mich allein. Gleich um die Ecke hinterm Entbindungsheim, in der Pilgrim Street. Nummer vierundsechzig. So nach neun?«

»Okay. Danke. Pilgrim Street.«

Quaid nickte.

»Hatte keine Ahnung, daß es in der Pilgrim Street noch bewohnbare Häuser gibt.«

»Nummer vierundsechzig.

Die Pilgrim Street lag auf den Knien. Die meisten Häuser waren schon bloßer Schutt. Bei ein paar hatten erst die Abrißarbeiten begonnen. Ihre Innenwände waren widernatürlich zur Schau gestellt; rosa und blaßgrüne Tapeten, offene Kamine in oberen Stockwerken hingen über klaffenden Spalten rußgeschwärzten Ziegelwerks. Treppen führten von nirgendwo nach nirgendwo und wieder zurück.

Nummer vierundsechzig stand für sich allein. Zu beiden Seiten waren die Gebäude in der Häuserreihe abgebrochen, wegplaniert worden und hatten eine Wüstenei aus festgestampftem Ziegelstaub hinterlassen, die ein paar kühne oder tollkühne Unkrautbüschel zu besiedeln suchten.

Ein dreibeiniger weißer Hund patrouillierte sein Territorium längs der Nummer vierundsechzig ab und hinterließ dabei als Zeichen seines Besitzrechts in regelmäßigen Abständen kleine Pißmarken. Quaids Haus war, wenn auch schwerlich ein Palast, immerhin einladender als die Öde, die es umgab.

Sie tranken miteinander schlechten Rotwein, den Steve mitgebracht hatte, und sie rauchten etwas Gras. Quaid war weitaus milder gestimmt, als Steve ihn je zuvor erlebt hatte, vollauf zufrieden, anstatt Entsetzensangst Belanglosigkeiten zu bereden. Er lachte gelegentlich; erzählte sogar einen dreckigen Witz. Das Innere des Hauses war kahl und leer, fast spartanisch. Keine Bilder an den Wänden; keinerlei Dekoration oder Nippes. Quaid's Bücher, und davon gab's buchstäblich Hunderte, lagen haufenweise auf dem Boden, ohne daß Steve in ihren Stapeln eine besondere Ordnung hätte entdecken können. Küche und Bad waren primitiv. Die ganze Atmosphäre hatte fast etwas Mönchisches.

Nach ein paar locker-angenehmen Stunden gewann die Neugier über Steve die Oberhand.

»Also, was is' jetz' mit den Urlaubsfotos?« sagte er, merkte durchaus, daß er seine Worte ein bißchen vernuschelte, machte sich aber weiter nichts daraus.

»Ach ja, mein Experiment.«

»Experiment?«

»Ehrlich gesagt, Steve, bin ich mir nicht so sicher, ob ich sie dir zeigen soll.«

»Wieso nicht?«

»Bin da mit 'ner todernsten Sache befaßt, Steve.«

»Und für 'ne todernste Sache bin ich nicht reif genug. Willst du das damit sagen?«

Steve spürte, daß Quaid's Taktik ihre Wirkung bei ihm nicht verfehlte, obwohl ganz unverhohlen deutlich war, was er tat.

»Ich hab' nicht gesagt, du bist nicht reif genug...«

»Was ist das für 'ne Sache, verdammt noch mal?«

»Bilder.«

»Von?«

»Du erinnerst dich an Cheryl.«

Bilder von Cheryl. Ha.

»Wie könnt' ich so was vergessen?«

»Sie kommt dieses Semester nicht zurück.«

»Ah.«

»Sie hat 'ne radikale Erfahrung gemacht.« Quaid's Blick war basiliskenhaft.

»Was meinst du damit?«

»Sie war immer so ruhig, nicht?« Quaid redete über sie, als ob sie tot wäre. »Ruhig, cool und gefaßt.«

»Ja, das war sie wohl.«

»Armes Luder, 'n guter Fick, das war alles, was sie wollte.«

Steve grinste blöd wie ein Schulkind über Quaid's dreckige Bemerkung. Es war ein bißchen schockierend; wie wenn man den Lehrer mit aus der Hose hängendem Fimmel zu Gesicht kriegt.

»Sie hat einen Teil der Ferien hier verbracht.«

»Hier?«

»In diesem Haus.«

»Du magst sie also?«

»Sie ist eine ungebildete, ahnungslose Kuh. Sie ist anmaßend, ist schwach, ist dumm. Aber sie wollte nicht *geben*, nicht die bekackteste Kleinigkeit wollte sie geben.«

»Du meinst, sie wollte nicht vögeln?«

»Ach wo! Sie hatte den Schlüpfel herunter, eh sie dich noch richtig angesehen hat. Ihre Ängste, das war's, womit sie nicht herausrücken wollte...«

Die alte Leier.

»Aber ich hab' sie dazu gebracht, zu gegebener Zeit.«

Quaid zog hinter einem Stapel philosophischer Bücher eine Schachtel hervor. In ihr war ein Packen Schwarzweißfotos, Vergrößerungen in doppeltem Postkartenformat. Er reichte Steve das erste aus dieser Serie hinüber.

»Siehst du: Ich hab' sie eingelocht, Steve.« Quaid war so teilnahmslos wie ein Nachrichtensprecher. »Wollte sehn, ob ich sie puschen könnte, 'n bißchen was von ihrem Grauen rauszurücken.«

»Was soll das heißen: hab' sie eingelocht?«

»Im obern Stockwerk.«

Steve fühlte sich komisch. Ganz leises Singen, Klingeln in seinem Kopf. Von billigem Wein bekam er immer leichtes Ohrensausen. »Hab' sie im obern Stockwerk eingelocht«, sagte Quaid nochmals, »'s war ein Experiment. Deswegen hab' ich mir dieses Haus gesucht.

Keine Ohrenzeugen ringsum.«

Keine Ohrenzeugen - wovon?

Steve sah das unscharfe Bild in seiner Hand an.

»Versteckte Kamera«, sagte Quaid, »sie hatte nie 'ne Ahnung, daß ich sie fotografiert hab'.«

Foto eins zeigte ein kleines, unscheinbares Zimmer. Spärliches, simples Mobiliar.

»Das ist das Zimmer. Unterm Dach. Warm. Sogar 'n bißchen stickig.

Absolut ruhig.«

Absolut ruhig.

Quaid offerierte Foto zwei. Dasselbe Zimmer. Jetzt waren die meisten Möbel entfernt. Ein Schlafsack lag entlang einer Wand ausgebreitet.

Ein Tisch. Ein Stuhl. Eine nackte Glühbirne.

»Und so hab' ich's für sie hergerichtet.«

»Sieht wie 'ne Zelle aus.«

Quaid grunzte.

Foto drei. Dasselbe Zimmer. Auf dem Tisch ein Krug Wasser. In der Zimmerecke ein Eimer, grob mit einem Handtuch abgedeckt.

»Wozu der Eimer?«

»Für ihre Pisse.«

»Ja.«

»Mit allem nötigen Komfort«, sagte Quaid. »Hatte nicht die Absicht, sie zum Tier zu reduzieren.«

Selbst in seinem betrunkenen Zustand bekam Steve Quaid's unausgesprochene Implikation mit. Er hatte nicht die *Absicht*, sie zum Tier zu reduzieren. Trotzdem...

Foto vier. Auf dem Tisch, auf einem schmucklos-glattem Teller eine dicke Scheibe Fleisch. Ein Knochen ragt heraus.

»Rindfleisch«, sagte Quaid.

»Aber sie ist Vegetarierin.«

»Ganz recht. Es ist leicht gesalzenes, schön durchgebratenes, gutes Rindfleisch.«

Foto fünf. Wie Nummer vier, aber jetzt mit Cheryl im Zimmer. Die Tür ist geschlossen. Sie tritt gegen die Tür. Fuß, Faust und Gesicht ein einziger Schemen der Raserei.

»Hab' sie gegen fünf Uhr morgens in das Zimmer verfrachtet.

Während sie schlief: Hab's sie selber über die Schwelle getragen. Sehr romantisch. Sie wußte echt nicht, was vor sich ging.«

»Du hast sie da drin eingesperrt?«

»Natürlich. War 'n Experiment.«

»Hat sie nichts davon gewußt?«

»Wir hatten über Angst geredet, kennst mich doch. Sie wußte, was ich entdecken wollte. Wußte, daß ich Versuchskaninchen brauchte. Sie hat schnell kapiert. Sobald sie begriff, worauf ich aus war, hat sie sich beruhigt.«

Foto sechs. Cheryl sitzt in der Zimmerecke und denkt nach.

»Wahrscheinlich hat sie geglaubt, sie könne durchhalten, bis es mir zu blöd wird.«

Foto sieben. Cheryl schaut die Portion Rinderkeule auf dem Tisch an, wirft einen scheelen Blick drauf.

»Hübsches Foto, find'st nicht? Schau dir ihren angeekelten Gesichtsausdruck an. Selbst den Geruch von gebratenem Fleisch hat sie gehaßt. Freilich war sie da noch nicht hungrig.«

Acht: Sie schläft.

Neun: Sie pißt. Steve fühlte sich unbehaglich beim Betrachten des auf dem Eimer hockenden Mädchens; der Schlüpfers hängt ihr um die Knöchel. Tränennasses Gesicht.

Zehn: Sie trinkt Wasser aus dem Krug.

Elf: Sie schläft wieder, mit dem Gesicht zur Wand, eingerollt wie ein Fötus.

»Wie lang ist sie da schon in dem Zimmer?«

»Da war sie erst vierzehn Stunden drin. Sie verlor sehr schnell die Orientierung, was die Zeit anbetrifft. Unveränderte Beleuchtung, wie du siehst. Ihre innere Uhr war ziemlich bald im Arsch.«

»Wie lang war sie drin im ganzen?«

»Bis der entscheidende Nachweis erbracht war.«

Zwölf: Wieder wach, tigert sie um das Fleisch auf dem Tisch und wirft

gerade einen verstohlenen Blick darauf.

»Das wurde am nächsten Morgen aufgenommen. Während ich schlief. Die Kamera machte einfach jede Viertelstunde ein Bild. Schau dir die Augen an...«

Steve besah sich die Fotografie genauer. Irgendeine Art Verzweiflung war in Cheryls Gesicht: ein verstörter, wilder Ausdruck. Beinahe wie bei einem Versuch, es zu hypnotisieren, so starrte sie das Rindfleisch an.

»Sie sieht krank aus.«

»Sie ist müde, sonst nichts. Sie hat viel geschlafen, so wie's lief, aber anscheinend hat das nur ihre Erschöpfung bis zum Äußersten gesteigert. Sie weiß jetzt nicht, ob's Tag oder Nacht ist. Und natürlich hat sie Hunger. Sind ja schon eineinhalb Tage. Sie hat mehr als bloß 'n bißchen Appetit.«

Dreizehn: Sie schläft wieder, zu einem diesmal noch festeren Knäuel eingerollt - als wolle sie sich selbst verschlingen.

Vierzehn: Sie trinkt noch mehr Wasser.

»Ich hab' den Krug ausgetauscht, während sie schlief. Ihr Schlaf war tief. Hätte 'ne Polka abziehen können da drinnen, und sie war' nicht aufgewacht davon. Fort aus dieser Welt.«

Er grinste. Verrückt, dachte Steve, der Mann ist verrückt.

»Mannomann, gestunken hat's da drin! Weißt ja, wie Frauen manchmal riechen; nicht nach Schweiß, nach was andrem. Ein starker, strenger Geruch: fleischartig, blutig. Es waren die letzten Tage ihrer Periode. Halt' ich nicht mit eingeplant.«

Fünfzehn: Sie berührt das Fleisch.

»Ab hier beginnen sich die Risse zu zeigen«, sagte Quaid, mit leisem Triumph in der Stimme. »Ab hier beginnt das Grauen.«

Steve musterte die Fotografie genau. Die Grobkörnigkeit des Abzugs verwischte die Details, aber die coole Tante erduldet Qualen, soviel

war sicher. Beim Berühren der Nahrung war ihr Gesicht, halb vor Gier, halb vor Abscheu, krampfzig in sich verknotet.

Sechzehn: Sie war wieder an der Tür, warf sich dagegen; schlug mit allen Körperteilen wild drauflos. Ihr Mund, ein schwarzer phobischer Fleck, schrie die blanke Tür an.

»Jede Konfrontation mit dem Fleisch endete bei ihr regelmäßig damit, mir bombastisch die Ohren vollzulabern.«

»Wie lang geht's da schon?«

»Drei Tage bald. Hast 'ne hungrige Frau vor dir.«

Das war kaum zu übersehen. Auf dem nächsten Foto stand sie noch immer mitten im Zimmer und wandte ihre Augen von der Versuchung der Nahrung weg, während das Dilemma ihren ganzen Körper vor Anspannung erstarren ließ.

»Du läßt sie hungern.«

»Sie kommt zehn Tage lang mit Leichtigkeit ohne Essen aus. Fastenzeiten sind in jedem zivilisierten Land üblich, Steve. Sechzig Prozent der britischen Bevölkerung sind zu irgendeinem Zeitpunkt klinisch fettleibig. Sie war sowieso zu dick.«

Achtzehn: Da sitzt es, das dicke Mädchen, in seiner Zimmerecke und weint.

»Ungefähr jetzt fing sie zu halluzinieren an. Bloß kleine Störungen, geistige Ticks. Sie dachte, sie spürt was in ihrem Haar oder auf ihrem Handrücken. Mehrere Male hab' ich sie mitten in die Luft starren sehen, intensiv auf nichts fixiert.«

Neunzehn: Sie wäscht sich. Sie ist bis zur Taille entblößt, ihre Brüste sind schwer, ihr Gesicht ausdrucksleer. Das Fleisch hat eine dunklere Schattierung als auf den vorherigen Fotos.

»Sie hat sich regelmäßig gewaschen. Ließ nie zwölf Stunden rumgehen, ohne sich von Kopf bis Fuß zu waschen.«

»Das Fleisch wirkt...«

»Reif?«

»Dunkler.«

»Es ist ziemlich warm in ihrem kleinen Zimmer; und 'n paar Fliegen sind auch drin bei ihr. Sie haben das Fleisch aufgestöbert. Ihre Eier

gelegt. Ja, es kriegt so ziemlich den optimalen Reifegrad.«

»Gehört das mit zum Plan?«

»Klar. Wenn das Fleisch sie schon im frischen Zustand abgestoßen hat, wie sah's dann mit ihrem Ekel bei verfaultem Fleisch aus ? Das ist die Crux an ihrem Dilemma, nicht ? Je länger sie mit dem Essen wartet,

desto mehr ekelt sie das an, was ihr als Nahrung zur Verfügung steht. Sie steckt in der Zwickmühle: zwischen ihrem Horror vor Fleisch einerseits und ihrer krassen Angst vorm Sterben andererseits. Was von beiden ist stärker im Endeffekt?«

Steve steckte jetzt gleichermaßen in der Zwickmühle. Einerseits war dieser Scherz schon zu weit gegangen, und Quaid's Experiment erwies sich nachgerade als eine Übung in Sadismus, andererseits wollte Steve wissen, bis zu welchem Punkt diese Geschichte noch vorangetrieben worden war. Es hatte etwas unbestreitbar Faszinierendes, die Frau leiden zu sehen.

Auf den nächsten sieben Fotos - zwanzig, einundzwanzig, zwei-, drei-, vier-, fünf-, sechsundzwanzig - war der schon bekannte gleichbleibende Kreislauf abgeleitet. Schlafen, Waschen, Pissen, Fleischbe-

gucken. Schlafen, Waschen, Pissen...

Dann die Siebenundzwanzig.

»Siehst du das?«

Sie hebt das Fleisch hoch. Ja, sie hebt es hoch, nacktes Grausen im Gesicht. Das Stück Rinderkeule sieht voll ausgereift aus, gesprenkelt mit Fliegeneiern. Üppig-blumig.

»Sie beißt rein.«

Das nächste Foto: mit ihrem im Fleisch vergrabenen Gesicht.

Steve schmeckte förmlich das verrottete Fleisch hinten im Rachen. Sein Bewußtsein assoziierte unwillkürlich Gestank und schuf eine Fäulnissoße für seine aufnahmebereite Zunge. Wie brachte sie das nur fertig?

Neunundzwanzig: Sie erbricht sich in den Eimer in der Zimmerecke.

Dreißig: Sie sitzt da und schaut den Tisch an. Er ist leer. Den

Wasserkrug muß sie gegen die Wand geschleudert, den Teller zertrümmert haben. Das Rindfleisch liegt am Boden, ein schleimiger Klumpen des Zerfalls.

Einunddreißig: Sie schläft. Ihr Kopf verliert sich im Gewirr der Arme.

Zweiunddreißig: Sie steht auf. Sie schaut wieder das Fleisch an, widersetzt sich ihm. Der Hunger steht ihr ins Gesicht geschrieben. Gleicherweise der Ekel.

Dreiunddreißig: Sie schläft.

»Wie lange geht das jetzt?« fragte Steve.

»Fünf Tage. Nein, sechs.«

Sechs Tage.

Vierunddreißig: Sie ist eine schemenhafte Gestalt, schleudert sich augenscheinlich gegen eine Wand. Schlägt vielleicht mit dem Kopf dagegen. Steve konnte das nicht genau sagen. Fragen brachte er keine mehr raus. Etwas in ihm wollte nicht informiert werden.

Fünfunddreißig: Sie schläft wieder, diesmal unterm Tisch. Der Schlafsack ist in Stücke gerissen, Stoffetzen und Teile der Füllung liegen im Raum verstreut.

Sechsenddreißig: Sie spricht zur Tür, durch die Tür, und weiß, daß man ihr nicht antworten wird.

Siebenunddreißig: Sie ißt das verpestete Fleisch. Still sitzt sie unterm Tisch, wie eine Wilde in ihrer Höhle, und zerrt mit den Schneidezähnen am Fleisch. Ihr Gesicht ist wieder ausdruckslos; ihre ganze Energie ist auf das augenblickliche Vorhaben ausgerichtet: zu essen, zu essen, bis der Hunger verschwindet, bis die brennende Qual in ihrem Bauch und der kranke Taumel in ihrem Kopf verschwinden. Steve starrte die Fotografie an.

»Ich war echt verblüfft«, sagte Quaid, »wie plötzlich sie weich wurde. Eben noch schien sie so viel Widerstandskraft zu haben wie nur je. Der Monolog an der Tür war die gleiche Mischung aus Drohungen und

Abbitten, wie sie sie tagein, tagaus abgeliefert hat. Dann brach sie zusammen. Einfach so. Hockt sich unter den Tisch und ißt das

Rindfleisch bis auf den Knochen auf, als ob's der delikateste Braten wäre.«

Achtunddreißig: Sie schläft. Die Tür ist auf. Licht strömt herein.

Neununddreißig: Das Zimmer ist leer.

»Wo ist sie hin?«

»Sie ist nach drunten geschlendert. Kam in die Küche, trank mehrere Glas Wasser und saß dann drei oder vier Stunden in 'nem Sessel, ohne ein Wort zu sagen.«

»Hast du mir ihr geredet?«

»Schließlichschon. Als sie langsam aus ihrem Dämmerzustand rauskam. Das Experiment war zu Ende. Wollt' ihr nicht wehtun.«

»Und was hat sie gesagt?«

»Nichts.«

»Nichts?«

»Überhaupt nichts. Wahrscheinlich hat sie lange Zeit nicht mal bemerkt, daß ich auch im Zimmer war. Dann hab' ich 'n paar Kartoffeln gekocht, die hat sie gegessen.«

»Hat sie nicht versucht, die Polizei zu holen?«

»Nein.«

»Und ist nicht auf dich losgegangen?«

»Nein. Ihr war klar, was ich getan hab' und weshalb ich's getan hab'. Es war nicht direkt vorausgeplant, aber wir hatten uns über solche Experimente unterhalten, sie ganz allgemein diskutiert. Weißt du, ernstlich ist ihr ja praktisch nichts passiert. Sie hat vielleicht etwas abgenommen, aber das war auch schon alles.«

»Wo ist sie jetzt?«

»Am nächsten Tag ist sie abgezogen. Weiß nicht, wo sie hin ist.«

»Und was ist nun rausgekommen bei dem Ganzen?«

»Vielleicht gar nichts. Aber als Einstieg in meine Nachforschungen war's interessant genug.«

»Einstieg? Das war nur ein Einstieg?« Unverhohlener Abscheu vor Quaid schwang in Steves Stimme mit.

»Stephen...«

»Du hättest sie umbringen können!«

»Nein.«

»Sie hätte den Verstand verlieren können, psychisch auf Dauer geschädigt bleiben.«

»Möglich. Aber unwahrscheinlich. Sie war eine Frau mit starkem Willen.«

»Aber du hast ihn gebrochen.«

»Ja. Es war eine Reise, zu der sie bereit war. Wir hatten miteinander abgesprochen, die Konfrontation mit ihrer Angst zu suchen. Also bitte: Hab' ich's für Cheryl arrangiert, genau das zu tun. Doch wirklich nichts Weltbewegendes.«

»Du hast sie dazu gezwungen. Andernfalls hätte sie es todsicher bleibenlassen.«

»Stimmt. Es war eine wichtige Lektion für sie.«

»Ach, ein Lehrer bist du also?«

Steve wünschte, er hätte den Sarkasmus in seiner Stimme unterdrücken können. Aber er war unüberhörbar. Sarkasmus; Wut; und ein bißchen Angst.

»Ja, ich bin ein Lehrer«, erwiderte Quaid, sah Steve von der Seite her an, ohne ihn wirklich ins Auge zu fassen. »Ich bring' den Menschen das Grauen bei.«

Steve starrte auf den Boden. »Bist du zufrieden mit dem, was du ihr beigebracht hast?«

»Ich hab' auch gelernt dabei, Steve. Ausgesprochen aufregende Ausichten: Eine Welt der Ängste gilt es zu erforschen. Besonders bei intelligenten Versuchspersonen. Selbst angesichts der Tatsache, daß sie rational überlegen...«

Steve stand auf. »Ich will nichts mehr hören.«

»Ah ja? Okay.«

»Ich hab' Seminar gleich morgen früh.«

»Nein.«

»Was?«

Ein Schlag - schon abgedämpft.

»Nein. Geh noch nicht.«

»Weshalb?« Sein Herz raste. Er fürchtete Quaid, nie hatte er sich

klargemacht wie sehr.

»Ich hab' noch 'n paar Bücher mehr für dich auf Lager.«

Steve fühlte, wie er rot wurde. Nur leicht. Was hatte er eben gedacht? Daß Quaid im Begriff war, ihn mit einem aggressiven Rugby-Hechtsprung flachzulegen, um anschließend an seinen Ängsten herumzuxperimentieren? Idiotische Einfälle.

»Ich hab' ein Buch über Kierkegaard. Wird dir gefallen. Oben. Bin in zwei Minuten wieder da.«

Lächelnd verließ Quaid das Zimmer.

Steve ging in die Hocke und fing an, das Bündel Fotos nochmals durchzublättern. Am meisten faszinierte ihn der Zeitpunkt, als Cheryl das verfaulte Fleisch zum ersten Mal hochhob. Ihr Gesicht zeigte einen Ausdruck, der für die Frau, die er gekannt hatte, absolut untypisch war. Zweifel stand darin geschrieben, und Verwirrung und tiefes...

Grauen.

Es war Quaid's Wort. Ein schmutziges Wort. Ein obszönes Wort, von dieser Nacht an mit Quaid's Folterung eines unschuldigen Mädchens verknüpft.

Einen Augenblick lang dachte Steve an den Ausdruck in seinem eigenen Gesicht, während er auf die Fotografie hinunterstarrte. Zeigte sein Gesicht nicht einiges von derselben Verwirrung? Und vielleicht auch einiges von dem Grauen, das nur darauf wartete, freigesetzt zu werden.

Er hörte ein Geräusch hinter sich, zu leise, um von Quaid herzurühren. Außer, er schlich sich an.

Mein Gott, außer er...

Ein Bausch chloroformgetränktes Tuch wurde Steve auf Mund und Nase gepreßt. Unwillkürlich holte er Luft, und beißend drangen die Dämpfe in seine Nebenhöhlen, trieben ihm das Wasser in die Augen.

Ein Tupfen Schwärze erschien am Rand der Welt, gerade noch außer Sicht, und er fing an zu wachsen, dieser Fleck, pulsierte im Rhythmus von Steves schneller schlagendem Herzen. Tief drin in seinem Kopf

konnte er Quaid's Stimme als Schleier wahrnehmen. Sie sagte seinen Namen.

»Stephen.«

Und wieder.

»..ephen.«

»..phen.«

»..hen.«

»..en.«

Der Fleck füllte die Welt aus. Die Welt war dunkel, fortgelöscht. Aus der Sicht, aus dem Sinn.

Hilflos sackte Steve zwischen den Fotografien zusammen.

Als er wieder zu sich kam, war er sich seines Wachzustandes nicht bewußt. Finsternis überall, ringsum. Eine Stunde lag er mit aufgerissenen Augen wach, ehe er merkte, daß sie offen waren.

Versuchsweise bewegte er erst Arme und Beine, dann den Kopf.

Wider Erwarten war er nicht gefesselt, außer am Knöchel. Zweifels- ohne hatte er eine Kette oder was Ähnliches um den linken Knöchel. Sie schürfte ihm die Haut wund, wenn er sich zu stark zu bewegen versuchte.

Der Boden unter ihm war äußerst unangenehm, und als er ihn mit der Handfläche genauer untersuchte, erkannte er, daß er auf irgendeiner Art überdimensionalem Gitter oder Rost lag. Aus Metall, und die gleichmäßige Oberfläche erstreckte sich nach allen Seiten, soweit seine Arme reichten. Als er mit dem Arm durch die Löcher in seinem Grill nach unten langte, berührte er keinerlei Widerstand. Bloß Luft, die unter ihm ins Leere fiel.

Die ersten Infrarotaufnahmen, die Quaid von Stephens Haft machte, bestätigten augenfällig seine Voruntersuchung. Erwartungsgemäß verhielt sich die Versuchsperson angesichts ihrer Lage ziemlich vernünftig. Keine hysterischen Ausbrüche. Keine Verwünschungen.

Keine Tränen. Darin bestand das Problem, das dieser spezielle Fall stellte. Er wußte genau, was vor sich ging; und er würde sich seinen Ängsten gegenüber nach logischen Gesichtspunkten verhalten. Das ergab mit Sicherheit eine geistige Konstitution, die schwerer zu

knacken war als die von Cheryl.

Aber wieviel lohnender wären die Resultate, wenn er endlich zusammenkrachte. Würde seine Seele sich Quaid dann nicht ganz erschließen, sich betrachten, berühren lassen? So viel gab's im Innern dieses Mannes, das er studieren wollte.

Allmählich gewöhnten sich Steves Augen an die Dunkelheit. Augenscheinlich war er in einer Art Schacht eingekerkert. Schätzungsweise an die sechs Meter breit und vollkommen rund. War es eine Art Luftschacht, für einen Stollen oder eine unterirdische Fabrik? Wie auf einer Karte vergegenwärtigte Steve sich das Areal um die Pilgrim Street und versuchte, so genau wie möglich den mutmaßlichen Ort zu bestimmen, an den Quaid ihn verfrachtet haben könnte. Es blieb ihm unvorstellbar, wohin.

Unvorstellbar.

Abgeschoben, verloren an einem Ort, den er weder lokalisieren noch identifizieren konnte. Der kantenlose Schacht bot seinen Augen keinen Halt; und die Wände wiesen weder Riß noch Loch auf, keinen Unterschlupf für sein Bewußtsein. Schlimmer: Er lag ausgebreitet auf einem Rost, der über diesem Schacht hing. Gegen die Dunkelheit unter ihm konnten seine Augen nicht das Geringste ausrichten. Der Schacht war möglicherweise bodenlos. Und nur das dünne Netzwerk des Gitters war da, zwischen ihm und dem Absturz, und die zarte Kette, die seinen Knöchel an das Gitter fesselte.

So sah er sich: in der Schweben unter einem leeren schwarzen Himmel, und über einer grenzenlosen Finsternis. Die Luft war warm und muffig. Sie trocknete die Tränen auf, die ihm plötzlich in die Augen geschossen waren, und machte diese klebrig. Als er, nachdem die Tränen versiegt waren, doch anfang, um Hilfe zu rufen, verschluckte die Finsternis seine Worte mühelos.

Nachdem er sich heiser geschrien hatte, sank er aufs Gitter zurück. Er konnte nicht anders, mußte sich einfach vorstellen, daß jenseits seines zerbrechlichen Betts die Finsternis endlos weiterging. Natürlich war das unsinnig. »Nichts geht endlos weiter«, sagte er laut.

Nichts geht ewig weiter.

Und doch, er würde es nie erfahren. Wenn er in die absolute Schwärze fiel, da unter ihm, dann würde er fallen und fallen und fallen und den Boden des Schachts nicht kommen sehen. Obwohl er versuchte, an freundlichere, positivere Bilder zu denken, verhexte sein Seelenzustand seinen Körper dazu, diesen gräßlichen Schacht kaskadenartig hinabzustürzen, der Boden immer drei Handbreit von seinem abwärts» wirbelnden Körper entfernt, ohne daß seine Augen ihn sahen, sein Hirn ihn voraussagte.

Bis er aufschlüge.

Sähe er Licht, wenn sein Kopf beim Anprall aufgeschmettert würde? Begriffe er, in dem Augenblick, in dem sein Körper wertloser Fleischmatsch würde, warum er gelebt, warum er hatte sterben müssen?

Dann dachte er: Quaid wird es nicht wagen. »Wird es nicht wagen!« kreischte er. »Wird es nicht wagen!«

Das Dunkel war ein Wortefresser. Kaum gellte er hinein, war es so, als hätte er nie einen Mucks gemacht.

Und dann ein zweiter Gedanke: ein echter Finsterling. Angenommen, Quaid hatte diese kreisförmige Hölle deshalb für seine Einlochung aufgetrieben, weil sie *nie* gefunden, *nie* ausgekundschaftet würde? Womöglich wollte er sein Experiment bis zum Äußersten vorantreiben. Bis zum Äußersten. Der Tod war das Äußerste. Und war das nicht das höchste, absolute Experiment für Quaid? Einen Menschen beim Sterben zu beobachten: zu beobachten, wie die Todesangst, der Urquell des Grauens, herannah? Sartre hatte geschrieben, daß kein Mensch je bewußt den eigenen Tod erleben könne. Aber den Tod anderer zu erleben, hautnah - die akrobatischen Verrenkungen zu beobachten, die der Verstand zweifellos vollführen würde, um die bittere Wahrheit zu umgehen - das war doch ein Schlüssel zum Wesen des Todes, oder? Das taugte eventuell, in irgendeinem bescheidenen Ausmaß, dazu, einen Mann auf seinen eigenen Tod vorzubereiten. Das Grauen eines andren stellvertretend, wissend durchzumachen, war die sicherste, klügste Methode, mit der Bestie in Berührung zu kommen.

Ja, dachte er, Quaid könnte mich töten; aus seiner eigenen

Schreckensangst heraus.

Der Gedanke verschaffte Steve eine bittere Genugtuung. Dieser Quaid, der unvoreingenommene Experimentator, der Möchtegern-Erzieher, war von Schreckensängsten besessen, weil sein Grauen am allertiefsten saß.

Deswegen mußte er andere beim Umgang mit ihrer Furcht beobachten. Er brauchte eine Lösung, einen Ausweg für sich selbst.

All dies durchzudenken, nahm Stunden in Anspruch. Steves Verstand war quecksilbrig in der Finsternis, aber unkontrollierbar, zügellos. Es fiel ihm schwer, eine Argumentationskette sehr lang durchzuhalten. Seine Gedanken glichen Fischen, kleinen, schnellen Fischen, die sich aus seinem Griff herauswanden, sobald er sie zu fassen bekam. Aber jeder Gedankenkrümmung lag die Einsicht zugrunde, daß er Quaid bei diesem Spiel schlagen mußte. Daran war nicht zu rütteln. Er mußte ruhig bleiben; sich als untaugliches Objekt für Quaids Analyse erweisen.

Die während dieser Stunden gemachten Fotos zeigten Stephen, wie er mit geschlossenen Augen auf dem Rost lag, einen Ausdruck leichten Mißmuts im Gesicht. Gelegentlich huschte, paradoxerweise, ein Lächeln über seine Lippen. Hin und wieder war unmöglich zu entscheiden, ob er schlief oder wach war, dachte oder träumte.

Quaid wartete.

Endlich begannen Steves Augen unter den Lidern zu zucken, das unfehlbare Anzeichen des Träumens. Es war Zeit, das Rad der Folterbank zu drehen, solange die Versuchsperson schlief.

Steves Hände steckten in Handschellen, als er erwachte. Neben sich konnte er eine Schale Wasser auf einem Teller sehen und eine zweite Schale voll lauwarmem, ungesalzenem Porridge daneben. Er aß und trank dankbar.

Während er aß, registrierte er zweierlei. Erstens, daß ihm sein Eßgeräusch im Kopf sehr laut vorkam, und zweitens, daß er eine Vorrichtung, etwas Straffgezogenes um seine Schläfen spürte.

Die Fotos zeigen Stephen, wie er unbeholfen zu seinem Kopf hinauf-

greift. Gurtzeug ist ihm übergestülpt, festgeschnallt und an passender Stelle verschlossen. Unverrückbar preßt es ihm Stöpsel tief in die Ohren und verhindert so, daß irgendein Geräusch hineindringt.

Die Fotos zeigen seine Verwirrung. Dann Wut. Dann Angst. Steve war taub.

Das einzige, was er hören konnte, waren die Geräusche in seinem Kopf. Das Klicken, Knacken seiner Zähne, das Matschen und Schlingen seines Gaumens. Die Töne dröhnten zwischen seinen Ohren wie Kanonen.

Tränen schossen ihm in die Augen. Er stieß mit den Füßen gegen den Rost, ohne das rasselnde Geklapper seiner Fersen auf den metallenen Gitterstäben zu hören. Er kreischte, bis sein Schlund sich anfühlte, als ob er blutete. Er hörte keinen seiner Schreie.

Panik setzte ein in ihm.

Die Fotografien zeigten ihre Geburt. Stephens Gesicht war gerötet. Seine Augen geweitet, Gebiß und Zahnfleisch in einer Grimasse zur Schau gestellt. Er sah aus wie ein verschreckter Affe.

All die vertrauten Kindheitsgefühle fegten über ihn hinweg. Er erinnerte sich an sie wie an die Gesichter alter Feinde; das Schlottern der Glieder, der Schweiß, der Brechreiz. Verzweifelt griff er sich die Wasserschüssel und kippte sie sich übers Gesicht. Vorübergehend drängte der Kaltwasserschok sein Gemüt von der Panikleiter, die es hinaufkletterte, wieder herunter. Er legte sich flach auf den Rost, sein Körper ein Brett, und ermahnte sich, tief und gleichmäßig zu atmen.

Nur ruhig, ruhig, ruhig, sagte er laut.

In seinem Kopf konnte er die Zunge schnalzen hören. Er konnte auch seinen Schleim hören, wie er sich zäh-träg in den panikverengten Nasengängen bewegte, sein Stocken und Wiederfließen den Ohren übermittelte. Und jetzt konnte er das leise, schwache Zischen vernehmen, das unter all den anderen Geräuschen wartete. Das Stimmgetön seines denkenden, fühlenden Selbst...

Wie das sinnleere Rauschen zwischen den Rundfunksendern. Es war dasselbe Wimmern, das ihn unter der Narkose holen kam, dasselbe

Geräusch, das regelmäßig an der Einschlafgrenze in seinen Ohren ertönte.

Noch immer zuckten nervös seine Glieder, und nur halbwegs bekam er mit, wie heftig er sich mit seinen Handschellen herumschlug, gleichgültig, ob ihre Kanten ihm die Haut an den Gelenken aufscheuerten.

Die Fotografien protokollierten all diese Reaktionen haargenau. Stephens Kampf mit der Hysterie, seine rührenden Versuche, die Ängste vom Wiederauftauchen abzuhalten. Seine Tränen. Seine blutigen Handgelenke.

Schließlich siegte die Erschöpfung über die Panik; wie so oft in seinen Kindertagen. Wie viele Male war er, mit dem Salzgeschmack der Tränen in Nase und Mund, eingeschlafen, außerstande, sich noch irgend länger zur Wehr zu setzen?

Die Strapaze hatte den Lärmpegel seiner Kopfgeräusche erhöht. Jetzt sang sein Hirn ihn anstelle eines Schlummerliedes mit pfeifendem Geschrill und Gebrüll in den Schlaf.

Eine Wohltat: das Vergessen.

Quaid war enttäuscht. Aus der Schnelligkeit von Stephen Graces Reaktionen ging klar hervor, daß er wirklich demnächst zusammenbrechen würde. Das Experiment lief erst ein paar Stunden, und er war tatsächlich schon so gut wie zusammengebrochen und geknackt. Wo Quaid so auf Stephen gebaut hatte! Nach monatelanger Vorarbeit sah es jetzt ganz so aus, als ob diese Versuchsperson im Begriff wäre, den Verstand zu verlieren, ohne dabei den geringsten Anhaltspunkt preiszugeben.

Ein Wort, ein armseliges Wort, mehr brauchte Quaid nicht. Ein kleines, das Wesen der Erfahrung betreffendes Indiz. Oder noch besser, etwas, in dem sich eine Lösung andeutete, ein heilender Totem, ein Gebet gar. Sicher kommt doch irgendein Erlöser über die Lippen, wenn die Persönlichkeitsstruktur in den Wahnsinn hinweggefegt wird? *Etwas* muß es doch geben.

Quaid wartete wie ein Aasvogel an der Stätte irgendeines grausig-blutigen Geschehens, zählte die Minuten, die der verhauchenden

Seele noch gegeben waren und erhoffte sich einen Leckerbissen.

Steve erwachte auf dem Rost, mit dem Gesicht nach unten. Die Luft war jetzt viel muffiger, und die metallenen Gitterstäbe schnitten ins Fleisch seiner Wange. Ihm war heiß und unbehaglich.

Er lag still und ließ die Augen sich wieder an seine Umgebung gewöhnen. Die Linien des Rosts verliefen sich in vollendeter Perspektive, hielten auf die Schachtwand zu. Das einfache Netzwerk kreuz und quer laufender Stäbe kam ihm bildhübsch vor. Ja, bildhübsch. Hin und her folgte er den Linien, bis er das Spiel satt hatte. Angeödet wälzte er sich auf den Rücken herum und spürte, wie das Gitter unter seinem Körper vibrierte. War es jetzt weniger stabil? Es schien ein bißchen zu schaukeln, während er sich bewegte.

Erhitzt und verschwitzt knöpfte Steve sein Hemd auf. Er hatte Schlafspucke am Kinn, aber keine Lust, sie wegzuwischen. Ihm doch schnuppe, wenn er sabberte. Wer hätt's denn sehen sollen? Er riß sich das Hemd halb herunter und stieß mit Hilfe des einen Fußes den Schuh vom ändern.

Schuh - Metallrost - Fall. Trag stellte sein Verstand die Verbindung her. Er setzte sich auf. Ach, armer Schuh. Sein Schuh würde fallen. Er würde zwischen den Stäben durchrutschen und verlorengehen. Aber nein. Er überbrückte, kantengenau, mit Absatz und Spitze ein Gitterloch; er war noch zu retten, wenn Steve sich Mühe gab.

Er langte nach seinem armen, armen Schuh, und seine Bewegung verlagerte den Rost. Der Schuh fing an zu rutschen.

»Bitte«, bettelte Steve, »fall nicht runter!« Er wollte ihn nicht verlieren, seinen schönen Schuh, seinen bildhübschen Schuh. Er durfte nicht fallen. Er durfte nicht fallen.

Als er sich ausstreckte, um ihn zu schnappen, kippte der Schuh, mit dem Absatz voran, durch das Gitter und fiel in die Finsternis.

Stephen stieß einen Verlustschrei aus, den er nicht hören konnte, Ach, könnte er nur dem Schuh beim Fallen lauschen und dabei die Sekunden seines Sturzes zählen. Und ihn dann auf dem Schachtboden endgültig aufschlagen hören. Zumindest wüßte er dann, wie weit die

Falllinie bis zu seinem Tod war.

Er konnte es nicht länger ertragen. Er wälzte sich auf den Bauch, stieß beide Arme durch das Gitter und schrie: »Ich komm' auch! Ich komm' auch!«

Unmöglich länger auszuhalten, das Warten auf seinen Fall, im Dunkel, im winselnden Schweigen. Er wollte bloß seinem Schuh hinterher, hinunter den dunklen Schacht, hinunter, hinunter zur Vernichtung und so dem ganzen Spiel ein Ende machen, ein für allemal.

>Ich komm'! Ich komm'! Ich komm'!« kreischte er. Inständig, kniefälligbeschwor er die Schwerkraft. Das Gitter unter ihm bewegte sich. Irgend etwas war gebrochen. Ein Zapfen, eine Kette, ein Seil, etwas, das den Rost in Position hielt, war entzweigegangen. Keine waagrechte Lage mehr; schon rutschte er quer über das Gitterwerk, während er ins Dunkel hinauskippte.

Mit eisigem Schock wurde ihm deutlich, daß er nicht mehr gefesselt, nicht mehr angekettet war.

Er würde hinabstürzen.

Der Mann wollte, daß er hinabstürzte. Der Böse - wie hieß er noch? Quake? Quail?Quarrel...

Automatisch packte er den Rost mit beiden Händen, als dieser sich noch weiter vornüber neigte. Vielleicht wollte er seinem Schuh doch nicht hinterherstürzen? Vielleicht war das Leben, ein Augenblickchen mehr Leben, wert, sich daran festzuklammern...

Das Dunkel jenseits der Rostkante war so tief. Und wer konnte erraten, was darin lauerte?

In seinem Kopf vervielfältigten sich die Geräusche seiner Panik. Das Hämmern seines blutigen Herzens, das schnorchelnde Stottern seines Schleims, das trockene Raspeln seines Gaumens. Seine vor Schweiß schlüpfriegen Hände verloren allmählich den Halt. Die Schwerkraft wollte ihn. Sie machte ihre Ansprüche auf seine Körpermasse geltend: verlangte, daß er fiel. Einen Augenblick lang, während er über seine Schulter einen flüchtigen Blick auf den Schlund warf, der sich unter ihm öffnete, meinte er, er sähe Ungeheuer sich darinnen regen.

Lächerliche, bescheuerte Wesen, roh hinskizziert, schwarzes Dunkel auf schwarzem Dunkel. Scheußliche Graffiti stierten scheel herauf aus seiner Kindheit und fuhren ihre Klauen aus, um nach seinen Beinen zu greifen.

»Manu«, sagte er, als ihm die Hände versagten, und er wurde ins Grauen hineinbefördert.

»Mami.«

Das war das Wort. Quaid hörte es klar und deutlich, in seiner ganzen Banalität.

»Mami!«

Bis Steve dann auf dem Schachtboden auftraf, war es ihm absolut unmöglich geworden zu beurteilen, wie tief er gestürzt war. Im selben Moment, in dem seine Hände den Rost losließen und ihm bewußt war, daß die Dunkelheit ihn kriegten würde, zerkrachten ihm Sinn und Verstand. Das animalische Selbst überlebte, um seinen Körper zu entkrampfen, und ersparte ihm so bis auf unerhebliche Verletzungen bei dem Aufprall alles. Seine übrige Existenz, alles, bis auf die simpelsten Reaktionen, wurde zerschmettert, die Trümmer in die Nischen und Winkel seines Gedächtnisses geschleudert.

Als das Licht kam, endlich, sah er auf zu der Person in der Micky Maus-

Maske an der Tür und lächelte sie an. Es war ein Kinderlächeln, eins der Dankbarkeit für seinen komischen Retter. Er ließ sich von dem Mann bei den Knöcheln nehmen und aus dem großen runden Zimmer zerren, in dem er lag. Seine Hosen waren naß, und er wußte, er hatte sich im Schlaf schmutzig gemacht. Trotzdem, die Spaßmaus würde ihn küssen, bis es ihm besser ginge.

Sein Kopf pendelte taumelig auf seinen Schultern, als er aus der Folterkammer gezogen wurde. Auf dem Boden neben seinem Kopf war ein Schuh. Und zwei oder zweieinhalb Meter über ihm war das Gitter, von dem er heruntergefallen war.

Es war ohne jede Bedeutung.

Er ließ sich von der Maus in einem strahlend hellen Zimmer hinsetzen. Er ließ sich von der Maus seine Ohren zurückgeben, obwohl er

sie nicht wirklich wollte. Es war ulkig, die völlig stumme Welt zu betrachten, es reizte ihn zum Lachen.

Er trank etwas Wasser, er aß etwas süßen Kuchen. Er war müde. Er wollte schlafen. Er wollte seine Mami. Aber die Maus schien nichts zu begreifen, also plärrte er los, stieß mit dem Fuß gegen den Tisch und warf die Teller und Tassen auf den Boden. Dann lief er ins nächste Zimmer und warf alle Papiere, die er zu fassen kriegte, in die Luft. Es war schön anzusehen, wie sie hochflatterten und runterflatterten, Manche kamen auf die Vorderseite zu liegen, manche auf die Rückseite. Manche waren vollgeschrieben. Manche waren Bilder. Schauerliche Bilder. Bilder, bei denen ihm ganz seltsam wurde.

Lauter Bilder von toten Leuten, eins wie das andere. Manche der Bilder zeigten kleine Kinder, andere schon große Kinder. Sie lagen ausgestreckt oder saßen halbaufgerichtet, und große Schnitte waren in ihren Gesichtern und ihren Körpern, Schnitte, die ein schlimmes Kuddelmuddel zeigten, einen Mischmasch aus glitzrigen Stückchen und glibbrigen Stückchen. Und rundherum um die toten Leute: schwarze Farbe. Nicht in ordentlichen Pfützen, sondern rundherum verspritzt und mit den Fingern hingeschmiert, mit den Händen abgeklatscht, ganz schlimm und schluderig.

Auf drei oder vier von den Bildern war das Ding noch da, das die Schnitte machte. Er wußte das Wort dafür.

Axt.

Da war eine Axt im Gesicht einer Dame, fast bis zum Griff drin vergraben. Da war eine Axt im Bein eines Mannes, und wieder eine, die lag auf dem Boden einer Küche neben einem toten Baby. Seltsam, dachte Steve, dieser Mann sammelt Bilder von Toten und Äxten.

Das war sein letzter Gedanke, ehe der allzu vertraute Chloroformduft seinen Kopf erfüllte und er die Besinnung verlor.

Der schmutzige Hauseingang roch nach altem Urin und frisch Erbrochenem. Es war sein eigenes Erbrochenes; sein Hemd war vorn ganz voll damit. Er versuchte aufzustehn, aber seine Knie fühlten sich wacklig an. Es war sehr kalt. Der Hals tat ihm weh.

Dann hörte er Schritte. Klang so, als ob die Maus zurückkäme.
Vielleicht würde sie ihn heimbringen.

»Aufstehn, Burschi!«

Es war nicht die Maus. Es war ein Polizist.

»Was liegst 'n hier rum? Aufstehn, hab' ich gesagt.«

Indem er sich mit den Armen gegen das bröckelige Mauerwerk des Hauseingangs abstützte, kam Steve wieder auf die Beine. Der Polizist leuchtete ihn mit seiner Stablampe an.

»Du lieber Gott«, sagte der Polizist, und der Ekel stand ihm ins Gesicht

geschrieben. »Bist in 'nem echt bekackten Zustand. Wo wohnst 'n?«
Steve schüttelte den Kopf und starrte wie ein beschämter Schuljunge auf sein von Erbrochenem durchtränktes Hemd.

»Wie heißt du?«

Er konnte sich nicht genau erinnern.

»Na, wie denn, Junge?«

Er gab sich ja Mühe. Wenn der Polizist nur nicht so schreien würde.

»Na los, rei dich zusammen!«

Die Worte ergaben wenig Sinn. Steve konnte spüren, wie ihm beißend Tränen in die Augen stiegen.

»Heim.«

Jetzt flennte er, schniefte Rotz, kam sich gottsjmmerlich verlassen vor. Sterben wollte er: wollte sich hinlegen und sterben.

Der Polizist schüttelte ihn. »Bist du von irgendwas high?« wollte er wissen, zog Steve dabei in den Schein der Straßenbeleuchtung und starrte ihm ins verweinte Gesicht.

»Mach besser, daß du weiterkommst!«

»Mami«, sagte Steve. »Ich will zu meiner Mami.«

Die Worte veränderten diese Begegnung von Grund auf.

Mit einem Mal fand der Polizist das Schauspiel mehr als widerlich, mehr als jammervoll. Dieser kleine Dreckskerl mit seinen blutunterlaufenen Augen und seinem bers Hemd verteilten Essen ging ihm langsam wirklich auf die Nerven. Zu viel Geld, zu viel Scheiße in seinen Adern, zu wenig Disziplin.

»Mami« machte das Maß voll. Er boxte Steve in die Magengegend, ein

sauberer, harter, zweckdienlicher Hieb. Wimmernd krümmte sich Steve zusammen.

»Maul halten, Burschi!«

Ein zweiter Hieb, und die Aufgabe, das Kind kampfunfähig zu machen, war erledigt. Dann krallte er sich eine Handvoll Stevescher Haare und zog das Gesicht des Drogenbubis zu seinem hoch.

»Willst wohl gern 'n verkommenes Wrack werden, ja?«

»Nein. Nein.« Steve wußte nicht, was ein verkommenes Wrack war. Er wollte nur erreichen, daß der Polizist ihn mochte. »Bitte«, sagte er, und erneut kamen ihm die Tränen, »bring mich heim.«

Der Polizist schien verwirrt. Dem Kind war es nicht eingefallen, zurückzuschlagen und sich auf seine Bürgerrechte zu berufen, wie» die meisten von der Sorte taten. Normalerweise landeten sie nämlich am Boden, mit blutiger Nase und dem Ruf nach 'nem Sozialarbeiter. Der hier weinte bloß. Dem Polizisten wurde der Junge langsam unheimlich. Als ob er nicht ganz dicht wäre oder so was. Und er hatte die Scheiße aus dem kleinen Rotzer geprügelt. Kacke, saublöde. Jetzt fühlte er sich verantwortlich. Er packte Steve am Arm und schaffte ihn eilig über die Straße zu seinem Wagen hinüber.

»Steig ein!«

»Bring mich...«

»Ich bring dich heim, Burschi. Ich bring dich heim.«

Im Nachtasyl durchstöberten sie Steves Kleidung nach irgendwelchen Personalien, fanden keine, durchsuchten seinen Körper nach Flöhen, seine Haare nach Nissen. Der Polizist ging dann fort von ihm, worüber Steve erleichtert war. Er hatte den Mann nicht gemocht.

Die Leute im Asyl redeten über ihn, als ob er nicht im Zimmer wäre. Redeten darüber, wie jung er sei; erörterten seinen Intelligenzgrad; seine Kleidung; seine Erscheinung. Dann gaben sie ihm einen Riegel Seife und zeigten ihm den Duschrom. Er stand zehn Minuten unter

dem kalten Wasser und trocknete sich mit einem fleckigen Handtuch ab. Er rasierte sich nicht, obwohl sie ihm einen Apparat geliehen hatten. Er hatte vergessen, wie man's machte.

Dann gaben sie ihm ein paar alte Kleidungsstücke; das gefiel ihm gut. So schlimme Leute waren sie gar nicht, auch wenn sie echt über ihn redeten, als ob er nicht da wäre. Einer von ihnen, ein stämmiger Mann mit einem angegrauten Bart, lächelte ihn an, als würde er einen Hund anlächeln.

Merkwürdige Kleider hatte man ihm da gegeben. Entweder zu groß oder zu klein. Alle Farben: gelbe Socken, schmutziges weißes Hemd, eine Nadelstreifen-Hose, die für einen Vielfraß gemacht worden war, ein abgetragener Pullover, schwere Stiefel. Sich Einmummern, das gefiel ihm gut: zwei Westen anziehen und zwei Paar Socken, wenn sie nicht hersahen. Umwickelt mit mehreren Lagen Baumwolle und Wolle - das hatte etwas Beruhigendes für ihn.

Dann ließen sie ihn gehen, mit einem Billet für sein Bett in der Hand. Er hatte zu warten, bis der Schlafsaal aufgesperrt würde. Er war nicht ungeduldig wie manche von den Männern, die mit ihm in den Gängen lungerten. Viele von ihnen zeterten zusammenhangslos, ihre Beschuldigungen waren durchsetzt mit Obszönitäten, und sie spuckten sich gegenseitig an. Es verschreckte ihn. Er wollte nichts als Schlaf. Sich hinlegen und schlafen.

Um elf Uhr sperrte einer der Wärter den Eingang zum Schlafsaal auf, und all die verlorenen, abgerissenen Männer marschierten hintereinander durch, um sich ein Eisenbett für die Nacht zu besorgen. Der Schlafsaal, der groß war und schlecht beleuchtet, stank nach Desinfektionsmittel und alten Leuten.

Den Blicken und fuchtelnden Armen der anderen verkommenen Wracks ausweichend, suchte sich Steve ein schlecht gemachtes Bett aus mit nur einer dünnen, hingeschlampften Decke darüber und legte sich zum Schlafen nieder. Rings um ihn husteten und brummelten und weinten die Männer. Einer sprach im Liegen seine Gebete und starrte dabei, auf seinem grauen Kissen, zur Decke. Steve fand das eine gute Idee. Folglich sprach er sein eigenes Kindergebet:

»Lieber Jesus, mild und lind,
Schau doch auf dies kleine Kind,
Neig dich meinem... Wie hieß es noch?
Neig dich meinem *simplen Sinn*,
Duld mich, daß ich bei Dir bin.«

Ja, daraufhin fühlte er sich besser; und der Schlaf, ein Balsam, war blau und tief.

Quaid saß in der Finsternis. Schreckensterror hielt ihn wieder umfaßt, schlimmer als je zuvor. Sein Körper war starr vor Angst; so sehr, daß er nicht mal aus dem Bett steigen und das Licht anknipsen konnte. Noch dazu - was wäre, wenn dieses Mal, dieses Mal aller Male, der Schreckensterror keine Täuschung war? Wenn der Axtmann in Fleisch und Blut leibhaftig auf der Schwelle stünde? Ihn angrinste wie ein Irrer, auf dem oberen Treppenabsatz tanzte wie der Teufel – ganz der tanzende und grinsende, grinsende und tanzende Horror aus Quaid's Träumen.

Nichts rührte sich. Kein Treppenknarren, kein Gekicher im Finstern. Er war's also doch nicht. Quaid würde morgen noch am Leben sein. Sein Körper hatte sich jetzt ein wenig entspannt. Er schwang die Beine aus dem Bett und schaltete das Licht an. Das Zimmer war tatsächlich leer. Das Haus war still. Durch die offene Tür konnte er den Treppenabsatz sehen. Kein Axtmann dort. Natürlich.

Steve wurde von Geschrei wach. Es war noch dunkel. Er wußte nicht, wie lang er geschlafen hatte, aber seine Glieder schmerzten nicht mehr so arg. Er setzte sich halb auf, die Ellbogen auf dem Kissen, und startete in den Schlafsaal, um zu sehen, worum es ging bei dem ganzen Aufruhr. Vier Bettreihen von seiner entfernt rauften zwei Männer. Der Grund für die Streiterei blieb absolut unklar. Sie schlugen sich nur herum wie Mädchen (der Anblick brachte Steve zum Lachen), kreischten und zerrten sich gegenseitig an den Haaren. Das Blut auf ihren Gesichtern und Händen war schwarz im Mondlicht. Einer von ihnen, der ältere, wurde der Länge nach auf sein Bett zurückgestoßen und schrie dabei: »Ich geh' dir nicht in die Finchley Road! Du kriegst mich nicht rum. Schlag mich nicht! Ich bin nicht dein Mann! Ich

nicht!«

Der andere konnte und wollte nichts hören. Er war zu dumm oder zu verrückt, um zu begreifen, daß der alte Mann darum bat, in Ruhe gelassen zu werden. Ringsum von Zuschauern angefeuert, hatte der Gegner des Alten den Schuh ausgezogen und bearbeitete sein Opfer damit. Steve konnte das Knacks, Knacks seiner Schläge hören: Absatz gegen Kopf. Beifallrufe begleiteten jeden Schlag und schwächer werdende Schreie vom Alten.

Plötzlich stockteder Applaus, weiljemandin den Schlafsaal hereinkam. Steve konnte nicht sehen, wer es war; die um die Kämpfenden gedrängten Männer waren zwischen ihm und der Tür. Hingegen sah er durchaus, wie der Sieger seinen Schuh mit einem abschließenden »Kacker!« in die Luft schleuderte.

Den Schuh.

Steve konnte die Augen nicht von dem Schuh abwenden, der in die Luft stieg, sich beim Steigen drehte und dann wie ein abgeschossener Vogel auf die nackten Bretter stürzte. Steve sah ihn deutlich, deutlicher, als er binnen vieler Tage irgend etwas anderes gesehen hatte. Er landete nicht weit von ihm. Er landete mit einem lauten Plumpser. Er landete auf der Seite. Wie sein Schuh gelandet war. Sein Schuh. Den, den er weggestoßen hatte. Auf dem Gitter. In dem Raum. In dem Haus. In der Pilgrim Street.

Quaid erwachte von demselben Traum. Immer das Treppenhaus. Immer er, wie er die enge Treppenflucht hinunterschaut, während diese lächerliche Erscheinung, halb Jux, halb Horror, auf Zehenspitzen herauftäncelt, hin zu ihm, mit einem Lachen nach jeder Stufe. Nie zuvor hatte er innerhalb einer Nacht zweimal geträumt. Er schwenkte die Hand über die Bettkante und fummelte nach der Flasche, die er dort bereitstehen hatte. Im Dunkel nahm er einen Schluck, einen großen.

Steve ging an der Traube aufgebracht Männer vorbei, kümmerte sich nicht um ihre Rufe oder das Gestöhn und die Verwünschungen des Alten. Die Wärter hatten alle Hände voll zu tun, um mit der Störung zurechtzukommen. Das war bestimmt das letzte Mal, daß

man den alten Crowley reingelassen hatte: Er forderte immer zur Gewalt heraus. Diesmal fehlte wirklich nicht viel zu einem regelrechten Krawall; es würde Stunden dauern, bis wieder Ruhe einkehrte. Niemand stellte Steve eine Frage, als er den Flur hinunter schlenderte, zum Schlafsaal hinaus, in die Vorhalle des Asyls. Die Schwingtüren waren geschlossen, aber die rauhe Nachtluft, die hereindrang, roch erfrischend.

Das enge Aufnahmebüro war leer, und durch die Tür konnte Steve den Feuerlöscher an der Wand hängen sehen. Er war rot und grell. Daneben war ein langer schwarzer Schlauch, aufgerollt auf einer roten Trommel wie eine schlafende Schlange. Daneben, in zwei Halterungen an der Wand befestigt, eine Axt.

Eine sehr, sehr hübsche Axt.

Stephen ging in das Büro. In geringer Entfernung hörte er laufende Füße, Rufe, eine Pfeife. Aber niemand kam, um Steve zu stören, während er sich mit der Axt anfreundete.

Erst lächelte er sie an.

Die Krümmung der Axtschneide erwiderte das Lächeln.

Dann berührte er sie.

Die Axt schien's zu mögen, wenn man sie berührte. Sie war staubig und war lange Zeit nicht benutzt worden. Zu lange nicht. Sie wollte in die Hand genommen, gestreichelt und angelächelt werden. Steve nahm sie ganz behutsam aus ihren Halterungen heraus und schob sie unter seine Jacke, zum Warmhalten. Dann ging er wieder aus dem Aufnahmebüro heraus, durch die Schwingtüren und hinaus ins Freie, um seinen zweiten Schuh aufzutreiben.

Quaid erwachte abermals.

Steve brauchte nur sehr kurze Zeit, um sich zurechtzufinden. Sein Schritt bekam etwas Sprunghaft-Beschwingtes, als er anfang, Richtung Pilgrim Street vorzurücken. Er fühlte sich wie ein Clown, ausstaffiert mit so vielen grellen Farben, solch schlottriger Hose, solch blödsinnigen Stiefeln. Er war schon ein urkomischer Kerl, nicht? Er brachte sich selber zum Lachen, so komisch war er.

Der Wind fing an, in ihn hineinzufahren, peitschte ihn hoch in

irrwitzige Erregung, flitzte ihm dabei durch die Haare und ließ ihm die Augäpfel in ihren Höhlen zu zwei Eisklumpen gefrieren.

Er fing an, durch die Straßen zu rennen, zu hopsen, zu kapriolen, weiß unter den Lampen, dunkel dazwischen. Schwupp, jetzt siehst mich, schwupp, jetzt nicht. Schwupp, jetzt siehst mich, schwupp...

Diesmal war Quaid nicht von dem Traum geweckt worden. Diesmal hatte er ein Geräusch gehört. Ein Geräusch, ganz eindeutig.

Der Mond stand mittlerweile hoch genug, um seine Strahlen durchs Fenster, durch die Tür und auf den oberen Treppenabsatz zu werfen.

Man brauchte das Licht nicht anzuschalten. Er konnte alles sehen, was er sehen mußte. Der Treppenabsatz war leer, wie immer.

Dann knarrte die unterste Stufe, ein winziges Geräusch, als wäre ein Hauch darauf gelandet.

Da erkannte Quaid sein Grauen wieder.

Nochmals knarrte es, während er die Treppe heraufkam, zu ihm, der lächerliche Traum. Es mußte ein Traum sein. Schließlich kannte er keine Clowns, keine Axtkiller. Wie konnte also diese abstruse Erschei-

nung, ebenjene Erscheinung, die ihn Nacht für Nacht aufweckte, etwas anderes sein als ein Traum?

Und doch, vielleicht waren manche Träume derart hirnrissig grotesk, daß sie gar nichts anderes als wahr sein konnten.

Keine Clowns, sagte er sich, während er dastand und die Tür und die Treppe im Scheinwerferlicht des Mondes beobachtete. Quaid kannte nur zarte Gemüter. Sie waren zu schwach, um ihm irgendeinen Hinweis auf das Wesen, den Ursprung oder die Abhilfe von der Panik zu geben, die ihn jetzt in Bann hielt. Zusammenbrechen, zu Staub zerbröseln, mehr brachten sie nicht zustande, wenn sie mit dem geringsten Anzeichen des Grauens am Wurzelgrund des Lebens konfrontiert wurden.

Er kannte keine Clowns, bisher nicht, in alle Zukunft nicht.

Dann tauchte es auf, das Gesicht eines Narren. Bleich, fast weiß im Mondlicht, die jungen Züge durch Prellungen verunziert, unrasiert und leicht gedunsen, das Lächeln offen wie ein Kinderlächeln. Die

Lippe war zerbissen vor lauter Aufregung. Blut war über den Unterkiefer verschmiert, und das Zahnfleisch war fast schwarz vor Blut. Und doch war's ein Clown. Ein Clown ganz unbestritten, auch die schlecht sitzende Kleidung stimmte: so bunt zusammengestoppelt, so rührend-jämmerlich.

Nur die Axt paßte nicht recht zu dem Lächeln.

Das Mondlicht fing sich auf ihr, als der Irrsinnshaar kleine, hackende Bewegungen mit ihr ausführte. Dabei funkelten seine winzigen Augen im Vorgenuß des Mordsulks, der zu erwarten war.

Unmittelbar vor dem oberen Treppenabsatz blieb er stehen, und sein Lächeln schwand nicht einen Augenblick, als er Quaid's Terrorgrausen unverwandt anstierte.

Quaid versagten die Beine, und er taumelte auf seine Knie.

Der Clown stieg eine Stufe weiter, hopste beim Steigen und hielt dabei den glitzernden Blick - die Augen durchfeuchtet von einer Art gültigmilden Bösartigkeit - auf Quaid geheftet. Vor und zurück schaukelten seine weißen Hände die Axt, in einer neckischen Variante des Todesstreichs.

Quaid erkannte ihn.

Es war sein Schüler: sein Versuchskaninchen, umgeformt zur Gestalt seines ureigenen Grauens.

Er. Von allen Menschen ausgerechnet er. Der taube Junge.

Das Gehopse war jetzt stärker, und der Clown machte tief hinten in der Kehle ein Geräusch, das klang wie der Ruf irgendeines phantastischen Vogels. Die Axt beschrieb immer größere Schwungkurven in der Luft, eine todbringender als die andere.

>Stephen«, sagte Quaid.

Der Name war Steve absolut gleichgültig. Er sah einzig und allein den Mund sich öffnen. Den Mund sich schließen. Vielleicht kam ein Ton heraus, vielleicht auch nicht. Belanglos für ihn.

Die Kehle des Clowns gab einen gellenden Schrei von sich, und, beidhändig geschwungen, hob die Axt sich über seinen Kopf. Im selben Augenblick wurde aus dem fidelen Getänzel ein Preschen: Der Axtmann übersprang die letzten beiden Stufen und stürmte ins

Schlafzimmer, voll ins Scheinwerferlicht.

Quaids Körper beschrieb eine halbe Drehung, um dem tödlichen Hieb auszuweichen, aber nicht schnell oder geschickt genug. Die Beilklinge zerschlitze die Luft und fuhr Quaid von hinten durch den Arm, kappte ihm dabei den größten Teil des Trizeps ab, zerschmetterte ihm den Oberarmknochen und riß ihm das Fleisch des Unterarms zu einer klaffenden Wunde auf, die haarscharf seine Arterie verfehlte.

Quaids Gekreisch hätte man zehn Häuser weit hören können, nur daß diese Häuser Schutt waren. Niemand war da, um etwas zu hören.

Niemand, der kam, um den Clown von ihm wegzuzerren.

Die Axt, scharf darauf, ihrem Geschäft nachzugehen, hackte jetzt auf Quaids Schenkel ein, als wolle sie einen Holzklötzchen zerspalten. Gährende, zehn bis zwölf Zentimeter tiefe Wunden legten schimmerndes Steak frei, das Muskelfleisch des Philosophen, den Knochen, das Mark. Nach jedem Schlag ruckte der Clown dann an der Axt, um sie herauszuziehen, und Quaids Körper schnellte im Gleichtakt hoch wie eine Marionette.

Quaid kreischte. Quaid bettelte. Quaid schmeichelte.

Der Clown hörte nicht ein Wort.

Er hörte einzig und allein den Lärm in seinem Kopf: das Pfeifen, das Brüllen, das Heulen, das Summen. Er hatte dort Zuflucht gesucht, wo ihn kein vernünftiges Argument, keine Drohung jemals wieder herausholen würden. Dort, wo das Hämmern seines Herzens Gesetz war und das Gewinsel seines Blutes Musik.

Wie er tanzte, dieser taube Junge, tanzte wie ein Irre, weil er zu sehen

bekam, daß sein Folterer glotzend den Mund aufsperrte wie ein Fisch.

Die Verderbtheit seines Intellekts war zum Schweigen gebracht für immer. Wie das Blut spritzte! Wie es hervorschoß und sprudelte!

Der kleine Clown lachte, weil er solchen Spaß zu sehen bekam.

Unterhaltung für die ganze Nacht war hier zu haben, dachte er. Die Axt war seine Freundin für immer, scharf und weise. Sie konnte längs schneiden und quer schneiden, sie konnte in Scheiben teilen und amputieren, und trotzdem konnten sie diesen Mann am Leben halten,

wenn sie's nur schlau genug anstellten, noch lang, lang am Leben. Steve war selig wie ein Lämmchen. Sie hatten den Rest der Nacht vor sich, und alle Musik, die er sich nur irgend wünschen konnte, erklang in seinem Kopf.

Und Quaid wußte, als er dem verglasten Starrblick des Clowns durch die blutig gewordene Luft hindurch begegnete, daß es Schlimmeres auf der Welt gab als Grauen. Schlimmeres noch als den Tod selbst. Schmerz gab es, ohne Hoffnung auf Heilung. Leben gab es, das aufzuhören sich weigerte, lang nachdem Sinn und Verstand den Leib angefleht hatten zu enden. Und das Schlimmste: Träume gab es, wahr geworden und erfüllt.



Das Hölle Rennen

Die Hölle stieg herauf zu Londons Straßen und Plätzen, diesen September, eisbehaucht von den Orkustiefen des Neunten Kreises, so klamm durchfrostet, daß selbst die spätsommerliche Schwüle sie nicht erwärmen konnte. Sie hatte ihre Pläne so sorgfältig ausgeheckt wie immer, Pläne freilich ganz nach ihrer Art, und hochempfindlich. Vielleicht war sie diesmal ein bißchen pingeliger als gewöhnlich, überprüfte penibel zwei-, dreimal noch die kleinste Kleinigkeit, um sicherzugehen, daß sie auch jede Chance hatte, dieses lebenswichtige Spiel zu gewinnen.

An Kampfgeist hatte es ihr nie gefehlt; abertausendmal hatte sie im Verlauf der Jahrhunderte Feuer gegen Fleisch gesetzt und ausgespielt, manchmal gewonnen, öfter noch verloren dabei. Schließlich waren Wetten ja das Mittel ihres Weiterkommens. Ohne den menschlichen Drang zum Streit und Kräfteressen - im Sport, beim Feilschen und beim Wetten - hätte das Pandämonium gut und gern aus Mangel an Bewohnern untergehen können. Tanz, Hunderennen, Fiedelspiel: Das lief für den Orkuspfuhl auf ein und dasselbe hinaus; auf ein Match, in dem er, wenn er nur trickreich genug mit von der Partie war, ein, zwei Seelen einheimsen mochte. Aus diesem Grund stieg die Hölle heute herauf, ans strahlend blaue Tageslicht in London: um ein Rennen mitzulaufen, und dabei, wenn möglich, so viele Seelen zu gewinnen, daß sie wieder für geraume Zeit mit Verdammnisarbeit voll beschäftigt war.

Cameron stellte sein Radio genauer ein. Die Stimme des Kommentators schwankte und schwand, als ob sie vom Nordpol käme und nicht von der St. -Pauls-Kathedrale. Bis zum Beginn des Rennens war noch eine gute halbe Stunde Zeit, aber Cameron wollte sich den Kommentator der Startvorbereitungen anhören, nur um zu erfahren, was sie über seinen Jungen zu sagen hatten.

»... Hochspannung in der Luft... säumen wahrscheinlich Zehntausende die Rennstrecke...«

Die Stimme tauchte weg: Cameron fluchte und spielte am Sender« knöpf herum, bis der Schwachsinn wieder auftauchte.

».. man das Rennen des Jahres genannt, und dann noch an einem solchen Tag! Was sagst du, Jim?«

»Genau, optimal, Mike -«

»Das ist unser schneidiger Jim Delaney; er schwebt droben, Im himmlischen Ausguck und wird das Rennen über die ganze Strecke begleiten - berichtest uns aus der Vogelperspektive, was, Jim?«

»Genau, tu ich, Mike -«

»Ah ja, jetzt ist ganz schön was los hinter der Linie. Alle Wettkämpfer machen sich langsam zum Start fertig. Ich kann Nick Loyer dort erkennen, er hat die Nummer drei, und er scheint wirklich in Hoch« form zu sein. Bei seiner Ankunft hat er mir gestanden, daß er an Sonntagen normalerweise ausgesprochen ungern läuft, aber bei diesem Rennen hat er eine Ausnahme gemacht, selbstverständlich.

Schließlich ist es eine Wohltätigkeitsveranstaltung, und alle Einnahmen gehen an die Krebsforschung. Da ist auch Joel Jones, unser Goldmedaillen-Gewinner über 800 Meter, tritt an gegen seinen großen Rivalen Frank McCloud. Neben diesen Assen haben wir auch ein paar neue Gesichter. Mit der Nummer fünf den Südafrikaner Mal« colm Voight, und, um das Feld zu vervollständigen, Lester Kinderman, er war der absolute Überraschungssieger beim Marathon in Österreich letztes Jahr. Und ich muß sagen, sie sehen alle fit und quicklebendig aus an diesem prachtvollen Septembernachmittag. Hätten uns keinen bessern Tag wünschen können, was, Jim?«

Joel war aus schlimmen Träumen aufgewacht.

»Du bist gut, hör auf, dich verrückt zu machen«, hatte Cameron ihm eingeschärft.

Aber er fühlte sich nicht gut; er fühlte sich hundeelend in der Magenrube. Nicht das übliche Nervenflattern vor dem Rennen. Daran war er gewöhnt, und mit dem Gefühl kam er durchaus zurecht. Zwei Finger in den Hals und sich übergeben, er kannte kein besseres Mittel; es hinter sich bringen, und damit fertig. Nein, das war kein Nervenflattern vor dem Rennen oder etwas in der Art. Vor allem saß es tiefer, als ob sein Gedärm, bis in sein Innerstes, seinen Kern hinein am Kochen wäre.

Cameron zeigte kein Mitgefühl. »Es ist ein Wohltätigkeits-Rennen und nicht die Olympiade«, sagte er und nahm den Jungen scharf ins Visier. »Also sei nicht kindisch.«

Das war Camerons Methode. Seine weiche Stimme war zum Schmeicheln wie geschaffen, wurde aber zum Schikanieren benutzt. Ohne diese Schikaniererei hätte es keine Goldmedaille gegeben, keine Beifall jubelnden Massen, keine bewundernden Mädchen. Eins der Boulevardblätter hatte Joel zu Englands meistgeliebtem schwarzen Gesicht gekürt. Es tat gut, von Menschen, denen er nie begegnet war, wie ein Freund begrüßt zu werden; er genoß die Bewunderung, wie kurzlebig sie im Endeffekt auch sein mochte.

»Sie lieben dich«, sagte Cameron. »Weiß der Himmel, warum - sie lieben dich.« Dann lachte er, wischte seine kleine Grausamkeit damit weg. »Du schaffst es, mein Sohn«, sagte er. »Zisch ab und lauf um dein Leben.«

Jetzt, im prallen Tageslicht, sah sich Joel das übrige Feld an und spürte wieder etwas mehr Auftrieb. Kinderman hatte Ausdauer, aber über mittlere Distanz keine Endspurtreserven. Und die Marathontechnik verlangte sowieso eine ganz andere Begabung. Außerdem trug er wegen seiner extremen Kurzsichtigkeit drahtgefaßte Brillengläser, die so dick waren, daß sie ihm das Aussehen eines konsternierten Frosches gaben. Keine Gefahr von dieser Seite. Loyer. Er war gut, aber dies hier war eigentlich auch nicht seine Distanz. Er war ein Hürdenläufer und gelegentlicher Sprinter. 400 Meter war sein

Limit, und selbst dann ging es ihm nicht gerade blendend. Voight, der Südafrikaner. Na ja, viel Information über ihn gab es nicht. Nach seinem Aussehen zu urteilen offensichtlich ein fähiger Mann, und jemand, den man im Auge behalten mußte, einfach für den Fall, daß er plötzlich mit einer Überraschung herausrückte. Aber das wirkliche Problem des Rennens war McCloud. Joel war gegen Frank »Flash« McCloud dreimal angetreten. Hatte ihn zweimal auf den zweiten Platz verwiesen, einmal hatten sich (zu seinem Leidwesen) die Positionen umgekehrt. Und Frankie Boy hatte einige Rechnungen zu begleichen, insbesondere die Niederlage bei der Olympiade; die Silberne hatte er gar nicht gern angenommen. Frank war der Mann, auf den man aufpassen mußte.

Wohltätigkeits-Rennen oder nicht, McCloud würde dabei sein Bestes geben, für die Massen und für seinen Stolz. Er war schon an der Linie, checkte seine Startposition, die Ohren beinahe buchstäblich gespitzt. Flash war der Mann, ganz zweifellos.

Joel ertappte Voight einen Moment lang dabei, wie er ihn anstarrte. Ungewöhnlich war das. Selten, daß Wettkämpfer vor einem Rennen einander auch nur flüchtig ansahen; war so etwas wie Schüchternheit. Das Gesicht des Mannes war blaß, und sein Haaransatz wich bereits zurück. Er wirkte wie Anfang Dreißig, hatte aber eine jüngere, magerere Figur. Lange Beine, große Hände. Ein Körper, der zu seinen Kopf irgendwie im Mißverhältnis stand. Als sich ihre Blicke trafen, sah Voight weg. Auf der feinen Kette um seinen Hals fing sich die Sonne, und das Kreuzifix, das er trug, funkelte golden, während es unter seinem Kinn leicht hin und her pendelte.

Auch Joel hatte seinen Glücksbringer bei sich; im Turnhosenbund verstaut. Eine Haarsträhne von seiner Mutter, die sie ein halbes Jahrzehnt früher, vor seinem ersten größeren Rennen für ihn geflochten hatte. Im Jahr darauf war sie nach Barbados zurückgekehrt und dort gestorben. Ein großer Kummer. Ein unvergeßlicher Verlust. Ohne Cameron wäre er vor die Hunde gegangen.

Cameron verfolgte die Vorbereitungen von den Stufen der Kathedrale aus. Er hatte vor, sich den Start anzusehen, dann mit dem Rad hinten

um The Strand herumzufahren, um rechtzeitig am Ziel zu sein. Er käme dort locker vor den Wettkämpfern an, und über das Rennen könnte er sich per Radio auf dem Laufenden halten. Der Tag war ganz nach seinem Geschmack. Sein Junge war in bester Verfassung, Übelkeit hin oder her, und das Rennen war genau das Richtige, um den Burschen in Wettkampfstimmung zu halten, ohne ihn zu überlasten. Natürlich war das eine ganz schöne Strecke, über den Ludgate Circus, die Fleet Street entlang und am Temple-Bar-Komplex vorbei in The Strand, dann Ecke Trafalgar gleich wieder halblinks, die Whitehall hinunter zu den Houses of Parliament. Noch dazu auf hartem Straßenbelag. Aber Joel würde nur dabei lernen, und es brächte ihn ein bißchen unter Druck, was ganz hilfreich war. In dem Jungen steckte ein Langstreckenläufer, und Cameron wußte das. Ein Sprinter war er nie gewesen, dazu konnte er sein Schritt-Tempo nicht genau genug abstimmen. Er brauchte eine größere Distanz und Zeit, um in seinen Takt zu finden, zur Ruhe zu kommen und seine Strategie zu entfalten. Über 800Meter war der Junge ein Naturtalent: Seine Laufweise war ein Muster an Ökonomie, seinem Rhythmus fehlte verdammt wenig zur Perfektion. Aber darüber hinaus hatte er Courage. Courage hatte ihm das Gold eingebracht, und Courage würde ihn beim Endspurt immer wieder an die Spitze setzen. Genau das machte Joel zu etwas Besonderem. Renntechnische Wunderbubis tauchten reihenweise auf und verschwanden wieder, aber wenn zu so einer Begabung nicht noch Courage dazukam, dann zählte sie fast gar nichts. Voll auf Risiko zu gehen, wenn sich das Risiko lohnte, zu laufen, bis man blind war vor Schmerz, das war das Außergewöhnliche, und Cameron wußte es. Er dachte gern, daß in ihm selber ein bißchen davon steckte. Heute sah der Junge alles andre als glücklich aus. Trouble mit einer Frau, Cameron hätte wetten mögen. Ständig gab es Schwierigkeiten mit Frauen, insbesondere bei dem Goldjungen-Nimbus, den Joel sich verschafft hatte. Er hatte ihm klarzumachen versucht, daß er für Bett und Bauch noch jede Menge Zeit hätte, wenn aus seiner Karriere mal der Dampf raus war, aber am Zölibat war Joel nicht interessiert, und Cameron konnte es ihm auch nicht verübeln.

Die Pistole wurde hochgereckt und abgefeuert. Eine Feder blauweißen Rauchs, danach ein Geräusch, das eher nach einem Korken als nach einer Waffe klang. Der Schuß rüttelte die Tauben auf der St.-Pauls-Kuppel wach, und sie stiegen auf in schnatternd-gurrender Gemeinde, aus ihrem Gottesdienst herausgerissen.

Joel hatte einen guten Start. Sauber, akkurat und schnell. Sofort begann die Menge seinen Namen zu rufen, ihre Stimmen in seinem Rücken, an seiner Seite, ein Ausbruch liebevoller Begeisterung. Cameron sah sich das Feld die ersten zwei Dutzend Meter mit an; eine erste Laufordnung formierte sich. Loyer war an der Spitze des Pulks, wobei sich Cameron nicht sicher war, ob er absichtlich oder zufällig dorthin gelangt war. Joel war hinter McCloud, und der hinter Loyer. Laß dir Zeit, Junge, sagte Cameron und verdrückte sich von der Startlinie. Sein Fahrrad war in der Paternoster Row angekettet, eine Minute zu Fuß von dem Platz. Autos hatte er schon immer gehaßt: gottlose Dinger, lähmende, menschenunwürdige, unchristliche Dinger. Mit einem Rad war man sein eigener Herr. Was wollte ein Mann mehr?

» - Und ein ausgezeichnete, vielversprechende Start hier, zu einem Rennen, das allem Anschein nach ganz großartig wird. Schon sind sie über den Platz, und die Menge kennt hier kein Halten mehr: Daj Ganze erinnert wirklich mehr an die Europameisterschaften als an ein Wohltätigkeits-Rennen. Welchen Eindruck hast du, Jim?«

»Also, Mike, soweit ich sehe, ist die Strecke die ganze Fleet Street entlang eingesäumt von Menschenmassen. Und die Polizei hat mich gebeten, den Leuten zu sagen, sie sollten doch bitte nicht versuchen mit dem Wagen ins Zentrum zu fahren, um sich das Rennen anzusehen, weil hier natürlich alle Straßen für die Veranstaltung abgesperrt sind. Hat also wirklich keinen Sinn zu fahren: Man kommt nirgends durch.«

»Wer liegt im Augenblick in Führung?«

»Also, effektiv ist Nick Loyer der Schrittmacher in der gegenwärtigen Phase, obwohl wir natürlich sehr gut wissen, daß über diese Art Distanz jede Menge rein taktisches Laufen zu erwarten ist. Sie ist

länger als eine mittlere Distanz, und sie ist kürzer als die Marathonstrecke, aber diese Männer sind alles Taktiker, und jeder von ihnen wird in den frühen Phasen versuchen, den ändern das Rennen machen zu lassen.«

Cameron sagte immer: Laß die ändern den Helden spielen.

Diese Lektion erlernte man nur mühsam, zu dem Ergebnis war Joel gekommen. Nach dem Startschuß fiel es schwer, nicht gleich alles aufs

Spiel zu setzen, wie eine zusammengedrückte Feder schlagartig loszuschellen. Alles beim Teufel nach den ersten zweihundert Metern, und nichts mehr in Reserve.

Den Helden spielen ist leicht, sagte Cameron gewöhnlich. Aber nicht intelligent, überhaupt nicht intelligent. Verschwende deine Zeit nicht mit Schau-Abziehen, gönn den Supermännern ihren großen Augenblick. Bleib dran am Hauptfeld, aber halt dich ein bißchen zurück.

Besser, auf der Ziellinie bejubelt werden, weil du gewonnen hast, als dich einen guten Verlierer heißen zu lassen.

Gewinnen. Gewinnen. Gewinnen.

Um jeden Preis. Um *fast* jeden Preis.

Gewinnen.

Mit einem Mann, der nicht gewinnen will, hab' ich nichts zu schaffen, pflegte er zu sagen. Wenn du es aus Liebe tun willst, aus Sport und Spaß, dann mit jemand anderem. Nur Elitebubis glauben diesen bekackten Käse von der reinen Freude am geregelten Spiel. Verlierer kennen keine Freude, Junge. Was sag' ich?

Verlierer kennen keine Freude.

Sei knallhart. Spiel nach den Regeln, aber nutz sie aus bis zum Äußersten. Schmeiß dich nach vorn, brutal nach vorn, so weit du kannst. Laß dir von keinem Scheißer was andres erzählen. Du bist hier, um zu gewinnen. Was sag' ich?

Gewinnen.

In der Paternoster Row war das Jubelgeschrei gedämpft, und die

Schatten der Gebäude sperrten die Sonne aus. Es war beinahe kalt.

Oben kreuzten noch immer die Tauben, außerstande, sich niederzu-

lassen, jetzt, da man sie von ihrem Ruheplatz aufgescheucht hatte. Sie waren die einzigen Bewohner der abgelegeneren Straßen. Die restliche Welt der Lebenden, so schien es, sah bei diesem Rennen zu. Cameron schloß sein Rad auf, steckte Kette und Vorhängeschlösser ein und schwang sich auf den Sattel. Ganz schön gesund für einen Fünfzigjährigen, dachte er, einmal abgesehen von der großen Schwäche für billige Zigarren. Er drehte das Radio an. Der Empfang war schlecht, von den Gebäuden vermauert; nur Geknister und Geknatter. Das Fahrrad zwischen den Beinen, stand er da und versuchte, den Sender besser einzustellen. Ein bißchen half es.

»— und Nick Loyer ist bereits zurückgefallen —«

Das ging aber schnell. Ja, Loyer war über sein bestes Alter an die zwei,

drei Jahre hinaus. War an der Zeit, die Spikes hinzuwerfen und die jüngeren Männer ans Ruder zu lassen. Ihm war auch nichts andres übriggeblieben, obwohl es bei Gott weh getan hatte. Cameron erinnerte sich genau, wie ihm mit dreiunddreißig zumute war, als er feststellen mußte, daß seine besten Jahre als Läufer vorbei waren. Es war, als stünde man schon mit einem Fuß im Grabe; rechtzeitig wurde man daran erinnert, wie schnell der Körper erblüht, wie schnell er zu welken beginnt.

Als er aus den Schatten in eine sonnigere Straße hinausradelte, segelte ein schwarzer Mercedes, mit Chauffeur am Steuer, vorbei, so leise, daß er windgetrieben hätte sein können. Cameron bekam die Insassen nur flüchtig zu Gesicht. In einem erkannte er den Mann wieder, mit dem Voight vor dem Rennen geredet hatte, einen magergesichtigen Typ um die die Vierzig, den Mund derart verkniffen, als hätte man ihm die Lippen wegoperiert.

Voight saß neben ihm.

So unmöglich es schien - es war Voights Gesicht, das ihn da durch die getönten Wagenfenster mit den Augen streifte; sogar sein Laufdress hatte er an.

Cameron gefiel der Anblick ganz und gar nicht. Noch vor fünf Minuten hatte er den Südafrikaner losstarten und rennen sehen. Wer

also war der hier? Ein Double offensichtlich. Irgendwie roch das nach Schiebung; es stank gewaltig zum Himmel.

Schon verschwand der Mercedes um eine Ecke. Cameron drehte das Radio ab und radelte dem Wagen Hals über Kopf hinterher. Die milde Sonne brachte ihn zum Schwitzen.

Der Mercedes schlängelte sich durch die engen Straßen nicht ohne Schwierigkeit voran, ließ dabei alle Einbahnstraßenschilder außer acht. Die langsame Fahrt machte es Cameron relativ leicht, mit dem Fahrzeug in Sichtweite zu bleiben, ohne von seinen Insassen gesehen zu werden, obgleich die Anstrengung seine Lungen allmählich unter Feuer zu setzen begann.

In einer winzigen, obskuren Gasse, gleich westlich von der Fetter Lane, wo die Schatten besonders dicht waren, hielt der Mercedes an. Cameron, keine zwanzig Meter vom Wagen hinter einer Häuserecke der Sicht entzogen, sah zu, wie die Tür vom Chauffeur geöffnet wurde und der Lippenlose, mit dem Voight-Ebenbild dicht dahinter, ausstieg und ein nicht näher bestimmbares Gebäude betrat. Als alle drei verschwunden waren, lehnte Cameron sein Rad gegen die Mauer und folgte ihnen.

Samtpfotenstill war es in der Straße. Aus dieser Entfernung war das Gebrüll der Menge nur noch ein Gemurmel. Eine andere Welt hätte sie sein können, diese Straße. Die flitzenden Vogelschatten, die Fenster der Gebäude vermauert, die abblättrnde Farbe, der süßliche Aasgeruch in der unbewegten Luft. Ein totes Kaninchen lag im Rinnstein, ein schwarzes Kaninchen mit einem weißen Halsband, ein abhanden gekommenes Kuscheltier. Fliegen stiegen darüber auf, stürzten darauf nieder, hochgeschreckt die einen, heißhungrig die anderen. So leise wie irgend möglich schlich Cameron auf die offene Tür zu. Er hatte nichts zu befürchten, wie sich herausstellte. Das Trio war schon längst im Hintergrund der dunklen Eingangshalle des Hauses verschwunden. Die Luft in der Halle war kühl und roch nach kelleriger Feuchte. Nach außen furchtlos, aber innerlich ängstlich drang Cameron in den blinden Bau ein. Die Tapete in der Eingangshalle war kackfarben, der Anstrich ebenso. Als wanderte man in einen Darm

hinein, den Darm eines Toten, kalt und kackig. Vorn die Treppe war eingestürzt, verhinderte den Zugang zum oberen Stockwerk. Sie waren nicht hinaufgegangen, sondern hinunter.

Die Tür zum Keller grenzte direkt an den ehemaligen Treppenaufgang, und Cameron konnte von unten Stimmen hören.

So etwas habe ich noch nicht erlebt, dachte er, und machte die Tür weit genug auf, um sich ins dahinter liegende Dunkel zu zwängen. Es war eisig. Nicht einfach kalt, nicht klamm, sondern frostig. Einen Moment lang glaubte er, er hätte einen Kühlraum betreten. Sein Atem trat ihm als Dampf über die Lippen. Gleich würden seine Zähne zu klappern anfangen.

Kann nicht umkehren jetzt, dachte er, und begann, die eisglatten Stufen hinunterzusteigen. Die Finsternis war nicht absolut undurchdringlich. Am Fuß der Treppenflucht, ganz weit unten, flackerte ein bleiches Licht, sein glanzlos-toter Schimmer hungerte nach dem Tag. Cameron warf einen kurzen sehnsüchtigen Blick auf die offene Tür hinter ihm. Sie wirkte äußerst verführerisch, aber er war neugierig,» neugierig. Er mußte unbedingt da hinunter.

Penetrant prickelte die Duftnote des Ortes in seinen Nasenlöchern. Sein Geruchssinn war miserabel, und sein Gaumen noch indiskutabler, woran ihn seine Frau liebend gern erinnerte. Sie sagte immer, er könne nicht einmal Knoblauch und Rosen auseinanderhalten, und wahrscheinlich stimmte das. Aber der Geruch in dieser Tiefe sagte ihm durchaus etwas - etwas, das die Säure in seinem Magen zum Leben erweckte.

Ziegen. Es roch - ha, auf der Stelle wollte er ihr sagen, wie er sich daran erinnert hatte - es roch nach Ziegen.

Er war fast am Fuß der Treppe, sechs, womöglich neun Meter unter der Erde. Die Stimmen waren immer noch ein Stück weit weg, hinter einer zweiten Tür. Er stand in einer kleinen Kammer, deren Wände notdürftig getüncht und mit obszönen Graffiti bekritzelt waren, größtenteils Abbildungen des Geschlechtsakts. Auf dem Boden ein Kandelaber, siebenarmig. Nur zwei der Schmuddelkerzen waren angezündet, und sie brannten mit einer unruhigen, zittrigen Flamme,

die fast blau war. Der ziegenartige Geruch war jetzt stärker und mit einem Duft vermischt, so kotzig-süßlich, daß er in ein türkische! Bordell gepaßt hätte.

Zwei Türen führten von der Kammer weg, und hinter der einen hörte Cameron die Unterhaltung sich fortsetzen. Mit ängstlicher Vorsicht überquerte er den schlüpfrigen Boden bis zur Tür und gab sich äußerste Mühe, den murmelnden Stimmen einen Sinn abzulauschen. Etwas Dringliches vibrierte in ihnen.

»- beeilen -«

»- die richtigen Fertigkeiten -«

»-Kinder, Kinder-«

Gelächter.

»Ich bin sicher, wir - morgen - wir alle —«

Erneutes Gelächter.

Plötzlich schienen die Stimmen die Richtung zu ändern, als ob sich die

Sprecher zur Tür zurückbewegten. Cameron machte drei Schritte rückwärts über den eisigen Boden und stieß dabei fast den Kandelaber um. Die Flammen sprühten und wisperten in der Kammer, als er daran vorbeiging.

Er mußte sich entweder für die Treppe oder für die zweite Tür entscheiden. Die Treppe bedeutete den uneingeschränkten Rückzug. Wenn er sie hinaufstiege, wäre er in Sicherheit, aber er würde nie Bescheid wissen. Nie wissen, was es mit der Kälte, mit den blauen Flammen, mit dem Ziegengeruch auf sich hatte. Die Tür war eine Chance. Wieder dort, die Augen auf die gegenüberliegende Tür geheftet, kämpfte er mit dem beißend kalten Messingtürknauf. Der drehte sich, unter einigem Gerangel, und er tauchte weg, außer Sicht - «Is sich die gegenüberliegende Tür öffnete. Die beiden Bewegungen waren perfekt synkoptiert: Gott war mit ihm.

Sowie er die Tür schloß, wußte er, daß er einen Fehler gemacht hatte. Gott war keineswegs mit ihm.

Kältenadeln durchdrangen seinen Kopf, seine Zähne, seine Augen, «eine Finger. Er fühlte sich, als hätte man ihn nackt ins Herz eines

Eisbergs geworfen. Das Blut schien in seinen Adern stillzustehen, der Speichel auf seiner Zunge kristallisierte, stechend schmerzte der Schleim auf der Haut seiner Nasenhöhlen, als er zu Eis wurde. Die Kälte schien ihn erstarren zu lassen: Er konnte sich nicht einmal umdrehen.

Kaum fähig, seine Gelenke zu rühren, fummelte er nach seinem Feuerzeug, mit so tauben, fühllosen Fingern — man hätte sie ihm abschneiden können, ohne daß er es gespürt hätte.

Schon war das Feuerzeug mit seiner Hand verklebt, der Schweiß auf «einen Fingern war zu Frost geworden. Er versuchte, es zum Brennen zu bringen, gegen die Dunkelheit, gegen die Kälte. Widerstrebend sprühte es Funken, erwachte zu einem stotternden Halbleben.

Der Raum war groß: eine Eishöhle. Ihre Wände, ihre überkrustete Decke funkelten und schimmerten. Eis-Stalaktiten, lanzenscharf, hingen über seinem Kopf. Der Boden, auf dem er in unsicherer Balance stand, fiel zur Raummitte hin ab. Dort klaffte ein Loch von eineinhalb oder zwei Metern Durchmesser; sein Rand und seine Wandung waren derart von Eis überzogen, überwuchert, daß man den Eindruck hatte, als wäre ein Fluß beim Hinabströmen in die Finsternis zum Stillstand gebracht worden.

Er dachte an *Xanadu*, ein Gedicht, das er auswendig konnte. Visionen eines anderen Albion -

»Wo Alph, der heil'ge Fluß verlief,
Durch Höhlen, Menschenmaß zu tief,
Hinab in sonnenlose See.«*

Wenn da drunten tatsächlich eine See war, dann eine gefrorene. Der immerwährende Tod.

Um so mehr mußte er sich krampfhaft aufrecht halten, verhindern, daß er die schiefe Ebene hinunterrutschte, aufs Unbekannte zu. Das Feuerzeug flackerte, ein eisiger Luftzug blies es aus.

* Nach S. T. Coleridge, engl. Lyriker, 1772-1834 (Anm. d. Übers.)

»Scheiße«, sagte Cameron, als er in der Finsternis versank.

Ob nun das Wort das Trio draußen alarmierte, oder ob Gott ihn in diesem Augenblick zur Gänze verließ und sie freundlichst ersuchte, doch die Tür aufzumachen — er würde es nie erfahren. Aber als die Tür mit Schwung weit aufging, stieß sie Cameron die Beine unterm Leib weg. Zu fühllos-taub und zu durchgefroren, um seinen Fall zu verhindern, stürzte er, unter den Schwaden des in den Raum hereinhelfenden Ziegengeruchs, auf den Eisboden nieder.

Cameron drehte sich halb um. Voights Double war an der Tür, der Chauffeur gleichfalls sowie der dritte Mann aus dem Mercedes.

Augenscheinlich trug er einen aus mehreren Ziegenhäuten geschneiderten Mantel. Die Hufe und Hörner hingen noch daran herunter.

Das Blut auf seinem Fell war braun und klebrig.

»Was treiben Sie hier, Mr. Cameron?« fragte der Ziegenbemanterte.

Cameron konnte kaum sprechen. Das einzige, was er in seinem Kopf noch fühlte, war die Winzigkeit eines höllischen Schmerzes hinter der Stirnmitte.

»Was-zur Hölle-ist denn los?« kam es über seine vor Froststarre fast unbeweglichen Lippen.

»Haargenau das, Mr. Cameron«, entgegnete der Mann. »Die Hölle ist los.«

Als sie an St.-Mary-le-Strand vorbeiliefen, blickte sich Loyer, noch vorn an der Spitze, flüchtig um - und strauchelte. Joel, gute drei Meter hinter ihm, wußte gleich, daß der Mann aufgab. Und das so schnell; irgend etwas stimmte da nicht. Er verlangsamte sein Tempo, ließ McCloud und Voight an sich vorbei. Keine große Eile.

Kinderman lag ganz schön weit hinten, außerstande, mit diesen schnellen Jungs Schritt zu halten. Er blieb garantiert das Schlußlicht in diesem Rennen. Loyer wurde von McCloud überholt, dann von Voight und schließlich von Jones und Kinderman. Plötzlich war ihm die Luft weggeblieben, und die Beine wurden ihm schwer wie Blei. Schlimmer noch, er sah den Straßenbelag unter seinen Schuhen aufbrechen, in quietschenden, knarrenden Rissen, und Finger, wie grausam-lieblose Kinder, aus der Erde herauf und hinaus tasten, nach

ihm, um ihn anzufassen. Anscheinend sah sie sonst niemand. Die Menschenmassen röhren einfach weiter, während diese geisterhaften Hände aus ihren Asphaltgräbern hervorbrachen und sich unentrinnbar Macht über ihn verschafften. Er stürzte nieder in ihre Totenarme, leergepumpt, seine Jugend zerknickt und seine Kraft verbraucht. Die weißbegierigen Finger der Toten zupften, zerrten weiter an ihm, lange nachdem die Ärzte ihn von der Strecke weggebracht, untersucht und ruhiggestellt hatten.

Natürlich kannte er den Grund, als er dalag auf dem heißen Asphalt, und sie ihn nach Herzenslust durchstöberten und durchstocherten. Er hatte zurückgeschaut. Das war's, was sie zum Auftauchen gebracht hatte. Er hatte zurückgeschaut...

»Und nach Loyers aufsehenerregendem Zusammenbruch zieht sich das Feld weit auseinander, Frank Flash McCloud bestimmt jetzt das Tempo, und er setzt sich wirklich blitzschnell ab von unserm Neuling, Voight. Joel Jones liegt sogar noch weiter zurück, er scheint überhaupt nicht mit der Spitze mitzuhalten. Was sagst du, Jim?«

»Also, entweder ist er schon leergepowert, oder er setzt alles auf eine Karte: daß ihnen schon rechtzeitig die Puste ausgeht. Wohlgemerkt, die Distanz ist neu für ihn -«

»Ja, Jim -«

»Und das macht ihn womöglich leichtsinnig. Er darf sich ganz schon ins Zeug legen, wenn er seine jetzige Position auf dem dritten Platt verbessern will.«

Joel fühlte sich schwindlig. Einen Moment lang, als er mit angesehen hatte, wie Loyer die Kontrolle über das Rennen zu verlieren begann, hatte er den Mann lauthals beten hören. Zu Gott beten, um Rettung. Er als einziger hatte die Worte gehört -

»Und ob ich schon wandert im finstern Tal
fürchte ich kein Unglück
Denn du bist bei mir
Dein Stecken und Stab -«

Die Sonne war jetzt heißer, und Joel spürte allmählich die wohlbekannten Stimmen seiner ermüdenden Glieder. Laufen auf Asphalt

setzte den Füßen, setzte den Gelenken hart zu. Nicht daß das einen Mann dazu brachte, sich ins Beten zu flüchten. Er versuchte, loyers Verzweiflung aus seinen Gedanken zu verdrängen und sich auf die vorliegende Angelegenheit zu konzentrieren.

Es war noch ganz schön viel zu laufen, die Strecke war nicht einmal zur Hälfte geschafft. Jede Menge Zeit, um die Helden einzuholen, jede Menge Zeit.

Beim Laufen sann sein Hirn flüchtig den Gebeten nach, die ihm sein« Mutter für den Fall, daß er eins brauchen sollte, beigebracht hatte, Aber die Jahre hatten sie unterwühlt, ausgewaschen: Sie waren fast verschwunden.

»Mein Name«, sagte der Ziegenbemantelte, »ist Gregory Burgess. Mitglied des Unterhauses. Sie dürften mich kaum kennen. Agiere bevorzugt hinter den Kulissen.«

»Unterhausmitglied?« sagte Cameron.

»Ja. Unabhängig. *Ausgesprochen* unabhängig.«

»Ist das da Voights Bruder?«

Burgess sah flüchtig Voights zweites Ich an. Der Mann zitterte nicht einmal in der bitteren Kälte, ungeachtet der Tatsache, daß er nur ein dünnes Turnhemd und eine Sporthose anhatte.

»Bruder?« sagte Burgess. »Nein, nein. Er ist mein - wie heißt es? *Spiritus familiaris*.«

Die Bezeichnung ließ irgend etwas anklingen, aber Cameron war nicht sehr belesen. Was war ein *Spiritus familiaris*?

»Zeig's ihm«, sagte Burgess großmütig.

Durchbebt, durchschüttelt wurde Voights Gesicht: Die Haut schien Zu schrumpfen, die Lippen rollten sich ein, kräuselten über die Zähne zurück, die Zähne zerschmolzen zu weißem Wachs, und dies ergoß »ich hinab in einen Schlund, der sich selbst in eine Wirbelsäule aus Khimmerndem Silber umgestaltete. Das Gesicht war nicht mehr menschlich, ja nicht einmal mehr säugetierhaft. Zu einem Fächer aus Messern war es geworden, seine Klingen glitzerten im Kerzenlicht, das durch die Tür einfiel. Und selbst als dies bizarre Schaustück zu festem Spuk gerann, begann es sich wieder zu verändern: Die Mes-

ser schmolzen, wurden dunkler, Pelz sproß hervor, Augen schienen auf und schwellen zu Ballongröße. Fühler schnellten von diesem neuen Kopf, Kieferwerkzeuge wurden strangartig herausgepreßt aus der breiig-flüssigen Gallerte der Verwandlung, und der Kopf einer Biene, riesig und perfekt nachgebildet, saß nunmehr auf Voights Hab.

Burgess fand offenkundiges Vergnügen an der Darbietung; er applaudierte mit behandschuhten Händen.

»Beide von der Gattung Familiaris, dienstbare Geister«, sagte er und verwies mit einer Geste auf den Chauffeur, der die Mütze abgenommen hatte und einen Schwall kastanienbraunen Haars auf seine - ihre Schultern fallen ließ. Eine hinreißende Schönheit, ein Gesicht, für das man sein Leben hingab. Aber pures Blendwerk, wie das andre auch. Zweifellos fähig, unendlich viele Gestalten anzunehmen,

»Natürlich gehören die beiden mir«, sagte Burgess stolz.

»Was?« Mehr brachte Cameron nicht zustande; blieb nur zu hoffen, daß es trotzdem all die Fragen transportierte, die ihm durch den Kopf gingen.

»Ich diene der Hölle, Mr. Cameron. Und die Hölle ihrerseits dient mir.«

»Die Hölle?«

»Hinter Ihnen einer der Eingänge zum Neunten Kreis. Sie kennen Ihren Dante, nehm' ich an?«

Sieh Dis*; und sieh dir an den Ort, Wo's nötig ist, mit Kraft sich zu versehen.«

»Weshalb sind Sie hier?«

»Um dieses Rennen zu laufen. Oder vielmehr, mein dritter Familiaris läuft ja bereits das Rennen. Niemand wird ihn schlagen diesmal. Diesmal ist es eine Veranstaltung der Hölle, Mr. Cameron, und niemand wird uns um den Siegespreis betrügen.«

* Andere Bezeichnung für Orcus oder Pluto, den römischen Gott der Unterwelt, in der Divina Commedia die Entsprechung für Luzifer. Dante, Inferno, XXXIV. Gesang, dtv-Ausg., S. 151 (Anm. d. Übers.)

»Der Hölle«, sagte Cameron wieder.

»Sie sind gläubig, nicht? Sie sind ein eifriger Kirchgänger. Beten immer vorm Essen, wie jede gottesfürchtige Seele. Haben Angst, Sie könnten ersticken bei Ihrer Mahlzeit.«

»Woher wissen Sie, daß ich bete?«

»Ihre Frau hat's mir erzählt. Oh, Ihre Frau war sehr aufschlußreich, was Sie betrifft, Mr. Cameron, sie hat sich mir regelrecht eröffnet. Sehr entgegenkommend. Eine eingefleischte Analistin, nach meinen Artigkeiten. Sie gab mir so viel... Information. Sie sollen ein aufrechter Sozialist sein, wie Ihr Vater.«

»Na ja, also Politik -«

»Oh, Politik ist der ruhende Pol vom Ganzen, Mr. Cameron. Ohne Politik gehen wir unter in wüster Verwilderung, finden Sie nicht? Selbst die Hölle braucht Ordnung. Neun große Kreise: eine Hackordnung der Strafmethoden. Schauen Sie runter; sehen Sie selbst.« Cameron konnte das Loch in seinem Rücken spüren. Er brauchte gar nicht erst hinzusehen.

»Wir vertreten Ordnung, wissen Sie. Nicht Chaos. Das ist nur himmlische Propaganda. Und wissen Sie, was wir gewinnen werden?«

»Es ist ein Wohltätigkeits-Rennen.«

»Wohltätigkeit am allerwenigsten. Wir laufen dieses Rennen nicht, um die Welt vorm Krebs zu retten. Wir laufen es um der Herrschaft willen.«

Cameron erfaßte halbwegs den springenden Punkt.

»Herrschaft«, sagte er.

»Einmal pro Jahrhundert wird dieses Rennen gelaufen, von St. Paul's bis zum Parlament. Oft ist es zu nachtschlafender Zeit gelaufen worden, sang- und klanglos, praktisch unbemerkt. Heute wird es am hellichten Tag gelaufen, von Tausenden mit angesehen. Aber, unabhängig von den äußeren Umständen, es ist immer dasselbe Rennen. Eure Athleten gegen einen von den unsern. Wenn ihr gewinnt, weitere hundert Jahre Demokratie. Wenn wir gewinnen... und das werden wir... das Ende der Welt, wie ihr sie kennt.«

Cameron spürte ein Vibrieren im Rücken. Burgess' Gesichtsausdruck hatte sich schlagartig verändert; seine Zuversicht war jetzt getrübt, die Selbstgefälligkeit wurde unvermittelt durch eine nervöse Fieberhaftigkeit verdrängt.

»Also, äh«, sagte er, und seine Hände flatterten wie Vögel, »es scheint, daß wir Besuch von höheren Mächten bekommen. Wie schmeichelhaft.«

Cameron wandte sich um und spähte über den Rand des Loches. Jetzt spielte es keine Rolle mehr, wie weit er seiner Neugier nachgab. Sie hatten ihn in ihrer Gewalt; da konnte er genausogut alles sehen, was es zu sehen gab.

Ein Schwall eisiger Luft blies aus dem sonnenlosen Höllenkreis herauf, und in der Finsternis des Schachts sah er deutlich eine sich nähernde Gestalt. Sie bewegte sich gleichmäßig, und ihr Gesicht war nach oben gekehrt, um den Blick auf die Welt zu richten.

Cameron konnte ihr Atmen hören, die Wunde ihrer Gesichtszüge in der Düsternis sich öffnen und schließen sehen: ölige Knochenpartien, ineinandergreifend, sich voneinander lösend wie die Freßfront eines Taschenkrebse.

Burgess lag auf den Knien, die beiden Dienstgeister links und rechts von ihm flach ausgestreckt auf dem Boden, das Gesicht zur Erde.

Cameron wußte, dies war seine letzte Chance. Er stand auf, die Glieder kaum unter Kontrolle, und tappte blindlings los Richtung Burgess, der die Augen in ehrfurchtsvollem Gebet geschlossen hielt. Mehr zufällig als absichtlich erwischte er ihn im Vorbeigehen mit dem Knie unterm Kiefer, und der Mann wurde flachgelegt. Camerons Sohlen glitten über den Boden, zur Eishöhle hinaus, in die angrenzende kerzenbeleuchtete Kammer hinein.

Hinter ihm füllte sich der Raum mit Rauch und Seufzern, und Cameron schaute - wie Lots Weib auf seiner Flucht vor Sodoms Zerstörung -, ein Mal bloß, flüchtig zurück, um den verbotenen Anblick hinter sich zu sehen.

Es drängte hervor aus dem Schacht, seine graue Masse füllte das Loch aus, von unten her durch irgendeine Lichtquelle angestrahlt. Seine

Augen, tief im nackten Knochen seines elefantenhaften Kopfes, begegneten denen Camerons durch die offene Tür hindurch. Wie ein Kuß schienen sie ihn zu berühren, drangen in sein Denken durch die Augen ein.

Er wurde nicht zu Salz verwandelt. Er riß seinen neugierigen Blick von dem Gesicht los, durchquerte schlitternd die Vorkammer und begann, die Treppe hinaufzusteigen, nahm zwei, drei Stufen auf einmal, fiel hin dabei und stieg weiter, fiel hin und stieg weiter. Die Tür war noch immer angelehnt. Auf der anderen Seite Tageslicht und die Welt.

Er warf die Tür auf und taumelte, nahe am Zusammenbruch, in die Eingangshalle; schon spürte er, wie die Wärme seine frosterstamten Nerven wieder zu beleben anfang. Kein Geräusch auf der Treppe hinter ihm: Sicherlich hatten sie vor ihrem fleischlosen Besucher einen zu gewaltigen Respekt, um ihm zu folgen. Er schleppte sich die Wand der Eingangshalle entlang, sein Körper zerrüttet von fiebrigen Schauern und Zähneklappern.

Sie folgten ihm noch immer nicht.

Draußen war der Tag blendend hell, und er empfand allmählich die Heiterkeit der geglückten Flucht. Etwas Vergleichbares hatte er noch nie verspürt. So nahe daran, und trotzdem überlebt. Gott war also doch mit ihm gewesen.

Er wankte die Straße entlang, zurück zu seinem Fahrrad, entschlossen, das Rennen anzuhalten, der Welt zu sagen...

Sein Rad war unberührt, der Lenker so warm wie die Arme seiner Frau.

Als er sein Bein über die Stange schwang, fing der Blick, den er mit der Hölle getauscht hatte, Feuer. Sein Körper, der keine Ahnung hatte von der Hitze im Gehirn, verblieb noch einen Augenblick lang bei leiner Beschäftigung, setzte die Füße auf die Pedale und begann davonzuradeln.

Cameron spürte, wie der Feuerschlag in seinem Kopf zündete, und wußte, daß er tot war.

Der Blick, der flüchtige Blick hinter sich.

Lots Weib. Wie Lots stupides Weib...

Der Blitz sprang hoch zwischen seinen Ohren, schneller als ein Gedanke. Seine Schädeldecke platzte, und der Blitz, weißglühend, ichoß heraus aus dem Schmelzofen seines Hirns. Seine Augen verdorrten in ihren Höhlen zu schwarzen Nüssen, er spie Licht aus Mund und Nasenlöchern. Die Verbrennung verwandelte ihn innerhalb weniger Sekunden in eine Säule aus schwarzem Fleisch, ohne jegliche Flamme oder Andeutung von Rauch.

Bis das Fahrrad schließlich von der Straße herunterraste und durchs Schaufenster des Schneiders krachte, war Camerons Körper vollständig eingäschert; wie eine Schaufensterpuppe lag er, mit dem Gesicht nach unten, zwischen den aschfarbenen Anzügen. Auch er hatte zurückgeschaut.

Die Zuschauertrauben am Trafalgar Square bildeten eine brodelnde Masse der Begeisterung. Jubelrufe, Tränen, Fähnchen. Es hatte den Anschein, als wäre dieses kleine Rennen für diese Menschen etwas ganz Besonderes geworden: ein Ritual, dessen wahre Bedeutung sie nicht kennen konnten. Und doch, irgendwo in ihrem Innern, begriffen sie, daß der Tag schwer beladen war mit Schwefel, sie ahnten, daß ihr Leben auf Zehenspitzen stand, um den Himmel zu erreichen. Vor allem die Kinder. Sie liefen neben der Rennstrecke her, schrien dabei unzusammenhängende Segenssprüche, ihre Gesichter spiegelten ihre Ängste wider. Manche riefen seinen Namen.

»Joel! Joel!«

Oder bildete er sich das bloß ein? Loyers Stoßgebet zum Himmel, hatte er sich das auch nur eingebildet, und die Zeichen auf den strahlenden Gesichtern der Babies, die man hochhielt, damit sie die vorbeilaufenden Athleten sehen konnten ?

Als sie in die Whitehall einbogen, guckte Frank McCloud verstohlen über die Schulter, und die Hölle packte ihn.

Es geschah blitzartig. Ganz einfach.

Er strauchelte. Eine eisige Hand in seiner Brust quetschte das Leben aus ihm heraus. Joel verlangsamte sein Tempo, als er sich dem Mann

näherte. Sein Gesicht war purpurn, seine Lippen schaumbedeckt. »McCloud«, sagte er und blieb stehen, um seinem großen Rivalen ins magere Gesicht zu starren. Hinter einem Rauchsleier hervor, der das Grau seiner Augen zu Ocker verwandelt hatte, schaute McCloud hinauf zu ihm. Joel streckte eine Hand hinunter, um ihm zu helfen.

»Faß mich nicht an«, knurrte McCloud. Die Kapillargefäße in seinen Augen quollen auf und bluteten.

»Ein Krampf?« fragte Joel. »Hast 'n Krampf?«

»Lauf, du Mistkerl, lauf«, stöhnte McCloud noch, als ihm die Hand in seinen Eingeweiden das Leben herausriß. Jetzt schwitzte er Blut durch die Poren in seinem Gesicht und weinte rote Tränen. »Lauf, und schau dich nicht um. *Schau dich nicht um*, um Himmels willen.«

»Was is' es, sag?«

»Lauf um dein Leben!«

Die Worte waren keine Bitte, sondern ein Befehl.

Lauf.

Nicht um Gold oder Ruhm. Bloß dem Tod davon.

Joel schaute kurz auf und empfand plötzlich überdeutlich, daß ihm irgendein riesenköpfiges Wesen im Rücken war, kalter Atem seinen Nacken streifte.

Er nahm die Beine in die Hand und *lief*.

»-Also, die Strecke hat heut' offenbar ihre Tücken für die Läufer, Jim. Erst geht Loyer zu Boden, völlig unerwartet, schwer zu begreifen, und jetzt ist auch noch Frank McCloud gestürzt. Noch nie vorher hab' ich was Derartiges gesehn. Aber er hat, scheint's, ein paar Worte mit Joel Jones geredet, als der ihn überholte; dürfte also nicht ernstlich verletzt sein.«

McCloud war tot, als man ihn in den Rettungswagen schob, und verwest am nächsten Morgen.

Joel lief. Du lieber Herr, und wie er lief. Die Sonne wütete jetzt auf seinem Gesicht, wusch die Farbe heraus aus den jubelnden Massen, aus den Gesichtern, aus den Fähnchen. Alles verflachte zu einer

einzigem lärmenden Wand, ohne jede Menschlichkeit.

Joel kannte das Gefühl, das ihn überkam, die Empfindung des Ent-rücktseins, die Erschöpfung und Überversorgung mit Sauerstoff be-gleitete. Er lief in einer Blase seines eigenen Bewußtseins; er dachte, schwitzte, litt aus sich selbst, für sich selbst, im Namen seiner selbst. Und so schlecht war es gar nicht, dieses Alleinsein. Lieder begannen ihm den Kopf zu füllen: Fetzen von Kirchenliedern, süße Wendungen aus Liebesliedern, schmutzige Reime. Sein Selbst hielt sich untätig in der Schweben, und sein Traum-Ich, namenlos und ohne Angst, über-nahm das Ruder.

Weiter vorn, überspült von demselben weißen Regen aus Licht, war Voight. Das war der Feind, das Ding, das es zu überwinden galt. Voight, mit seinem schimmernden, in der Sonne schaukelnden Kruzi-fix. Er konnte es schaffen, vorausgesetzt, er schaute nicht, vorausge-setzt, er schaute nicht...

Hinter sich.

Burgess öffnete die Tür des Mercedes und kletterte hinein. Zeit war vergeudet worden, kostbare Zeit. Er sollte beim Parlamentsgebäude sein, an der Ziellinie bereitstehen, um die Läufer gebührend in Empfang zu nehmen. Die unumgängliche Szene war noch zu spielen, in der er das sanfte, lächelnde Gesicht der Demokratie mimen würde. Und morgen? Nicht mehr ganz so sanft.

Seine Hände waren klammfeucht vor Aufregung, und sein Nadel-streifenanzug roch nach dem Ziegenfellmantel, den er in dem Raum zu tragen verpflichtet war. Ach was, niemand würde es bemerken; und selbst wenn, welcher Engländer wäre so taktlos zu erwähnen, daß er nach Ziege röche?

Diese Untere Kammer war ihm zutiefst zuwider, das andauernde Eis, das verdammt gähnende Loch mit seinem fernen ruinösen Rau-schen. Aber das war jetzt alles vorbei. Er hatte die Opferung vollzo-gen, er hatte seine rückhaltlose und unablässige Anbetung des Pfuhs bewiesen; jetzt war es an der Zeit, den Lohn zu ernten.

Unterm Fahren dachte er an die vielen Opfer, die er seinem ehrgeizi-gen Ziel gebracht hatte. Zuerst Bagatellen: Kätzchen, junge Hähne.

Später mußte er herausfinden, wie lächerlich derartige Gesten ihrer Meinung nach waren. Aber zu Anfang war er unschuldig gewesen; er wußte nicht, was er geben oder wie er es geben sollte. Sie machten ihre Anforderungen allmählich klar, im Lauf der Jahre, und er lernte, mit der Zeit, den Verkauf seiner Seele zu betreiben, wie es sich gehörte. Seine Selbstabtötungen waren gewissenhaft geplant und makellos inszeniert, wiewohl er aus ihnen ohne Brustwarzen oder Hoffnung auf Nachkommenschaft hervorging. Trotzdem war es die Qual wert: sukzessive fiel die Macht ihm zu. Als erstes ein dreifacher Abschluß in Oxford, eine Gattin, ausgestattet über jeden priapischen Traum hinaus, ein Sitz im Unterhaus, und bald, nur zu bald, das Land selbst.

Die verätzten Stummel seiner Daumen schmerzten, wie so oft, wenn er nervös war. Gedankenverloren lutschte er an einem.

»- Also, wir sind jetzt in der Schlußphase des Rennens, eines wählen Höllenrennens, von Anfang an, oder, Jim?«

»Aber ja, es war wirklich die absolute Überraschung, nicht? Voight ist der eindeutige Außenseiter im Feld; und hier rast er der Konkurrenz davon, ohne sich groß anzustrengen. Freilich, Jones hat sich in einer ausgesprochen selbstlosen Geste bei Frank McCloud vergewissert, daß er nach seinem schweren Sturz tatsächlich noch okay war, und das hat ihn zurückgeworfen.«

»Und genau das hat ihn den Sieg gekostet, nicht?«

»Höchstwahrscheinlich. Ja, wahrscheinlich hat ihn das den Sieg gekostet.«

»Aber schließlich ist es ein Wohltätigkeits-Rennen.«

»Unbedingt, ja. Und in einer solchen Situation kommt's nicht auf Gewinnen oder Verlieren an -«

»Letztlich zählt da nur die sportliche Gesinnung.«

»Ja, genau.«

»Genau.«

»Und da biegen sie schon beide aus der Whitehall, halten bereits direkt

aufs Parlament zu. Und die Zuschauermassen feuern ihren Liebling

an, aber soviel ich sehe, ist die Lage für ihn aussichtslos -«

»Aber wohlgedemert, in Schweden hat er was ganz Besonderes aus dem Ärmel gezaubert.«

»0 ja, das hat er.«

»Vielleicht macht er's hier wieder.«

Joel rannte, und die Lücke zwischen ihm und Voight begann sich zu schließen. Er konzentrierte sich auf den Rücken des Mannes: Seine Augen bohrten sich in sein Hemd, erfaßten seinen Rhythmus, suchten nach Schwächen.

Der Verfolgte wurde langsamer. Er war nicht mehr so schnell wie noch vor kurzem. Eine Ungleichmäßigkeit hatte sich in seinen Lauftakt eingeschlichen, ein sicheres Zeichen der Ermüdung.

Er konnte ihn schlagen. Mit genügend Courage konnte er ihn schlagen...

Und Kinderman. Den hatte er ganz vergessen. Ohne nachzudenken, linste Joel über seine Schulter und schaute hinter sich.

Kinderman lag weit zurück, hielt noch immer seinen gleichmäßigen Schritt. Unverändertes Marathonläufer-Tempo. Aber noch irgend etwas anderes war hinter Joel: ein zweiter Läufer, ihm hautnah auf den Fersen, gespenstisch, riesenhaft.

Er wandte die Augen weg und starrte nach vorn, verfluchte seine Dummheit.

Mit jedem Schritt rückte er näher an Voight heran. Dem Mann ging tatsächlich die Puste aus, ganz offensichtlich. Joel wußte, daß er ihn mit Sicherheit schlagen konnte, wenn er es voll darauf anlegte. Nidit an den Verfolger denken, wer oder was es auch war, an überhaupt nichts denken, außer ans Überholen von Voight.

Aber der Anblick unmittelbar hinter ihm ging ihm nicht aus dem Kopf.

»*Schau dich nicht um*«: McClouds Worte. Zu spät, er hatte es schon getan. In dem Fall war es besser zu wissen, wer dieses Phantom war, Sein zweiter Blick zurück.

Zuerst sah er nichts, nur Kinderman, im alten Trab. Und dann tauchte der Geisterläufer erneut auf, und jetzt wußte er, was McCloud und

Loyer zu Fall gebracht hatte.

Es war kein Läufer, kein lebender, kein toter. Es war nicht einmal menschlich. Ein qualmender Körper, und gähnende Finsternis ab Kopf, die Hölle selbst war es, die gegen ihn andrängte.

»Schau dich nicht um.«

Ihr Mund, wenn es einer war, stand offen. Atem umwirbelte Joel, so kalt, daß ihm fast die Luft wegblieb. Deswegen hatte Loyer Gebet« gemurmelt beim Laufen. Sehr viel hatte ihm das geholfen; der Tod war trotzdem gekommen.

Joel schaute weg, machte sich nichts daraus, die Hölle so nah zu sehen,

versuchte, die plötzliche Schwäche in den Knien nicht zu beachten.

Jetzt blickte auch Voight rasch hinter sich. Der Ausdruck in seinem Gesicht war düster und verkrampft. Und irgendwie wußte Joel, daß er zur Hölle gehörte, daß der Schatten hinter ihm Voights Herr und Meister war.

»Voight, Voight. Voight. Voight -« Joel stieß das Wort bei jedem Schritt heraus.

Voight hörte, wie man ihn beim Namen nannte. »Schwarzer Sauhund«, sagte er laut.

Joels Schrittlänge vergrößerte sich etwas. Er war allenfalls zwei Meter vom Höllen-Läufer entfernt.

»Schau... Hinter... Dich«, sagte Voight.

»Ichseh's.«

»Es... kommt... dich... holen.«

Das war der reine Schwulst: Worthülsen. Er allein war schließlich Herr und Meister seines Körpers, oder? Und er hatte keine Angst vor der Finsternis, er selbst trug ihre Farbe. War das nicht genau das, was ihn im Vergleich zu so vielen weniger menschlich machte? Oder mehr, mehr als menschlich; blutiger, schweißiger, fleischiger. Mehr Arm, mehr Bein, mehr Kopf. Mehr Kraft, mehr Gier. Was konnte die Hölle schon tun? Ihn fressen? Er würde dem Gaumen faulig schmecken. Ihn zu Eis gefrieren? Er war zu heißblütig, zu schnell, zu lebendig. Nichts würde sich seiner bemächtigen, er war ein Barbar mit

den Manieren eines Gentleman.

Nicht ganz Tag und nicht ganz Nacht.

Voight litt: sein Schmerz lag in seinem abgerissenen Atem, in den Stakigen Fetzen seines Schritts. Sie waren gerade noch fünfzig Meter von den Stufen und der Ziellinie entfernt, aber Voights Führung wurde zusehends aufgezehrt; jeder Schritt brachte die Läufer einander näher.

Dann begann das Feilschen.

»Du...hör... mirzu.«

»Was bist du?«

»Macht... Ich verschaff dir Macht... nur... laß... uns... gewinnen.«

Joel war jetzt fast neben ihm.

»Zu spät.«

Seine Beine euphorisch leicht, innerlich drehte sich ihm alles vor Freude. Die Hölle hinter ihm, die Hölle neben ihm, was machte ihm das schon? Er konnte laufen.

Erzog an Voight vorbei, fließend-locker die Gelenke: eine unbeschwertere Maschine.

»Sauhund. Sauhund. Sauhund -« sagte der Dienstgeist, sein Gesicht verzerrt vor viehisch quälendem Streß. Und flackerte dieses Gesicht nicht unruhig auf, als Joel daran vorbeirannte? Wich nicht von seinen Zagen für einen Augenblick der trügerische Eindruck, sie wären menschlich? Dann hatte er Voight klar abgehängt, und die Massen jubelten, und die Farben fluteten zurück in die Welt. Der Sieg stand bevor. Er wußte nicht, für welche Sache, aber Sieg blieb Sieg. Dort war Cameron, er sah ihn jetzt; er stand auf den Stufen neben einem Mann, den Joel nicht kannte, ein Mann in einem Nadelstreifenanzug. Cameron lächelte und schrie in einer für ihn untypischen Begeisterung und winkte Joel von den Stufen aus zu.

Er rannte, falls überhaupt möglich, noch etwas schneller Richtung Ziellinie; Camerons Gesicht schmeichelte seiner Kraft.

Dann, augenscheinlich, veränderte sich das Gesicht. War es der flimmernde Hitzeschleier, der sein Haar schimmern ließ? Nein, jetzt

brodelte sein Wangenfleisch blasig auf, und dunkle Flecken, die zusehends noch dunkler wurden, bedeckten seinen Hals. Jetzt standen ihm, buchstäblich, die Haare zu Berge, und einäskernder Glutschein züngelte flackernd auf von seiner Kopfhaut. Cameron brannte-und immer noch das Lächeln, und immer noch die winkende Hand. Joel durchschauerte abrupte Verzweiflung.

Hölle hinten. Hölle vorn.

Das war nicht Cameron. Cameron war nirgends zu sehen. Also war Cameron abserviert.

Das wußte er instinktiv. Cameron war abserviert. Und dieses schwarze Zerrbild, das ihn anlächelte und ihn willkommen hieß, war seine Sterbephase, noch einmal gespielt zum Entzücken seiner Bewunderer. Joels Schritt stockte, der Laufrhythmus war dahin. Hinter sich hörte er Voights Atem, entsetzlich schwer, nah und näher.

Urplötzlich revoltierte sein ganzer Körper. Sein Magen verlangte das Erbrechen seines Inhalts, seine Beine schrien nach Zusammenbruch, sein Kopf verweigerte, bis auf die nackte Angst, das Denken.

»Lauf«, sagte er zu sich. »Lauf. Lauf. Lauf.«

Aber da vorn wartete die Hölle. Wie konnte er solch einer Abscheulichkeit in die Arme laufen?

Voight hatte die Lücke zwischen ihnen geschlossen, war jetzt Schulter an Schulter mit ihm, und rempelte ihn an, als er vorbeizog. Mühe! wurde Joel der Sieg entrissen: Leckerei aus Babyfingern.

Die Ziellinie war ein Dutzend Laufschrirte weit weg, und Voight lag wieder in Führung. Ohne sich wirklich bewußt zu sein, was er tat, schnappte Joel beim Laufen mit der ausgestreckten Hand nach Voight und packte ihn am Turnhemd. Ein böses Foul, offenkundig für jeden in der Menge. Aber hol's der Teufel.

Heftig, ruckartig, riß er an Voight, und beide Männer strauchelten. Die Menge teilte sich, als sie von der Strecke abkamen und schwer stürzten, Voight auf Joel zu liegen kam.

Joels Arm war vorgeschneilt, um einen zu schweren Sturz zu verhüten, wurde aber unter dem Gewicht der beiden Körper niedergetaucht. Schlimm erwischt, brach der Unterarmknochen. Joel hörte

ihn krachen, die Spasmus-Welle traf ihn einen Herzschlag später; dann schleuderte ihm der Schmerz einen Schrei aus dem Mund. Auf den Stufen kreischte Burgess wie ein Besessener. Nicht zu verachten, die Show. Kameras klickten, Kommentatoren kommentierten.

»Steh auf! Steh auf!« gellte der Mann.

Aber Joel hatte Voight mit dem noch heilen Arm gepackt, und nichts konnte ihn dazu bringen loszulassen. Die beiden wälzten sich im Schotter, und jede Drehung quetschte Joels Arm und sandte Brechreizschübe durch sein Gedärm.

Der Familiaris in der Rolle Voights war erschöpft. Noch nie hatte er riech so müde, so abgeschlafft gefühlt; in keiner Weise war er auf den Streß des Rennens vorbereitet, das sein Meister ihm zu laufen abverlangt hatte. Seine Stimmung war gereizt, seine Geduld gefährlich nah am Platzen. Joel konnte seinen Atem auf seinem Gesicht riechen, und der roch nach Ziege.

»Zeig dich«, sagte er.

Die Augen des Wesens hatten die Pupillen verloren; sie waren jetzt durchgehend weiß. Joel löste räuspernd einen Schleimklumpen aus »einem Rachen und spie ihn, aus speichelvollem Mund, dem Dienstgeist ins Gesicht.

Der verlor die Beherrschung.

Das Gesicht löste sich auf. Was dem Schein nach Fleisch gewesen war,

wuchs rasch zu einem neuen Abbild, einer verschlingenden Falle ohne Augen oder Nase, Ohren oder Haare.

Ringsum wich die Menge zurück. Menschen kreischten auf. Menschen fielen in Ohnmacht. Joel sah nichts davon, hörte jedoch die Schreie mit Genugtuung. Diese Verwandlung war nicht nur in seinem Interesse. Das war eine öffentliche Entlarvung. Sie sahen sie alle, die Wahrheit, die ekelhafte, sich auftuende Wahrheit.

Der Mund war riesig und mit Zähnen besetzt wie der Freßschlund irgendeines Tiefseefischs, lächerlich groß. Joel drückte ihm den unverletzten Arm unter den Unterkiefer, brachte es gerade noch zustan-

de, das Satansmaul von sich wegzuhalten, während er zugleich um Hilfe schrie.

Niemand trat vor.

Die Menge stand in geziemender Entfernung, kreischte noch immer, starrte noch immer, und machte keine Anstalten, sich einzumischen. Ringkampf mit dem Teufel war absolut kein Sport mit Publikumsbeteiligung. Hatte nichts mit ihnen zu tun.

Joel spürte, wie ihn der letzte Rest seiner Kraft verließ. Sein Arm konnte das Maul nicht mehr fernhalten. Verzweifelt spürte er die Zähne an Stirn und Kinn, spürte, wie sie ihm Fleisch und Knochen durchbohrten, spürte zuletzt, wie die weiße Nacht in ihn eindrang, als ihm das Maul das Gesicht wegbiß.

Der Familiaris erhob sich von dem Körper, fransige Stränge von Joels Kopf hingen ihm zwischen den Zähnen heraus. Wie eine Maske hatte er die Gesichtszüge abgenommen, einen rohen Matsch aus Blut und zuckenden Muskeln übriggelassen. Im Kraterloch von Joels Mund ruckte und flappte blutspritzend die Zungenwurzel hin und her, jenseits allen sagbaren Jammers.

Burgess scherte sich nicht darum, wie er vor der Welt dastand. Nur das

Rennen zählte: Ein Sieg war ein Sieg, egal wie er gewonnen wurde. Und schließlich hatte Jones böse gefault.

»Hierher!« peitschte er gellend den Dienstgeist an. »Bei Fuß!«

Der kehrte ihm das blutverhangene Gesicht zu.

»Komm her«, befahl ihm Burgess. Sie waren nur noch wenige Meter auseinander: noch wenige Schritte bis zur Ziellinie, und das Rennen war gewonnen. »Lauf zu mir!« fistelte, quiekte Burgess. »Lauf! Los! Lauf!«

Der Dienstgeist war todmüde, aber er erkannte die Stimme seines Herrn. Blindlings folgte er Burgess' Kommandolaut und trottete auf die Linie zu.

Vier Schritte. Drei...

Und Kinderman preschte an ihm vorbei ins Ziel. Der kurzsichtige Kinderman entschied, mit einer Schrittlänge vor Voight, das Rennen

für sich, ohne zu wissen, welchen Sieg er da errungen hatte, ja selbst ohne die Gräßlichkeiten zu sehen, die ihm zu Füßen ausgebreitet waren.

Kein Jubel kam auf, als er die Linie passierte. Niemand gratulierte. Die Luft um die Stufen schien sich zu verdunkeln, und ein jahreszeitlich verfrühter Frost durchhauchte sie.

Mit entschuldigendem Kopfschütteln fiel Burgess auf die Knie. »Vater unser, der du warst im Himmel, verunheiliget werde dein Name...«

So ein alter Trick. So eine naive Reaktion.

Allmählich trat die Menge den Rückzug an. Manche rannten bereits. Die Kinder waren noch am wenigsten beunruhigt. Sie wußten, was es mit dem Dunkel auf sich hatte, waren sie doch mit ihm vor noch gar nicht langer Zeit in Berührung gekommen. Sie nahmen ihre Eltern bei der Hand und führten sie wie Lämmer weg von der Stelle, ermahnten sie, ja nicht hinter sich zu schauen, und ihre Eltern erinnerten sich vage an den Mutterschoß, den ersten Tunnel, den ersten schmerzenden Abgang von einem geheiligten Ort, die erste schreckliche Versuchung, sich umzuschauen und zu sterben. Sie erinnerten sich und gingen brav mit ihren Kindern mit.

Nur Kinderman schien ungerührt. Er saß auf den Stufen, reinigte seine Brille und kostete lächelnd den Sieg aus, gleichgültig gegenüber der frostigen Kühle.

Burgess, der wußte, daß seine Gebete unzulänglich waren, nahm Reißaus und verschwand ins Parlamentsgebäude.

Der Familiaris, allein gelassen, gab jeglichen Anspruch auf menschliches Aussehen preis und wurde ganz er selbst. Weder Saft und Kraft noch Würze, dieses eklig schmeckende Fleisch von Joel Jones; er spie es aus. Halb zerkaut lag das Gesicht des Läufers auf dem Schotter neben seinem Körper. Der Dienstgeist löste sich in Luft auf und kehrte zu dem Höllenkreis zurück, der ihm Hort und Heimat war.

Muffig war es in den Korridoren der Macht: kein Leben, keine Hilfe. Burgess war in schlechter Verfassung, und vom Rennen verfiel er bald ins Gehen. Gleichmäßiges Dahinschreiten durch den Trübsinnsdäm-

mer der Korridore, fast lautlos seine Füße auf dem vielbegangenen Teppich.

Er wußte nicht recht, wie es jetzt weitergehen sollte. Zweifellos wurde man ihn wegen der Tatsache zur Verantwortung ziehen, daß er bei seinem Plan nicht sämtliche Eventualitäten mit einkalkuliert hatte, aber er war zuversichtlich, daß er sich aus dem Ganzen schon irgendwie herausreden könnte. Egal, was sie als Entschädigung für seinen Mangel an Voraussicht verlangten, er würde es ihnen geben. Ein Ohr, einen Fuß; außer Fleisch und Blut hatte er nichts zu verlieren.

Aber er mußte seine Verteidigung sorgfältig aufbauen, denn sie haßten schwache Logik. Vor sie mit halbdurchdachten Ausflüchten hinzutreten, das hieß, sein Leben mehr als aufs Spiel zu setzen. Ein kühler Schauer in seinem Rücken; er wußte, was es war. Die Hölle war ihm gefolgt, diese lautlosen Korridore entlang, sogar noch in den eigentlichen Schoß der Demokratie. Dennoch würde er am Leben bleiben, solange er sich nicht umdrehte. Solange er die Augen auf dem Boden hielt oder auf seinen daumenlosen Händen, würde ihm kein Schaden zugefügt. Das war eine der ersten Lektionen, die man im Umgang mit dem Orkus lernte.

Frost war in der Luft. Burgess' Atem wurde sichtbar vor ihm, und Kälte umkrallte seinen Kopf.

»Es tut mir leid«, sagte er aufrichtig zu seinem Verfolger.

Die Stimme, die ihm erwiderte, war milder, als er erwartet hatte. »E« war nicht deine Schuld.«

»Doch«, sagte Burgess und gewann Zuversicht aus ihrem versöhnlichen Tonfall. »Es war ein Versehen, das ich zutiefst bereue. Ich vergaß Kinderman.«

»Das war ein Fehler. Wir machen alle welche«, sagte die Hölle.

»Trotzdem, nach den nächsten hundert Jahren versuchen wir e« wieder. Die Demokratie ist noch ein neuer Kult. Sie hat noch nichts von ihrem seichten Modeglamour eingeübt. Wir geben ihr ein weiteres Jahrhundert und schlagen sie dann.«

»Ja.«

»Aber du -«

»Ich weiß.«

»Keine Macht für dich, Gregory.«

»Nein.«

»Aber damit geht die Welt nicht unter. Schau mich an.«

»Im Augenblick nicht, wenn's Euch nichts ausmacht.«

Burgess ging unbeirrt weiter, setzte gleichmäßig einen Fuß vor den ändern. Nur Ruhe bewahren. Klaren Kopf bewahren.

»Schau mich an, bitte«, säuselte die Hölle.

»Später, Sir.«

»Ich bitte dich doch nur, mich anzuschauen. Ein bißchen Respekt wäre

lehr zu begrüßen.«

»Ich tu's auch. Tu's wirklich. Später.«

An dieser Stelle gabelte sich der Korridor. Burgess nahm die Abzweigung zur linken Hand. Er dachte, das Symbolische daran wäre womöglich schmeichelhaft. Es war eine Sackgasse.

Burgess blieb frontal vor der Wand stehen. Die kalte Luft ging ihm bis ins Mark, und die Stummel seiner Daumen juckten und brannten zum verrücktwerden. Er zog die Handschuhe aus und lutschte, heftig.

»Schau mich an. Dreh dich um und schau mich an«, sagte die lebenswürdige Stimme.

Was sollte er jetzt tun? Wieder rückwärts aus dem Korridor hinaus und eine andere Route einschlagen, war vermutlich das Beste. Er mußte bloß im Kreis herumwandern, unbeirrbar seine Runden drehen, bis er seine Sicht der Sache für seinen Verfolger stichhaltig genug

dargelegt hatte, damit dieser von ihm abließ.

Als er dastand und mit den ihm zur Verfügung stehenden Alternativen herumjonglierte, spürte er einen leichten Schmerz im Hals.

»Schau mich an«, sagte die Stimme abermals.

Und die Kehle wurde ihm zugeschnürt. Seltsam, in seinem Kopf war ein Knirsch- oder Mahlgeräusch, das Geraspel gegeneinander schür-

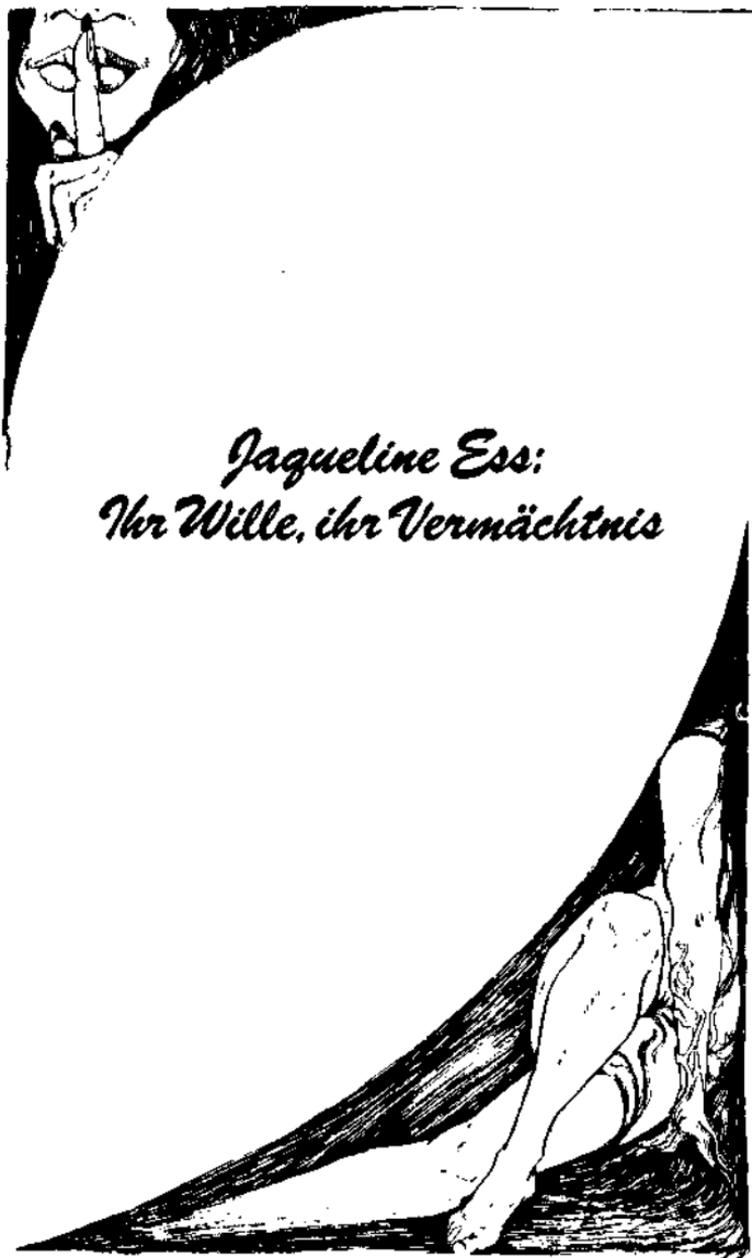
fender Knochen. Es fühlte sich an, als ob ein Messer in seiner Schädelbasis festgerammt würde.

»Schau mich an«, sagte die Hölle ein letztes Mal, und Burgess' Kopf drehte sich um.

Sein Körper nicht. Der blieb, wie er stand, frontal vor der nackten Wand der Sackgasse.

Aber sein Kopf, sich hinwegsetzend über Vernunft und Anatomie, kurbelte herum auf seiner schlanken Achse. Burgess würgte, während die Stränge seines Schlundes sich zu einem Fleischseil zusammendrehen, seine Wirbel sich zu Pulver, seine Knorpel sich zu Faserpampe ineinanderschraubten. Seine Augen bluteten, seine Ohren platzten heraus, und er starb, den Blick auf jenes sonnenlose, ungezeugte Gesicht gerichtet.

»Ich sagte doch, du sollst mich anschauen«, sprach die Hölle und ging ihres bittren, bösen Wegs. Sie ließ ihn dort stehen: ein schönes Paradoxon, das die Demokraten finden sollten, wenn sie geschäftig und geschwätzig hereinströmten in den Palast von Westminster.



*Jaqueline Ess:
Ihr Wille, ihr Vermächtnis*

Mein Gott, dachte sie, das ist doch kein Leben. Tagein, tagaus: der Stumpfsinn, die Schinderei, der Frust.

Gott im Himmel, flehte sie, laß mich raus hier, gib mich frei, schlag mich ans Kreuz, wenn's unbedingt sein muß, aber hol mich raus aus diesem Elend.

Statt seiner allergnädigsten Sterbehilfe nahm sie an einem trübsinnigen Tag Ende März eine von Bens Rasierklingen, schloß sich ins Badezimmer ein und schlitzte sich die Pulsadern auf.

Ben war draußen vor der Badtür, schwach hörte sie ihn durch das dröhnende Pochen in ihren Ohren.

»Bist du da drin, Schatz?«

»Geh weg«, glaubte sie zu sagen.

»Bin heut' früher daheim, Süße. War wenig Verkehr.«

»Bitte, geh weg.«

Der Kraftaufwand bei dem Versuch zu sprechen ließ sie von der Klosettbrille abrutschen, hinunter auf den weißgekachelten Boden, wo bereits Lachen ihres Blutes kalt wurden.

»Schatz!?!«

»Geh.«

»Schatz.«

»Weg.«

»Bist du okay?«

Jetzt rüttelte er an der Tür, die miese Ratte. Kapierte er nicht, daß sie sie nicht aufmachen konnte, nicht aufmachen wollte?

»Gib Antwort, Jackie.«

Sie stöhnte. Konnte es nicht unterdrücken. Der Schmerz war nicht so schrecklich, wie sie erwartet hatte, aber sie fühlte sich scheußlich, als ob man ihr gegen den Kopf getreten hätte. Und doch könnte er sie nicht mehr rechtzeitig erwischen, nämlich jetzt. Selbst wenn er die Tür zertrümmerte nicht.

Er zertrümmerte die Tür.

Sie schaute hinauf zu ihm, durch eine Luft, die von Tod so dicht gesättigt war, daß man sie hätte schneiden können.

»Zu spät«, glaubte sie zu sagen.

Aber das war es nicht.

Mein Gott, dachte sie, Selbstmord kann das doch nicht sein. Ich bin nicht gestorben.

Der Arzt, den ihr Ben besorgt hatte, war von allzu ausgesuchter Nettigkeit. Nur das Beste, hatte Ben versprochen, nur das Allerbeste für meine Jackie.

»Es gibt nichts«, versicherte ihr der Arzt, »das wir nicht wieder hinbiegen könnten, mit ein bißchen Geduld und Spucke.«

Warum gibt er's nicht einfach zu? dachte sie. Es ist ihm schnurzegal. Er hat keine Ahnung, wie das ist.

»Mit diesen Frauenproblemen hab' ich laufend zu tun«, vertraute er ihr an, und triefte förmlich vor praktiziertem Mitleid. »Um eine bestimmte Altersstufe rum nimmt das geradezu epidemische Ausmaße an.«

Sie war noch keine Vierzig. Was wollte er ihr da einreden? Daß sie vorzeitig ins Klimakterium käme?

»Depressionen, teilweises oder totales Sich-Abkapseln, Neurosen in jeder Form und Intensität. Sie sind da nicht allein, glauben Sie mir.«

O doch, dachte sie. Ich bin hier in meinem Kopf, ganz für mich, und du hast nicht die blasseste Ahnung, wie das ist.

»Passen Sie auf, zweimal zuckt der Lämmerschwanz, und Sie sind wieder in Ordnung.«

Ach, ein Lamm bin ich? Für ein Lamm hält er mich?

Versonnen streifte sein Blick seine gerahmten Zertifikate über ihm,

dann seine manikürten Nägel, dann die Füller auf dem Schreibtisch und dem Notizblock. Aber Jacqueline sah er nicht an. Überallhin, außer zu Jacqueline.

»Ich weiß«, sagte er jetzt, »was Sie durchgemacht haben, und es hat traumatisch gewirkt. Frauen haben bestimmte Bedürfnisse. Wenn sie unerwidert bleiben...«

Was wollte er von Frauenbedürfnissen wissen? Du bist keine Frau, glaubte sie zu denken.

»Wie?« fragte er.

Hatte sie gesprochen? Sie schüttelte den Kopf, verweigerte das Sprechen. Er fuhr fort, fand noch einmal seinen Rhythmus: »Ich hab' nicht vor, Sie durch endlose Therapie-Sitzungen zu schleusen. Das möchten Sie doch nicht, oder? Sie möchten ein bißchen Beruhigung, und Sie möchten etwas, das Ihnen nachts das Schlafen erleichtert.« Jetzt machte er sie ernstlich wütend. Seine Herablassung war nicht einfach tief, sie war bodenlos. Der alles wissende, alles sehende Vater; so führte er sich auf. Als wäre er mit irgendeiner wundersamen Einsicht ins Wesen der Frauenseele begnadet.

»Natürlich hab' ich's bei Patienten früher auch mit Therapie versucht. Aber unter uns...«

Er tätschelte ihr leicht die Hand. Vaters warme Finger auf ihrem Handrücken. Vermutlich sollte sie davon geschmeichelt, beruhigt, vielleicht sogar betört sein.

»... unter uns, es ist so viel Gerede dabei. Endloses Gerede. Offen gestanden, wozu soll das gut sein? Wir haben alle unsere Probleme. Man kann sie doch nicht einfach wegreden, oder?«

Du bist keine Frau. Du siehst nicht aus wie eine Frau, du empfindest nicht wie eine Frau...

»Haben Sie was gesagt?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich dachte, Sie hätten was gesagt. Sie brauchen sich bei mir wirklich kein Blatt vor den Mund zu nehmen.«

Sie erwiderte nichts, und er hatte die Vertraulichkeits-Masche anscheinend langsam satt. Er stand auf und ging zum Fenster.

»Ich glaub', das Beste für Sie...«

Er stand im Licht. Verdunkelte das Zimmer, trübte die Sicht durchs Fenster, auf die Kirschbäume, den Rasen. Sie starrte seine breiten Schultern an, seine schmalen Hüften. Ein prachtvolles Mannsbild, so hätte Ben ihn eingestuft. Zum Kinderkriegen denkbar ungeeignet. Dazu da, die Welt neu zu schaffen, so ein Körper wie seiner. Und wenn nicht die Welt, dann müßte es wenigstens zum Neuschaffen von Seelen reichen.

»Ich glaub', das Beste für Sie...«

Was wußte er schon, mit seinen Hüften, mit seinen Schultern? Er war viel zu sehr Mann, um irgend etwas von ihr zu begreifen.

»Ich glaub', das Beste für Sie wird sein, Sie nehmen eine Zeitlang ein Beruhigungsmittel...«

Jetzt hatte sie die Augen auf seiner Taille.

»... und machen ein bißchen Urlaub.«

Ihr Bewußtsein hatte sich jetzt scharf auf seinen Körper unter der dünnen Kleidertünche konzentriert. Die Muskulatur, Blut und Knochen unter der elastischen Haut. Sie machte sich ein genaues, allseitiges Bild von ihm, taxierte seine Proportionen, schätzte seine Widerstandskraft ab, umschloß ihn dann in Naheinstellung. Sie dachte: Sei eine Frau.

Als sie dieses aberwitzige Wunschbild dachte, begann es mir nichts, dir nichts, Gestalt anzunehmen. Keine Verwandlung wie im Märchen, unglücklicherweise, sein Körper widersetzte sich solchem Zauber. Sie befähigte seinen Männer-Thorax dazu, Brüste aus sich selbst zu formen, und durchaus einnehmend fing er an zu schwellen, bis die Haut aufplatzte und sein Brustbein zerkrachte. Sein Becken, hochgereizt bis zur Zerreißgrenze, brach genau in der Mitte. Der Balance ledig, kippte er vornüber auf seinen Schreibtisch und starrte sie von dort unten her an, sein Gesicht gelb vor Schock. Er leckte und leckte sich unentwegt die Lippen, auf der Suche nach etwas Nässe zum Reden. Sein Mund war trocken, seine Worte totgeboren. Alles Geräusch kam von woanders her, zwischen seinen Beinen hervor: das Platschen seines Blutes, das Plumpsen seiner Därme auf den

Teppich.

Angesichts der monströsen Absurdität, die sie geschaffen hatte, schrie sie auf und zog sich in die entferntest liegende Zimmerecke zurück, wo sie sich in den Topf des Gummibaums erbrechen mußte. Mein Gott, dachte sie, das kann doch kein Mord sein. Ich hab' ihn nicht mal angerührt dabei.

Jacqueline behielt für sich, was sie an jenem Nachmittag getan hatte. Wozu den Leuten schlaflose Nächte bereiten, sie über eine derart absonderliche Begabung nachdenken lassen.

Die Polizei war ausgesprochen zuvorkommend. Sie stellten mehrere Theorien über das plötzliche Hinscheiden von Dr. Blandish auf, von denen freilich keine so recht darlegte, wie es denn zu dieser ungewöhnlichen, eruptiven Ausformung seines Thorax gekommen war, der aus den Brustmuskeln zwei ansehnliche (wenn auch behaarte) Wölbungen gebildet hatte.

Man ging von der Annahme aus, daß irgendein unbekannter Psychotiker, bärenstark in seinem Irrsinn, eingebrochen war, die Tat mit Hand, Hammer und Säge verübt hatte, um wieder abzutreten und die unschuldige Jacqueline Ess in ein entsetztes Stillschweigen einzuschließen, das zu durchdringen keine Vernehmung sich erhoffen durfte.

Eine unbekannte Person, respektive Personen, hatte den Arzt offenkundig dorthin befördert, wo ihm weder Beruhigungsmittel noch Therapie helfen konnten.

Eine Zeitlang vergaß sie es fast. Aber im Verlauf der Monate fiel es ihr wieder ein, so nach und nach, wie die Erinnerung an einen heimlichen Ehebruch. Es reizte sie mit seinen verbotenen Wonnen. Sie vergaß den Ekel und gedachte der Macht. Sie vergaß die Sudelei und gedachte der Stärke. Sie vergaß das Schuldgefühl, das sie hinterher befallen hatte, und sehnte, sehnte sich danach, es abermals zu tun.

Nur besser.

»Jacqueline.«

Gibt es das, dachte sie, redet mich da mein Mann tatsächlich mit

meinem vollen Namen an? Normalerweise war es Jackie oder Jackie oder gar nichts.

»Jacqueline.«

Er sah sie an mit diesen großen blauen Babyglupschern, wie ein College-Boy, in den sie sich auf den ersten Blick verliebt hatte. *J* sein Mund war jetzt härter, und seine Küsse schmeckten nach altem Brot.

»Jacqueline.«

»Ja.«

»Ich hätte gern mit dir über was gesprochen.«

Eine Unterhaltung? dachte sie, heute muß wohl ein Feiertag sein.

»Ich weiß nicht, wie ich's dir sagen soll.«

»Probier's aus an mir«, schlug sie vor.

Sie wußte, daß sie seine Zunge ins Sprechen hineindenken konnte, wenn es ihr Spaß machte. Ihn dazu bringen konnte, ihr zu sagen, wo sie gern hörte. Verliebte Worte, vielleicht, wenn sie sich erinnern könnte, wie sie klangen. Aber was hätte das gebracht? Lieber die Wahrheit.

»Schatz, ich bin ein bißchen aus der Bahn geraten.«

»Was meinst du damit?« sagte sie.

So so, du Dreckskerl, dachte sie.

»Es war in der Zeit, in der du nicht ganz du selber warst. Weißt schon, als zwischen uns praktisch nichts mehr lief. Getrennte Zimmer... du wolltest getrennte Zimmer... und ich bin einfach durchgedreht vor Frust. Ich wollte dich nicht durcheinanderbringen, also hab' ich kein Wort gesagt. Aber es ist zwecklos, wenn ich versuch', zwei Leben zu leben.«

»Von mir aus kannst du ruhig eine Affäre haben, Ben.«

»Es ist keine Affäre, Jackie. Ich liebe sie...«

Er bereitete eine seiner Reden vor, sie konnte sie hinter seinen Zähnen in Schwung kommen sehen. Die Rechtfertigungen, die zu Anklagen wurden, diese Ausflüchte, die immer in Angriffe auf ihren Charakter umschlugen. Wenn er einmal richtig in Fahrt gekommen war, war er nicht mehr zu bremsen. Sie wollte nichts hören.

»... sie ist ganz anders als du, Jackie. Sie hat was Frivoles. Du würd'st sie wahrscheinlich oberflächlich nennen.«

Es würde sich eventuell lohnen, hier zu unterbrechen, dachte sie, bevor er sich in seinen üblichen Schlingen verfangt.

»Sie ist nicht so von Stimmungen abhängig wie du. Weißt du, sie ist bloß eine normale Frau. Damit will ich nicht sagen, daß du nicht normal bist. Für deine Depressionen kannst du ja nichts. Aber sie ist nicht so überempfindlich.«

»Es besteht kein Anlaß, Ben...«

»Doch, verdammt, ich will das jetzt alles runter haben von der Seele.« Auf mich drauf, dachte sie.

»Nie läßt du zu, daß ich mich rechtfertige«, sagte er jetzt. »Immer wirfst du mir einen von diesen verdammten Blicken zu, um mir auf die Tour irgendwie anzudeuten...«

Stirb.

»...irgendwie anzudeuten: Halt die Klappe.«

Halt die Klappe.

»Wie's in mir aussieht, ist dir völlig egal!« Er brüllte jetzt. »Drehst dich immer nur um dich selber.«

Halt die Klappe, dachte sie.

Sein Mund war offen. Geschlossen war er ihr anscheinend lieber, und mit dem Gedanken schnappten seine Kiefer zusammen und trennten ihm dabei akkurat die rosa Zungenspitze ab. Sie fiel ihm zwischen den Lippen heraus und blieb in einer Falte seines Hemds hängen.

Halt die Klappe, dachte sie abermals.

Die beiden makellosen Reihen seiner Zähne knirschten unter Krachen und Splintern zermahlend ineinander, Nervenfasern, Kalzium und Speichel bildeten einen blaßrosa Schaum auf seinem Kinn, als sein Mund nach innen zusammenfiel.

Halt die Klappe, dachte sie kontinuierlich, während seine verschreckten blauen Babyglupscher in seinen Schädel versanken und seine Nase sich wurmartig in sein Gehirn hineinwand.

Das war nicht mehr Ben. Das war ein Mann mit rotem, sich einebnendem, sich zusammenstauchendem Eidechsenkopf, und Gott sei Dank

war er übers Redenhalten ein für allemal hinaus.

Jetzt, da sie den Dreh raus hatte, machten ihr die Veränderungen, die ihr Wille ihm aufzwang, allmählich Spaß.

Sie schnellte ihn Hals über Kopf auf den Boden und fing an, seine Arme und Beine zusammenzupressen, schob dabei Fleisch und widerpenstige Knochen sukzessive auf ein immer kleiner werdendes Volumen ineinander. Seine Kleidungsstücke wurden nach innen gezerrt, hineingemengt in den Fleischstrudel, und das Gewebe seiner Bauchdecke wurde von seinen säuberlich verstaubten Eingeweiden losgerissen und über seine Körperfläche ausgespannt, um ihn darin einzuwickeln. Seine Finger stocherten jetzt auf Höhe der Schulterblätter ins Leere, und seine vor Raserei noch immer strampelnden Füße wurden ihm ins Gedärm geschlagen. Ein letztes Mal drehte sie ihn um, um sein Rückgrat zu einer zwei, drei Handbreit langen Drecksäule zu komprimieren, und das war's dann auch schon »o ungefähr.

Als ihre Ekstase langsam abflaute, sah sie Ben auf dem Boden sitzen, in ein Volumen etwa vom Format eines seiner eleganten Lederkoffer weggeschlossen; schwach pulsten noch Blut, Galle und Lymphe aus seinem mundtot gemachten Körper.

Mein Gott, dachte sie, das kann unmöglich mein Mann sein. So proper war der doch noch nie.

Diesmal wartete sie nicht auf Hilfe. Diesmal wußte sie, was sie getan hatte (erriet sogar, wie sie es getan hatte), und letztlich bejahte sie ihr Verbrechen als einen vielleicht etwas zu krassen Akt gerechter Strafe. Sie packte ihre Sachen und verließ das Haus.

Ich lebe, dachte sie. Zum ersten Mal in meinem ganzen armseligen Leben lebe ich.

Vassis Niederschrift (Teil I)

Euch, die ihr von süßen, starken Frauen träumt, hinterlasse ich diese Geschichte. Eine Verheißung ist sie - ebenso freilich ein Geständnis, und ebenso die letzten Worte eines Verlorenen, der sich nichts wünschte, als zu lieben und geliebt zu werden. Zitternd sitze ich hier

und warte auf die Nacht, warte, daß dieser weinerliche Lude Koos wieder vor meiner Tür auftaucht und mir alles nimmt, was ich besitze, als Gegenwert für den Schlüssel zu ihrem Zimmer.

Ich bin kein mutiger Mann, bin es nie gewesen. Darum habe ich Angst vordem, was mir heute nacht womöglich zustößt. Aber ich kann nicht fortwährend nur träumend durchs Leben treiben, dahinvegetieren durch die Finsternis mit nichts als einem flüchtigen Abglanz des Himmels. Über kurz oder lang muß einer seine Lenden gürteln (eine angemessene Formel), sich aufmachen und ihn suchen gehen. Selbst wenn er dabei die Welt drangeben müßte zum Entgelt.

Wahrscheinlich klinge ich unverständlich. Ihr denkt, ihr, die ihr zufällig auf dies Zeugnis gestoßen seid, ihr denkt, wer war er, dieser Irre ?

Mein Name war Oliver Vassi. Ich bin jetzt achtunddreißig Jahre alt. Ich war Rechtsanwalt, bis vor einem, oder etwas über einem Jahr, als ich mich auf die Suche nach dem machte, was heute nacht sein Ende findet, mit diesem Luden und diesem Schlüssel und diesem Allerheiligsten.

Aber die Geschichte beginnt früher als vor einem Jahr. Viele Jahre ist esher, seit Jacqueline Ess zum ersten Mal zu mir kam.

Aus heiterem Himmel kreuzte sie in meiner Kanzlei auf und behauptete, die Witwe eines Freundes von mir zu sein, aus der Zeit an der Rechtsakademie, eines gewissen Benjamin Ess, und als ich daran zurückdachte, fiel mir das Gesicht wieder ein. Ein gemeinsamer Freund, der bei der Hochzeit dabeigewesen war, hatte mir ein Foto von Ben und seiner errötenden Braut gezeigt. Und da stand sie nun, jeder Zoll eine so schwer faßliche Schönheit, wie es ihre Fotografie verheißen hatte.

Ich entsinne mich noch, ich war zutiefst verwirrt bei dieser ersten Unterredung. Sie war aufgetaucht, als gerade sehr viel los war, und ich steckte bis zum Hals in Arbeit. Aber ich war so bezaubert von ihr, daß ich alle Gesprächstermine dieses Tages platzen ließ, und als meine Sekretärin hereinkam, warf sie mir einen ihrer stählernen Blicke zu, ab wollte sie mir einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf schütten.

Vermutlich war ich von Anfang an gefesselt, und sie spürte die knisternde Atmosphäre in meinem Büro. Und ich, ich täuschte pure Höflichkeit vor, der Witwe eines alten Freundes gegenüber. Über Leidenschaft dachte ich nicht gern nach; sie war meinem Wesen fremd, so glaubte ich zumindest. Wie wenig wir doch wissen - *wirklich* wissen, meine ich -, was an Fähigkeiten in uns steckt. Jacqueline log mir etwas vor bei diesem ersten Treffen: Ben wäre an Krebs gestorben, hätte des öfteren, und lieb, von mir gesprochen. Vermutlich hätte sie mir auf der Stelle die Wahrheit sagen können, und ich hätte sie gefressen, sie verschlungen - ich glaube, ich war restlos der Ihre, vom ersten Augenblick an.

Aber es ist schwierig, im Nachhinein genau festzustellen, wie und wann das Interesse an einem anderen menschlichen Wesen in etwas Gefährlicheres, Leidenschaftlicheres auflodert. Es kann gut sein, daß ich die faszinierende Gewalt erfinde, mit der sie bei diesem ersten Treffen auf mich einwirkte, daß ich einfach die Geschichte neu erfinde, um meine späteren Exzesse zu rechtfertigen. Ich bin mir nicht sicher. Jedenfalls, wo und wann es auch geschah, wie schnell oder langsam auch immer, ich erlag ihr, und die Affäre begann. Ich bin kein besonders wißbegieriger Mann, was meine Freunde oder meine Bettgenossinnen angeht. Als Rechtsanwalt verbringt man seine Zeit damit, im Schmutz des Lebens fremder Leute herumzuwühlen, und offen gestanden, davon reichen mir acht Stunden täglich bis oben hin. Außerhalb der Kanzlei ist mir nichts lieber, als die Leute in Ruhe zu lassen. Ich schnüffle nicht herum, ich forsche nicht nach, ich begnüge mich mit dem, was sie mir von sich zeigen. Jacqueline bildete keine Ausnahme von dieser Regel. Ich war froh, daß diese Frau in mein Leben getreten war, egal wie es um ihre Vergangenheit bestellt sein mochte. Sie besaß eine wundervolle Kaltblütigkeit, sie war geistreich, anzüglich und indirekt. Eine so hinreißende Frau war mir noch nie begegnet. Es ging mich nichts an, wie sie mit Ben gelebt hatte, was für eine Ehe sie geführt hatten etc. etc. Das war ihre höchstpersönliche Historie. Ich freute mich an der lebendigen Gegenwart und ließ die Vergangenheit die Vergangenheit

begraben. Ich glaube, ich bildete mir sogar ein, daß sie mit meiner Hilfe über jedwede Tortur hinwegkäme, die sie durchgemacht haben mochte.

Sicher, es gab Lücken, Unstimmigkeiten in ihren Geschichten. Als Anwalt war ich darauf getrimmt, in Sachen Faktenfälschung hellhörig zu sein, und wie sehr ich auch versuchte, meine diesbezüglichen Eindrücke zu verdrängen, ich spürte doch, daß sie mir gegenüber nicht ganz aufrichtig war. Aber jeder hat seine Geheimnisse. Das wußte ich nur zu gut. Soll sie ihre haben, dachte ich.

Ein einziges Mal nur hakete ich doch nach, bei einem Detail ihrer vorgeblichen Lebensgeschichte. Beim Sprechen über Bens Tod rutschte ihr heraus, daß er bekommen hatte, was er verdiente. Ich fragte, was sie damit meinte. Sie lächelte, ihr typisches Gioconda-Lächeln, und sagte mir, sie hätte das Gefühl, zwischen Mann und Frau müßte wieder ein Gleichgewicht hergestellt werden. Ich verlor weiter kein Wort über die Bemerkung. Schließlich war ich zu diesem Zeitpunkt besessen, jenseits aller Hoffnung auf Erlösung; egal welche Behauptung sie aufstellte, ich schluckte sie mit Freuden.

Sie war so schön, wißt ihr. Nicht in oberflächlichem Sinn: Sie war nicht jung, sie war nicht unschuldig, ihr fehlte diese von Werbeleuten und Fotografen so bevorzugte lupenreine Symmetrie. Sie hatte klar und deutlich das Gesicht einer Frau Anfang Vierzig. Es war zum Lachen und Weinen gebraucht worden, und der Gebrauch hinterläßt seine Spuren. Aber sie hatte eine Kraft, sich selbst zu verwandeln, auf subtilste Art, und das machte ihr Gesicht so variabel wie den Himmel. Zu Anfang hielt ich das für einen Make-up-Trick. Aber als wir dann immer häufiger zusammen schliefen und ich sie morgens mit ihren noch verschlafenen Augen und abends schwer vor Müdigkeit zu sehen bekam, war ich mir bald im klaren, daß sie nichts als Fleisch und Blut auf ihrem Schädel trug. Was sie verwandelte, wirkte von innen: Es war ein Trick des Willens.

Und das, versteht ihr, brachte mich dazu, sie nur um so mehr zu lieben.

Dann erwachte ich eines Nachts, während sie neben mir schlief. Wir

schlafen oft auf dem Boden, das war ihr lieber als das Bett. Betten, sagte sie, erinnerten sie an ihre Ehe. Jedenfalls, in jener Nacht lag sie unter einer Steppdecke auf dem Teppich meines Zimmers, und ich betrachtete, einfach aus inniger Anbetung, ihr schlafendes Gesicht. Wenn einer sich rückhaltlos hingeeben hat, kann das Betrachten des Geliebten im Schlaf zu einer scheußlichen Erfahrung werden. Vielleicht hat der eine oder andere von euch diese ohnmächtige Lähmung schon erlebt: hinabzustarren auf Züge, die eurer Erkundung versperrt sind, weggeschlossen von euch, wohin ihr nie und nimmer gelangen könnt - in die Seelenlandschaft des anderen. Wie gesagt, für unser-eins, die wir uns hingeeben haben, ist das ein Grauen. Man wird sich in diesen Augenblicken zutiefst bewußt, daß man nicht existiert, außer im Bezogensein auf jenes Gesicht, jene unverwechselbare Person. Wenn demzufolge jenes Gesicht verschlossen, jene Person in ihre eigene unkennbare Welt entglitten ist, kommt man sich völlig sinn- und zwecklos vor. Ein Planet ohne Sonne, der in der Finsternis dahinkreist.

So kam ich mir in jener Nacht vor, als ich auf ihre außergewöhnlichen Gesichtszüge hinabsah, und wie ich so meiner Entseeltheit nachgrübelte, begann sich ihr Gesicht zu verändern. Offensichtlich träumte sie; aber in was für Träumen mußte sie da befangen sein. Ihre ganze leibliche Struktur war in Bewegung, ihre Muskeln, ihr Haar, der Flaum auf ihrer Wange bewegten sich nach dem Diktat irgendeiner inneren Strömung. Ihre Lippen sprossen blühend auf von ihrem Knochen, schäumten empor zu einem speicheltriefenden Turm aus Haut; das Haar wirbelte ihr um den Kopf, als läge sie im Wasser; die Substanz ihrer Wangen bildete Furchen und Grate wie die rituellen Narben auf der Haut eines Kriegers; entzündete und pulsierende Gewebemuster, die sich, kaum hatte sich ein Muster gebildet, aufblähten und erneut wandelten. Dieses Fließen erfüllte mich mit Entsetzen, und ich muß irgendein Geräusch gemacht haben. Sie erwachte nicht, geriet aber etwas näher an die Oberfläche des Schlafs, verließ die tieferen Gewässer, wo jene Mächte ihren Ursprung hatten. Schlagartig fielen die Muster in sich zusammen, und ihr Gesicht war

wieder das einer sanft schlummernden Frau.

Das war, wie ihr wohl begreift, ein Schlüsselerlebnis, wenngleich ich die nächsten paar Tage damit hinbrachte, mir selber einzureden, daß ich nichts davon gesehen hatte.

Die Bemühung war vergeblich. Ich wußte, daß irgend etwas mit ihr nicht stimmte; und zu jenem Zeitpunkt war ich sicher, daß sie nichts davon wußte. Ich war überzeugt, daß irgend etwas in ihrem Organismus schief lief und daß ich sehr gut daran täte, erst ihre Geschichte zu durchforschen, bevor ich ihr erzählte, was ich gesehen hatte.

Wenn man's recht bedenkt, erscheint das natürlich lächerlich naiv. Zu meinen, sie hätte nicht gewußt, daß eine solche Macht in ihr steckte. Aber es fiel mir leichter, sie mir als Opfer einer solchen Begabung vorzustellen, und nicht als deren Herrin. Klar, ein Mann spricht hier von einer Frau; nicht bloß ich, Oliver Vassi, von ihr, Jacqueline Ess. Wir können es nicht glauben, wir Männer, daß die Macht jemals problemlos im Körper einer Frau residieren wird, es sei denn, diese Macht ist ein männliches Kind. Die wahre Macht nicht. Die Macht gehört ausschließlich in Männerhände, gottgegeben. Das ist es, was unsere Väter uns weismachen, Idioten, die sie sind.

Jedenfalls, ich stellte, so heimlich, wie es eben ging, Nachforschungen über Jacqueline an. Ich hatte einen Verbindungsmann in York, wo das Ehepaar gewohnt hatte, und es war nicht schwierig, einige Ermittlungen in Gang zu bringen. Erst nach einer Woche kehrte mein Verbindungsmann zu mir zurück, weil er sich durch eine ganze Menge Scheißkram von der Polizei hatte durchgraben müssen, um an eine Spur der Wahrheit zu kommen; aber dann war die Nachricht da, und sie war schlecht.

Ben war tot, so viel war richtig. Aber in gar keiner Weise war er an Krebs gestorben. Mein Kontaktmann hatte nur die verschwommensten Andeutungen hinsichtlich des Zustands von Bens Leichnam erhalten, aber er schloß daraus, daß man ihn unglaublich verstümmelt hatte. Und der Hauptverdächtige? Meine geliebte Jacqueline Ess. Ebenjene Unschuldige, die meine vier Wände bewohnte und jede Nacht an meiner Seite schlief.

Also hielt ich ihr vor, daß sie mir etwas verheimliche. Ich weiß nicht, welche Gegenleistung ich erwartete. Was ich erhielt, war eine Demonstration ihrer Macht. Sie gab sie freimütig, ohne Bosheit, aber ich Wäre ein Narr gewesen, hätte ich keine Warnung aus ihr herausgelesen. Als erstes erzählte sie mir, wie sie ihre einzigartige Gewalt über die Struktur und Substanz menschlicher Wesen entdeckt hatte. In ihrer Verzweiflung, so sagte sie, als sie dicht davorstand, sich umzubringen, war sie in den abgelegensten, dunkelsten Furchen ihres Wesens auf Fähigkeiten gestoßen, von deren Vorhandensein sie nie etwas gewußt hatte. Mächte, die während ihrer Genesung aus jenen Regionen emporstiegen wie Fische zum Licht.

Dann führte sie mir diese Mächte in geringster Dosis vor, zupfte mir Haare vom Kopf, eins nach dem ändern. Ein Dutzend nur; bloß um mir ihre ungeheuerlichen Fertigkeiten zu demonstrieren. Ich spürte, wie sie ausgingen. Sie sagte bloß: erst eins hinter deinem Ohr, und schon spürte ich die Haut sich zusammenziehen und dann zurückschnellen, als Finger ihrer Willenskraft mir ein Haar ausrissen. Dann noch eins, und noch eins. Es war eine unglaubliche Darbietung. Sie hatte diese Macht zu einer sublimen Kunst entschärft: Auf meiner Kopfhaut lokalisierte und entfernte sie einzelne Haare mit der Präzision einer Pinzette.

Offen gestanden, ich saß starr da vor Angst, wußte ich doch, daß sie nur mit mir spielte. Früher oder später, da war ich mir sicher, würde der richtige Zeitpunkt für sie kommen, mich für immer zum Schweigen zu bringen.

Sie aber hatte Zweifel an sich selbst. Sie gestand mir, dieses Talent, obwohl sie es geschliffen und verfeinert hatte, versetze sie in Schrecken. Sie brauchte jemanden, der ihr beibrächte, wie man es optimal benutzte, sagte sie. Und dieser Jemand war nicht ich. Ich war bloß ein Mann, der sie liebte, der sie vor dieser Enthüllung geliebt hatte, und der sie weiter lieben würde, der Ungeheuerlichkeit zum Trotz.

Und in der Tat, nach dieser Vorführung war ich sehr schnell dazu bereit, mich auf ein neues Bild von Jacqueline einzustellen. Anstatt mich vor ihr zu ängstigen, zerfloß ich nur noch mehr in Hingabe an

diese Frau, die es duldete, daß ich sie körperlich besaß.

Meine Arbeit wurde zur ärgerlichen Störung, zur Ablenkung, die sich zwischen mich und das Denken an meine Geliebte drängte. Mein guter Ruf begann sich zu verschlechtern; ich verlor Mandate, ich verlor Vertrauenswürdigkeit. Innerhalb von zwei, drei Monaten schwand mein Berufsleben fast restlos dahin. Freunde gaben mich auf, Kollegen gingen mir aus dem Weg.

Nicht daß sie mich etwa ausgesaugt hätte. Das möchte ich ausdrücklich betonen. Sie war kein Vampir, kein Sukkubus. Was mit mir geschah, das Ausgestoßenwerden aus dem gewöhnlichen Leben, wenn ihr so wollt, war allein mein Werk. Sie hat mich nicht verhext; mit dieser romantischen Lüge wird Notzucht gern entschuldigt. Ein Meer war sie. Und ich, ich mußte einfach in ihr schwimmen. Versteht ihr das? Ich hatte mein Leben am Ufer verbracht, in der festgefühten Welt des Rechts, und ich hatte es satt. Sie war flüssig, ein grenzenloses Meer in einem einzelnen Leib, eine Sintflut auf engstem Raum, und mit Freuden will ich in ihr ertrinken, wenn sie mir die Gelegenheit dazu gewährt. Hört ihr: Immer schon war das, ist das mein Entschluß. Ich habe mich entschlossen, heute nacht zu dem Zimmer zu gehen und mit ihr ein letztes Mal zusammenzusein. Es geschieht aus meinem eigenen freien Willen.

Und welcher Mann würde es nicht tun? Sie war (ist) göttlich.

Nach jener Demonstration der Macht verlebte ich einen Monat nicht enden wollender Ekstase. War ich mit ihr zusammen, zeigte sie mir Spielarten der Liebe, die die Grenzen jeder sonstigen Kreatur auf Gottes Erdboden überstiegen. Die Grenzen überstiegen, sage ich- mit ihr gab es keine Grenzen. Und war ich losgelöst von ihr, setzte der Tagtraum sich fort; schien sie doch mein ganzes Dasein verwandelt zu haben.

Dann verließ sie mich.

Ich wußte, warum: Sie hatte sich aufgemacht, um jemanden zu finden, der ihr beibrachte, die Kraft zu gebrauchen. Aber das Verständnis ihrer Beweggründe machte es keinen Deut leichter.

Ich ging vor die Hunde: verlor meine Stellung, verlor meine Identität,

verlor die wenigen Freunde, die mir noch geblieben waren. Ich bemerkte es kaum. Das waren unerhebliche Verluste, gemessen am Verlust von Jacqueline...

»Jacqueline.«

Mein Gott, dachte sie, soll das wirklich der einflußreichste Mann im Lande sein? Er sah so unscheinbar aus, so gänzlich belanglos. Nicht einmal ein energisches Kinn hatte er.

Aber Titus Pettifer war Macht.

Er hatte mehr Monopole unter sich als er zählen konnte. Sein Wort in der Finanzwelt konnte Firmen wie Stöcke zerbrechen und dabei die Zielsetzungen Hunderter, die Karrieren Tausender zerstören. In seinem Schatten wurden über Nacht Vermögen gemacht, ganze Handelsgesellschaften stürzten in sich zusammen, wenn er sie anblies, waren Opfer seiner Laune. Wenn irgendein Mann sie kannte, die Macht, dann dieser Mann hier. Von ihm mußte man lernen.

»Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich Sie mit J. anrede, oder?«

»Nein.«

»Warten Sie schon lange?«

»Lange genug.«

»Normalerweise laß' ich schöne Frauen nicht warten.«

»Doch, das tun Sie.«

Schon wußte sie über ihn Bescheid: Zwei Minuten in seiner Gegenwart reichten aus, um seine Bandbreite zu taxieren. Wenn sie sich dezent unverschämt gab, war er auf schnellstem Wege der Ihre.

»Reden Sie Frauen, denen Sie noch nie zuvor begegnet sind, immer mit den Initialen an?«

»Ist recht praktisch für die Aktenablage; was dagegen?«

»Kommt drauf an.«

»Worauf?«

»Was ich dafür bekomme, wenn ich Ihnen dieses Privileg einräume.«

»Ach ja, ein Privileg ist das, Sie mit Vornamen zu kennen?«

»Ja.«

»Also... dann kann ich mir nur gratulieren. Außer natürlich, Sie erteilen dieses Privileg häufiger?«

Sie schüttelte den Kopf. Nein - er konnte sehen, daß sie mit ihren Sympathien nicht verschwenderisch umging.

»Wieso eigentlich die lange Warterei, bis Sie mich endlich sehen konnten?« fragte er. »Wieso mußten Sie, wie ich mir hab' sagen lassen, meine armen Sekretärinnen totlöchern, mit Ihren dauernden Forderungen nach einem Termin mit mir? Wollen Sie Geld? In dem Fall ziehen Sie nämlich mit leeren Händen ab. Durch Geiz bin ich reich geworden, und je reicher ich werde, desto geiziger werd' ich auch.«

Die Bemerkung war die Wahrheit; er sprach sie offen aus.

»Ich will kein Geld«, sagte sie ebenso offen.

»Wie erfrischend.«

»Es gibt Reichere als Sie.«

Überrascht zog er die Augenbrauen hoch. Sie konnte beißen, diese Schöne. »Stimmt«, sagte er. Es gab mindestens ein halbes Dutzend reichere Männer in der Hemisphäre.

»Ich bin keine anhimmelnde kleine Tussi. Ich bin nicht hergekommen, um mit 'nem Namen zu vögeln. Ich bin hergekommen, weil wir uns zusammentun könnten. Wir haben einander sehr viel zu bieten.«

»Zum Beispiel?«

»Ich hab' meinen Körper.«

Er lächelte. Es war das unverblümteste Angebot, das er seit Jahren gehört hatte. »Und was soll ich Ihnen für ein so luxuriöses Geschenk bieten?«

»Ich möchte lernen -«

»Lernen?«

» wie man Macht benutzt.«

Sie wurde zusehends merkwürdiger, diese Dame. »Was meinen Sie damit?« erwiderte er, um Zeit zu schinden. Unmöglich, ihr Verhalten auf einen Nenner zu bringen; sie wühlte ihn auf, brachte ihn durcheinander.

»Soll ich's vielleicht noch mal herbeten für Sie, auf Spießbürgerlich ?« sagte sie und spielte die Unverschämte mit einem solchen Lächeln, daß er sich fast wieder attraktiv fühlte.

»Nicht nötig. Sie wollen lernen, wie man die Macht gebraucht.
Vermutlich könnt' ich Ihnen beibringen -«

»Ich weiß, daß Sie's können.«

»Vergessen Sie nicht, ich bin ein verheirateter Mann. Virginia und ich
sind jetzt achtzehn Jahre zusammen.«

»Sie haben drei Söhne, vier Häuser, ein Dienstmädchen namens
Mirabelle. Sie können New York nicht ausstehen, und sie lieben
Bangkok; Ihre Kragenweite ist 42, ihre Lieblingsfarbe Grün.«

»Türkis.«

»Sie werden pingeliger auf Ihre alten Tage.«

»Ich bin nicht alt.«

»Achtzehn Jahre Ehe. Das läßt einen Mann vorzeitig altern.«

»Mich nicht.«

»Beweisen Sie's.«

»Wie?«

»Nimm mich.«

»Was?«

»Nimm mich.«

»Hier?«

»Zieh die Rollos runter, schließ die Tür ab, schalt den Computer-
Monitor aus und nimm mich. Ich fordere dich heraus.«

»Fordern?«

Wie lang war das her, daß ihn jemand aufgefordert hatte, irgend etwas
zu tun?

»Fordern?«

Er war erregt. Ein Dutzend Jahre war er nicht mehr so erregt gewesen.
Er zog die Rollos herunter, schloß die Tür ab, schaltete das Video-
Display seiner Reichtümer aus.

Mein Gott, dachte sie, ich hab' ihn.

Die Romanze gestaltete sich nicht einfach, nicht wie die mit Vassi.

Zum einen war Pettifer ein ungeschickter, unkultivierter Liebhaber.

Zum anderen war er wegen seiner Frau zu nervös, um als Ehebrecher
eine wirklich glückliche Figur zu machen. Überall glaubte er Virginia
zu sehen: in den Hallen der Hotels, in denen sie nachmittags ein

Zimmer nahmen, in Taxis, die unten auf der Straße vor ihrem Liebesnest herumfuhren, einmal sogar (er schwor, die Ähnlichkeit wäre perfekt) als Kellnerin verkleidet, wie sie einen Tisch in einem Restaurant abwischte. Alles zusammenphantasierte Ängste, aber sie dämpften doch etwas die Spontaneität der Liebschaft.

Trotzdem, sie lernte von ihm. Als Potentat war er so brillant wie als Liebhaber ungeeignet. Sie lernte, wie man mächtig ist, ohne die Macht auszuüben, wie man sein Selbst vom Unflat reinhält, den das Charisma regelmäßig bei den Uncharismatischen aufwirbelt; wie man die klaren Entscheidungen klipp und klar trifft; wie man erbarmungslos ist. Nicht daß sie auf diesem speziellen Sektor viel Unterricht nötig hatte. Vielleicht war es wahrheitsgemäßer zu sagen, daß er sie lehrte, nie ihren absoluten Mangel an instinktivem Mitgefühl zu bedauern, sondern allein mit ihrem Intellekt zu beurteilen, wer die Auslöschung verdiente und wer letztlich zu den Rechtschaffenen zu zählen war. Nicht ein einziges Mal zeigte sie sich ihm selbst, obgleich sie ihre Fähigkeiten auf allerheimlichste Art dazu benutzte, aus seinen verbrauchten Nerven Lust herauszukitzeln.

In der vierten Woche ihrer Affäre lagen sie nebeneinander in einem lila Zimmer; von der Straße unten knurrte der Verkehr des fortgeschrittenen Nachmittags herauf. Der Sex war ein klägliches Gerangel gewesen; er war nervös, und keine Tricks konnten ihn aus sich selbst herauslocken. Es war schnell vorbei, fast ohne jegliche Leidenschaft. Er war im Begriff, ihr etwas zu sagen. Sie wußte das: Irgendwo hinten in seiner Kehle wartete sie, diese Enthüllung. Sie wandte sich ihm zu, massierte ihm mit ihren Gedanken die Schläfen und linderte ihn ins Reden hinein.

Er war dabei, den Tag zu ruinieren.

Er war dabei, seine Karriere zu ruinieren.

Er war dabei, Gott sei's geklagt, sich selbst zu ruinieren.

»Ich kann mich unmöglich weiter mit dir treffen«, sagte er.

Das wagt er nicht, dachte sie.

»Ich bin mir nicht sicher bei dem, was ich von dir weiß, oder vielmehr, was ich *glaube*, von dir zu wissen, aber es macht mich... dir

gegenüber vorsichtig, J. Verstehst du?«

»Nein.«

»Schlimmerweise hab' ich den Verdacht, du hast ... Verbrechen begangen.«

»Verbrechen?«

»In deiner Vergangenheit.«

»Wer hat rumgewühlt?« fragte sie. »Virginia doch bestimmt nicht?«

»Nein, nicht Virginia, Neugier ist unter ihrer Würde.«

»Wer dann?«

»Das geht dich nichts an.«

»Wer?«

Sie drückte leicht gegen seine Schläfen. Es tat ihm weh, und er zuckte zusammen.

»Was hast du?« fragte sie.

»Kopfweh.«

»Anspannung, sonst nichts, die reine Anspannung. Paß auf, gleich ist sie weg, Titus.« Sie brachte ihre Finger mit seiner Stirn in Berührung, lockerte ihren Zugriff. Er seufzte, als die Erleichterung eintrat.

»So besser?«

»Ja.«

»Wer war der Schnüffler, Titus?«

»Ich hab' einen Privatsekretär, Lyndon. Hab' ihn vor dir schon erwähnt. Er wußte über unsere Beziehung von Anfang an Bescheid. Mehr noch, er bucht die Hotelzimmer, arrangiert meine Alibi-Geschichten für Virginia.«

In seinen Worten schwang etwas Jungenhaftes mit, das ziemlich rührend war. So, als ob er nicht wirklich untröstlich wäre, sie zu verlassen, sondern eher verlegen. »Lyndon ist ein wahrer Wundertäter. Er hat eine Menge Dinge gedeichselt, um unsere Situation einigermaßen annehmbar zu machen. Er hat also nichts gegen dich. Bloß hat er eben zufällig eines der Fotos zu Gesicht gekriegt, die ich von dir gemacht habe. Ich hab' sie ihm für den Reißwolf gegeben.«

»Warum?«

»Ich hätt' sie nicht machen sollen; es war ein Fehler. Womöglich hätte Virginia...« Er hielt inne, begann von neuem. »Jedenfalls hat er dich wiedererkannt, konnte sich aber nicht erinnern, wo er dich schon mal gesehen hatte.«

»Aber schließlich hat er sich erinnert.«

»Er hat früher für eine meiner Zeitungen gearbeitet, als Klatschkolumnist. Auf die Weise ist er dann mein Privatassistent geworden. Et erinnerte sich an dich aufgrund deiner vorherigen Inkarnation, sozusagen. Jacqueline Ess, Ehefrau von Benjamin Ess, verstorben.«

»Verstorben.«

»Er brachte mir einige andere Fotografien, keine so hübschen wie die von dir.«

»Und was war da drauf?«

»Dein Zuhause. Und der Körper deines Mannes. Erklärtermaßen war's ein Körper, obwohl, bei Gott, es war nur mehr herzlich wenig von 'nem menschlichen Wesen übrig.«

»Davon war von vornherein herzlich wenig dran«, sagte sie einfach und dachte an Bens kalte Augen und noch kältere Hände. Nur wert, zum Schweigen gebracht und vergessen zu werden.

»Was ist damals passiert?«

»Mit Ben? Er wurde umgebracht.«

»Wie?« Zitterte seine Stimme ein bißchen?

»Ganz leicht.« Sie war vom Bett aufgestanden und lehnte neben dem Fenster. Meißel aus starkem Sommerlicht drangen durch die Lamellen der Jalousie herein; scharfe Leisten aus Schatten und Sonnenlicht «Sterten die Umrisse ihres Gesichts.

»Du warst es.«

»Ja.« Er hatte ihr beigebracht, offen zu sein. »Ja, ich war's.« Auch eine Ökonomie der Drohung hatte er ihr beigebracht. »Verlaß mich, und ich mach' dasselbe noch mal.«

Er schüttelte den Kopf. »Nie. Das wagst du nicht.« Er stand jetzt vor ihr. »Wir müssen uns irgendwie einigen, J. Ich bin mächtig und ich bin untadelig. Verstehst du? Nicht mal der Schimmer eines Skandals fällt auf mein öffentliches Image. Eine Geliebte, ein Dutzend Geliebte

können sie mir anhängen, ohne daß sich was dran ändern würde. Aber eine Mörderin? Unmöglich, das würd' mich ruinieren.«

»Erpreßt er dich, dieser Lyndon?«

Mit einem verzerrten Gesichtsausdruck starrte er durch die Jalousie hindurch auf den Tag. Nervöses Zucken in der Wangenpartie, unterm linken Auge.

»Wenn du's unbedingt wissen willst, ja«, sagte er mit ausdrucksloser Stimme. »Der Sauhund hat mich total in der Hand.«

»Verstehe.«

»Und was er rauskriegt, können andere genausogut rauskriegen.

Kapiert?«

»Ich bin stark. Du bist stark. Die wickeln wir spielend um den kleinen Finger.«

»Nein.«

»Doch! Ich hab' besondere Fähigkeiten, Titus.«

»Davon will ich nichts wissen.«

»Das *wirst* du aber«, sagte sie.

Sie schaute ihn an, packte ihn dabei an den Händen, ohne ihn zu berühren. Er sah, mit staunend stieren Augen, wie seine widerwilligen Hände emporgehoben wurden, um ihr Gesicht zu berühren, ihr mit der denkbar liebevollsten Geste übers Haar zu streichen. Sie brachte ihn dazu, ihr mit zitternden Fingern über die Brüste zu gleiten und dabei mit mehr Inbrunst hinzugreifen, als er aus eigener Initiative aufzubieten imstande war.

»Du bist immer zu zaghaft, Titus«, sagte sie und brachte ihn dazu, sie fast bis zur Schmerzgrenze zu begrabschen. »Ja, so mag ich's.« Jetzt waren seine Hände weiter unten, entlockten ihrem Gesicht einen andersartigen Ausdruck. Wallungen pulsten darüber hin, voll und ganz lebendig war sie...

»Tiefer...«

Sein Finger drang ein, sein Daumen streichelte.

»Ich mag das, Titus. Warum machst du's mir nie freiwillig, unaufgefordert?«

Er wurde rot. Er redete nicht gern über das, was sie miteinander

machten. Flüsternd schmeichelte sie ihn tiefer.

»Ich zerbrech' dir schon nicht. Vielleicht ist Virginia Meißner Porzellan, ich nicht. Ich muß was spüren; ich brauch' was, durch das ich mich an dich erinnern kann, wenn ich nicht mit dir zusammen bin. Nichts dauert ewig, oder? Aber ich will was, das mich warmhält, die Nacht über.«

Er sank auf die Knie, seine Hände, mit ihrer Absicht an ihr und in ihr, schweiften weiter herum, wie zwei wollüstige Taschenkrebse. Sein Körper war in Schweiß gebadet. Es war das erste Mal, dachte sie, daß sie ihn je hatte schwitzen sehen.

»Bring mich nicht um«, wimmerte er.

»Ich könnt' dich ausradieren.« Radieren, dachte sie, drängte dann das Bild aus ihrer Vorstellung, bevor sie ihm irgend etwas antat.

»Ich weiß. Ich weiß«, sagte er. »Du kannst mich mit Leichtigkeit umbringen.«

Er weinte jetzt. Mein Gott, dachte sie, der große Mann liegt mir zu Füßen und flennt wie ein Kind. Was soll ich aus diesem kindischen Verhalten noch über die Macht erfahren? Sie pflückte ihm die Tränen von den Wangen, mit merklich größerem Kraftaufwand als es die Sache erforderte. Seine Haut rötete sich unter ihrem starrenden Blick.

»Laß mich, J. Ich kann dir nicht helfen. Ich bin unbrauchbar für dich.« Das stimmte. Er war absolut unbrauchbar. Verächtlich ließ sie seine Hände los. Schlaff fielen sie ihm seitlich herab.

»Versuch' ja nie, mich zu finden, Titus. Hast du verstanden? Schick ja nie deine Kreaturen hinter mir her, um deinen guten Ruf zu wahren, weil ich nämlich erbarmungsloser sein werde als du's jemals warst.«

Er sagte nichts; kniete bloß da, weggewandt zum Fenster, während sie sich das Gesicht wusch, den Kaffee trank, den sie bestellt hatten, und ging.

Überrascht stellte Lyndon fest, daß die Tür zu seinem Büro halb offen war. Es war erst sechs nach halb acht. Von den Sekretärinnen wäre keine vor Ablauf der nächsten Stunde da. Offensichtlich war eine der Putzfrauen nachlässig gewesen und hatte vergessen, die Tür abzuschließen. Er würde herausfinden, welche; sie an die Luft setzen.

Er stieß die Tür auf.

Jacqueline saß mit dem Rücken zur Tür. Er erkannte ihren Hinterkopf, diesen üppigen Schwall kastanienbraunen Haars. Eine nuttige Aufmachung, zu stark toupiert, zu wild. Sein Büro, ein Anbau an das von Mr. Pettifer, war peinlich in Ordnung gehalten. Ein flüchtiger Blick in die Runde: Alles schien an seinem Platz zu sein.

»Was machen Sie hier?«

Sie holte Luft, bereitete sich vor. Dies war das erste Mal, daß sie geplant hatte, es zu tun. Bisher war es eine spontane Augenblicksentscheidung gewesen.

Er ging zum Schreibtisch und legte seine Aktentasche sowie seine säuberlich gefaltete Ausgabe der *Financial Times* hin. »Sie haben kein Recht, hier ohne meine Erlaubnis einzutreten«, sagte er.

Sie setzte den langsamen Drehmechanismus seines Sessels in Gang; genau wie er's machte, wenn er Leute zum Abkanzeln hier hatte.

»Lyndon«, sagte sie.

»Egal was Sie noch sagen oder tun, es wird nichts an den Tatsachen ändern, Mrs. Ess«, sagte er und ersparte ihr die Mühe, das Thema zur Sprache zu bringen. »Sie sind eine kaltblütige Mörderin. Es war nur meine Pflicht und Schuldigkeit, Mr. Pettifer über die Sachlage zu informieren.«

»Ach, in Titus' Interesse haben Sie das getan?«

»Selbstverständlich.«

»Und die Erpressung, die war auch in Titus' Interesse, ja?«

»Verschwinden Sie aus meinem Büro...«

»Ja, Lyndon?«

»Eine Hure sind Sie! Huren wissen gar nichts. Sie sind total beschränkte, kranke Tiere«, keifte er. »O ja, gerissen sind Sie, das gef ich Ihnen zu - aber das ist schließlich jede Nutte, sobald's um» Weiterkommen geht.«

Sie stand auf. Er erwartete einen prompten Gegenschlag. Er bekam keinen; zumindest nicht mit Worten. Aber er spürte ein Spannen übers ganze Gesicht; als ob jemand Druck darauf ausübte.

»Was... tun... Sie... denn da?«

»Tun?«

Die Augen wurden ihm jetzt in Schlitze hineingezwungen, wie bei einem Kind, das einen schauerlichen Orientalen mimt, der Mund wurde ihm breit und straff, zu strahlendem Lächeln, auseinander[^] zerrt. Das Sprechen fiel ihm schwer -

»Hör... auf... damit...«

Sie schüttelte den Kopf.

»Hure...«, sagte er wieder und hatte weiterhin nichts als Verachtung für sie übrig.

Sie starrte ihn bloß an. Unter dem Druck begann sein Gesicht zu rucken und zu zucken, die Muskeln verkrampften sich.

»Die Polizei...«, brachte er mühsam heraus, »wenn du mich anrührst...«

»Werd' ich nicht«, sagte sie und spielte ihren Vorteil voll aus.

Unter den Kleidern spürte er auf seinem ganzen Körper das gleiche zerdehnende Pressen; es zerrte an seiner Haut, zog und zurrte ihn immer straffer. Irgend etwas mußte gleich nachgeben, das war ihm klar. Irgendein Teil von ihm würde unter der Überbeanspruchung dieser schonungslosen Attacke reißen. Und wenn er einmal anfänge aufzuplatzen, würde sie nichts mehr daran hindern, ihn auseinanderzufetzen. Ziemlich ruhig stellte er das alles fest, während sein Körper zuckte und er sie, durchs erzwungene Gebleck und Gefletsch seines Grinsens, unflätig angeiferte.

»Du Fotze«, sagte er. »Syphilitische Fotze.«

Angst hat er anscheinend keine, dachte sie.

!In extremis entfesselte er lediglich so viel Haß gegen sie, daß die Furcht vollständig überblindet wurde. Jetzt nannte er sie wieder eine Hure; obwohl sein Gesicht doch fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt war.

Und dann fing er zu zerspringen an.

Der Riß begann bei seinem Nasenrücken, lief kopfaufwärts über seine Stirn, und dann nach unten; halbierte klaffend seine Lippen und sein Kinn, dann Hals und Brust. In Sekundenschnelle war sein Hemd rot eingefärbt, dunkelte sein dunkler Anzug weiter nach, vergossen seine

Manschetten und Hosenbeine Blut. Die Haut flog ihm weg von den Händen wie Handschuhe vom Chirurgen, und zwei scharlachfarbene Gewebekringel schlackerten, wie Elefantenohren, auf beiden Seiten »eines abgebalgten Gesichts herab.

Sein ordinäres Geschimpfe hatte aufgehört.

Er war zwar bereits zehn Sekunden tot, am Schock gestorben, aber trotzdem hatte sie ihn immer noch rachgierig in der Mache, fetzte ihm die Haut vom Leib und schleuderte die Schnipsel im Zimmer umher, bis er dann endlich, dampfend, dastand, in seinem roten Anzug und einem roten Hemd und seinen glänzend roten Schuhen und, in ihren Augen, etwas mehr einem sensiblen Mann gleichsah. Mit dem Resultat zufrieden, gab sie ihn frei. Still legte er sich in einer Blutlache nieder und schlief.

Mein Gott, dachte sie, als sie ruhig und gelassen die Treppe zum Hinterausgang benutzte, das war kein Totschlag, das war glatter Mord.

In den Zeitungen konnte sie nirgends eine Meldung über den Tod entdecken, in den Nachrichten ebensowenig. Anscheinend war Lyndon so gestorben, wie er gelebt hatte, dem Licht der Öffentlichkeit entzogen.

Aber sie wußte, Räder würden ins Rollen kommen, Räder - so groß, daß unbedeutende Individuen wie sie ihre Naben nicht sehen konnten. Was sie anrichten, wie sie ihr Leben verändern würden, darüber konnte sie nur Vermutungen anstellen. Aber der Mord an Lyndon war nicht aus reiner Bosheit geschehen, obgleich das mit dazugehört hatte. Nein, sie hatte sie auch aufstören wollen, ihre Feinde unter den Menschen, und sie auf ihre Fährte setzen. Sollten sie doch ihre Karten aufdecken, ihre Verachtung und ihre Furcht zeigen. Ihr Leben lang war sie anscheinend herumgelaufen und hatte nach einem Zeichen ihrer selbst gesucht, hilflos darauf fixiert, ihr Wesen am Augenausdruck anderer Menschen abzulesen. Damit mußte es jetzt ein Ende haben. Es war an der Zeit, sich mit ihren Verfolgern zu befassen. Sicherlich würde jetzt jeder, der sie gesehen und erlebt hatte, alles daransetzen, sie aufzuspüren, Pettifer als erster, dann Vassi, und sie

würde ihnen die Augen auf Dauer verschließen; dafür sorgen, daß sie sie vergaßen. Erst dann, nach der Vernichtung der Zeugen, wäre sie frei.

Pettifer kam natürlich nicht, nicht in eigener Person. Kein Problem für ihn, Agenten aufzutreiben, Männer ohne Skrupel oder Mitleid, aber mit einem Riecher für die Jagd, der einen Bluthund beschämen würde.

Man war dabei, ihr eine Falle zu stellen, obgleich sie die Fangeisen noch nicht sehen konnte. Überall deuteten Zeichen darauf hin. Das Aufstieben von Vögeln hinter einer Mauer hervor, ein eigenartiger Lichtschein aus einem fernen Fenster, Fußspuren, Pfiffe, Männer in dunklem Anzug, am äußersten Rand ihres Gesichtsfeldes in Zeitungen vertieft. Sie kamen ihr kein bißchen näher im Verlauf der Wochen, aber fort gingen sie freilich ebensowenig. Sie warteten ab, wie Katzen auf einem Baum, mit zuckendem Schweif und trägem Blick.

Aber die Verfolgung trug Pettifers Handschrift. Sie hatte genug von ihm gelernt, um seine Umsicht und Tücke wiederzuerkennen.

Schließlich würden sie sie holen kommen, zu gegebener Zeit, nicht ihrer, sondern der der Jäger. Vielleicht nicht einmal der Jäger: seiner. Und obwohl sie ihn niemals zu Gesicht bekam, war es, als ob Titus ihr persönlich auf den Fersen wäre.

Mein Gott, dachte sie, ich bin in Lebensgefahr, und es ist mir egal.

Sie war unnütz, diese Macht übers Fleisch, wenn ihr die nötige Zielsetzung fehlte. Sie hatte sie für ihre eigenen engstirnigen Beweggründe eingesetzt, zur Befriedigung nervöser Lust und purer Wut.

Aber diese Darbietungen hatten sie anderen Menschen um nichts näher gebracht. In deren Augen war sie dadurch nur zum Monstrum geworden.

Hin und wieder dachte sie an Vassi und fragte sich, wo er wohl steckte, was er wohl machte. Ein starker Mann war er nicht gewesen, hatte aber ein wenig Leidenschaft in der Seele gehabt. Mehr als Ben, mehr als Pettifer, bestimmt mehr als Lyndon. Und, erinnerte sie sich zärtlich, außer ihm hatte sie keinen Mann gekannt, der sie Jacqueline

nannte. Bei allen übrigen hatte es nur zu ziemlich uncharmanten Verballhornungen ihres Namens gereicht: Jackie, oder J. oder, in Bens lästigeren Anwandlungen, Ju-ju. Nur Vassi hatte sie Jacqueline genannt, schlicht und einfach, und sie damit, auf seine förmliche Art, rückhaltlos, voll und ganz akzeptiert. Und wenn sie an ihn dachte, sich auszumalen versuchte, wie es wäre, wenn er zurückkehrte zu ihr, dann hatte sie Angst um ihn.

Vassis Niederschrift (Teil II)

Natürlich suchte ich nach ihr. »Die Welt ist klein« - erst wenn man jemanden verloren hat, wird einem so richtig klar, wie blödsinnig diese Redensart ist. Riesengroß ist sie, die Welt, und verschlingend, besonders wenn du allein bist.

Solang ich als Rechtsanwalt in diesem inzestuösen Klüngel aufgehoben war, sah ich gewöhnlich tagein, tagaus die gleichen Gesichter. Man redet mit dem einen oder ändern ein paar Takte, grinst sich an, nickt sich zu. Wir waren zwar Gegner vor Gericht, gehörten aber alle zum gleichen selbstzufriedenen Verein. Aßen am gleichen Tisch, saßen auf Tuchfühlung beim Trinken. Gelegentlich teilten wir uns sogar die Geliebten, was freilich nicht heißt, daß wir das im gegebenen

Fall auch immer wußten. Unter solchen Voraussetzungen fällt« einem leicht, daran zu glauben, daß einem die Welt nichts Böses will. Sicher, man wird nicht jünger, aber das geht schließlich jedem so. Du glaubst sogar daran, saturiert wie du bist, daß du mit den Jahren ein bißchen weiser, abgeklärter wirst. Das Leben ist erträglich; sogar die 3-Uhr-nachts-Schweißausbrüche gehen bei steigendem Konto immer mehr zurück.

Aber man betrügt sich selbst, wenn man die Welt für harmlos hält und an sogenannte Gewißheiten glaubt, die in Wahrheit nichts als gemeinsame Täuschungen sind.

Als sie fortging, schwanden alle Täuschungen dahin, und all die Lügen, nach denen ich geflissentlich gelebt hatte, wurden auf krasseste Weise offenkundig.

Klein ist die Welt nicht, wenn es nur ein einziges Gesicht in ihr gibt, dessen Anblick dir wirklich erträglich ist, und dir genau dieses Gesicht irgendwo in einem Mahlstrom verloren geht. Klein ist die Welt nicht, wenn die Gefahr besteht, daß dir die paar lebenswichtigen Erinnerungen an den Gegenstand deiner Zuneigung von den tausend Augenblicken zertrampelt werden, die tagtäglich über dich herfallen, um wie Kinder an dir herumzuzerren und deine Aufmerksamkeit voll und ganz zu beanspruchen.

Ich war ein gebrochener Mann.

In trostlosen Absteigen fand ich mich wieder (klingt vielsagend genug, der Satz), schlief in winzigen Einbettzimmern, trank mehr als ich aß und schrieb, wie der klassische Besessene, immer wieder ihren Namen. Auf die Wände, auf das Kissen, auf die Innenfläche der Hand. Dabei riß mir die Feder die Haut auf, und ich infizierte mich an der Tinte. Das Mal ist noch da, ich schau es jetzt gerade an. Jacqueline, sagt es. Jacqueline.

Dann eines Tages, aus purem Zufall, sah ich sie. Es klingt melodramatisch, aber mir war, als müßte ich augenblicklich sterben. Ich hatte sie mir so lange vorgestellt, mich hochgeputzt und ganz verrückt gemacht, sie wiederzusehen, daß ich, als es dann wirklich passierte, fühlte, wie mir die Knie weich wurden; mitten auf der Straße sackte ich zusammen und erbrach mich. Nicht gerade die klassische Zusammenkunft. Beim Anblick seiner Geliebten muß sich der Liebende übergeben und das Hemd bekleckern. Aber andererseits war ja nichts, was sich je zwischen Jacqueline und mir abspielte, ganz normal. Oder natürlich.

Ich folgte ihr, was schwierig war wegen der Menschenmassen, und weil sie schnell ging. Ich wußte nicht recht, sollte ich ihren Namen rufen oder nicht. Lieber nicht. Was hätte sie denn schon getan, beim Anblick dieses unrasierten, auf sie zuwatschelnden Irren, der sie da beim Namen rief? Wahrscheinlich wäre sie losgerannt. Oder schlimmer noch, sie hätte in meine Brust hineingelangt, mein Herz gepackt, ihrer Willenskraft unterworfen, und meinem Elend ein Ende gemacht, ehe ich noch der Welt ihr wahres Wesen hätte enthüllen können.

Also war ich still und folgte ihr einfach verbissen bis zu ihrer - mutmaßlichen - Wohnung. Und dort, oder vielmehr ganz in der Nähe, blieb ich die nächsten zweieinhalb Tage, ohne recht zu wissen, was ich tun sollte. Ein lächerliches Dilemma. Da hatte ich die ganze Zeit auf sie gewartet und gelauert, und jetzt, da sie so nah war, daß ich mit ihr reden, sie berühren konnte, wagte ich nicht, ihr unter die Augen zu kommen.

Womöglich hatte ich Angst vorm Tod. Aber bitte, hier bin ich schließlich, in diesem stinkenden Zimmer in Amsterdam, bei der Niederschrift meines Zeugenberichts, und warte auf Koos, daß er mir ihren Schlüssel bringt, und diesmal hab' ich keine Angst vorm Tod. Vielleicht war's meine Eitelkeit, die mich davon abhielt, ihr unter die Augen zu kommen. Nein, so sollte sie mich nicht sehen - so trostlos und zerstört; makellos wollte ich zu ihr kommen, als ihr Traum-Geliebter.

Und während ich abwartete, kamen sie sie holen.

Ich hatte keine Ahnung, wer sie waren. Zwei Männer, unauffällig gekleidet. Keine Polizisten, glaub' ich: zu glatt. Ja sogar kultiviert. Und sie leistete keinen Widerstand. Lächelnd ging sie mit, wie in die Oper.

Bei der erstbesten Gelegenheit kehrte ich in etwas passablerem Aufzug zu dem Gebäude zurück, machte über den Pförtner ihr Apartment ausfindig und brach ein. Sie hatte recht einfach gewohnt. In einer Ecke des Zimmers hatte sie einen Tisch aufgestellt und an ihren Memoiren geschrieben. Ich setzte mich hin und las und nahm die Blätter schließlich an mich. Weiter als bis zu ihren ersten sieben Lebensjahren war sie noch nicht gekommen. In meiner Eitelkeit fragte ich mich wieder, ob auch ich in ihrem Buch erwähnt worden wäre. Wahrscheinlich nicht.

Ich nahm auch einige Kleidungsstücke von ihr mit; nur Sachen, die sie getragen hatte, als ich mit ihr zusammen war. Und nichts Intimes darunter. Ich bin kein Fetischist. Ich hatte nicht vor, nach Hause zu gehen, um mein Gesicht im Geruch ihrer Unterwäsche zu vergraben. Aber ich wollte irgend etwas, das mich an sie erinnern würde; in dem

ich sie mir bildhaft vergegenwärtigen konnte. Freilich, wenn ich's genau bedenke, ist mir nie ein menschliches Wesen begegnet, das geeigneter gewesen wäre, sich in seine bloße Haut zu kleiden. So hatte ich sie ein zweites Mal verloren; und Schuld daran war eher meine eigene Feigheit als die Sachlage selbst.

Pettifer blieb dem Haus fern, in dem sie Mrs. Ess vier Wochen lang festhielten. Man gab ihr mehr oder minder alles, was sie verlangte, nur ihre Freiheit nicht, und nach der verlangte sie nur auf äußerst abstrakte Art. An Flucht war sie nicht interessiert, obwohl sich ein Ausbruch leicht hätte bewerkstelligen lassen. Ein-, zweimal fragte sie sich, ob Titus den zwei Männern und der Frau, die sie hier im Haus gefangenhielten, im Klartext erzählt hatte, wozu sie fähig war; ihrer Einschätzung nach nicht. Sie behandelten sie lediglich wie eine Frau, auf die Titus ein Auge geworfen hatte und die er begehrte. Sie hatten sie ihm für sein Bett besorgt, so simpel war das.

Mit einem Zimmer für sich allein und einem endlosen Nachschub an Papier begann sie wieder an ihren Memoiren zu schreiben, und zwar noch mal von vorn.

Es war Spätsommer, und die Nächte wurden langsam empfindlich kühl. Um sich zu wärmen, lag sie dann manchmal auf dem Boden (sie hatte sie gebeten, das Bett zu entfernen) und zwang ihren Körper, sich wie die Oberfläche eines Sees zu kräuseln. Ohne Sex wurde ihr ihr Körper wieder zum Geheimnis; und zum erstenmal wurde ihr klar, daß die physische Liebe der Erkundung jener intimsten und doch unbekanntesten Region ihres Seins gedient hatte: der ihres Fleisches. Das tiefste Verständnis ihrer selbst hatte sie erfahren, indem sie jemand anderen umarmte, hatte ihre ureigenste Substanz nur dann klar erfassen können, wenn sich fremde Lippen auf sie legten, inbrünstig und zärtlich. Wieder mußte sie an Vassi denken, und der See wurde beim Denken an ihn aufgewühlt wie von einem Sturm. Ihre Brüste bebten, kreisten empor zu wogenden Bergen, ihren Bauch durchflutete der Puls sonderbarer Gezeiten, Strömungen huschten kreuz und quer über ihr flackerndes Gesicht, schlugen plätschernd gegen die Wölbung ihres Mundes und hinterließen ihre Spur wie

Wellen auf Sand. Wie sie flüssig zugegen war in seinem Gedächtnis, so verflüssigte sie sich auch, wenn sie sich an ihn erinnerte. Sie dachte an die seltenen Phasen wirklicher Ruhe in ihrem Leben. Stets war die physische Liebe, die von Ehrgeiz und Eitelkeit befreite, jenen zerbrechlichen Augenblicken vorausgegangen. Vermutlich ließ sich das auch noch auf andere Weise erreichen; aber in dieser Hinsicht war ihre Erfahrung beschränkt geblieben. Ihre Mutter hatte immer gesagt, Frauen wären ausgeglichener, ruhten mehr in sich selbst und brauchten sich daher weniger, seltener von ihren Verletzungen abzulenken als die Männer. Aber sie hatte feststellen müssen, daß es sich in keiner Weise so verhielt, sondern daß ihr Leben überreich an Verletzungen war, aber äußerst arm an Möglichkeiten, sie zu lindern. Als sie bei ihrem neunten Lebensjahr angelangt war, hörte sie auf, ihre Memoiren zu schreiben. Hoffnungslos, ab diesem Zeitpunkt - beim ersten Gewahrwerden der bevorstehenden Pubertät - ihre Geschichte noch weiter erzählen zu wollen. Sie verbrannte die Aufzeichnungen in einem offenen Feuer, das sie in der Mitte ihres Zimmers angezündet hatte, genau an dem Tag, an dem Pettifer aufkreuzte. Mein Gott, dachte sie, wenn das die Macht sein soll.

Pettifer sah krank aus; physisch ebenso verändert wie eine Freundin, die ihr der Krebs genommen hatte. Im einen Monat scheinbar gesund. im nächsten von innen her aufgesaugt, aufgezehrt durch sich selbst. Wie die Hülse eines Menschen sah er aus: fleckig und grau die Haut. Nur seine Augen glitzerten, und zwar wie die eines tollwütigen Hundes.

Er war tadellos gekleidet, wie zu einer Hochzeit.

»J.«

»Titus.«

Er musterte sie von Kopf bis Fuß.

»Geht's dir gut?«

»Danke, ja.«

»Und du bekommst alles, was du verlangst?«

»Perfekte Gastgeber.«

»Du hast dich nicht dagegen gewehrt.«

»Wogegen?«

»Gegen das hier. Daß man dich einsperrt. Nach Lyndon war ich auf ein weiteres Abschlichten Unschuldiger gefaßt.«

»Lyndon war nicht unschuldig, Titus. Diese Leute hier schon. Hast ihnen nichts davon gesagt.«

»Das hielt ich nicht für nötig. Darf ich die Tür zumachen?«

Er war es, der sie gefangengesetzt hatte. Aber er kam wie ei»

Abgesandter zum Lager einer höheren Macht. Es gefiel ihr, wie ermit ihr umging, verschüchtert, aber freudig erregt. Er machte die Tür zu und sperrte ab.

»Ich liebe dich, J. Und ich hab' Angst vor dir. Ja, genau, ich glaub', ich liebe dich, weil ich Angst hab' vor dir. Ist das krankhaft?«

»Das würd' ich schon meinen.«

»Ja, ich auch.«

»Wieso kommst du eigentlich erst jetzt?«

»Ich mußte meine Angelegenheiten in Ordnung bringen. Andernfalli war' das Chaos ausgebrochen. Sobald ich nicht mehr da war.«

»Du gehst weg?«

Er sah in sie hinein, die Gesichtsmuskeln gestäubt vor Erwartung,

»Hoffentlich.«

»Und wohin?«

Noch immer erriet sie nicht, was ihn hierhergebracht hatte - nach säuberlicher Regelung seiner Angelegenheiten, nachdem er seine Frau - da sie schlief, ohne ihr Wissen - um Vergebung gebeten, alle Fluchtwege abgeschnitten, alle Widerreden zum Verstummen gebracht hatte.

Noch immer erriet sie nicht, daß er gekommen war um zu sterben.

»Du hast mich verwandelt, Zu nichts verwandelt. Nirgendwo könnt' ich noch hingehn. Kannst du mir folgen?«

»Nein.«

»Ich kann ohne dich nicht leben«, sagte er. Unverzeihliches Klischee. Hätte er sich nicht eine bessere Formulierung ausdenken können? Sie mußte beinah lachen, es war so abgeschmackt.

Aber er war noch nicht fertig.

»... und ganz sicher kann ich nicht *mit* dir leben.« Abrupt änderte sich der Tonfall. »Weil du mich zutiefst abstößt, Weib, dein ganzes Wesen widert mich an.«

»Ah ja?« fragte sie sanft.

»Und deshalb...« Er war wieder weich, und sie fing an zu begreifen, »...töte mich.«

Es war absurd. Die glitzernden Augen ruhten ständig auf ihr.

»Das will ich«, sagte er. »Glaub' mir, nur das will ich, sonst nichts. Töte mich, ganz so, wie's dir paßt. Ich werd' mich nicht wehren, nicht beklagen.«

Ihr fiel der alte Witz ein. Sagt der Masochist zum Sadisten: Tu mir weh! Um Christi willen, tu mir weh! Sagt der Sadist zum Masochisten: Nein.

»Und wenn ich mich weigere?« sagte sie.

»Das kannst du nicht. Ich bin ein Stück Dreck.«

»Aber ich hass' dich nicht, Titus.«

»Das solltest du aber. Ich bin schwach. Unbrauchbar für dich. Nichts hab' ich dir beigebracht.«

»Du hast mir eine Menge beigebracht. Ich hab' mich jetzt unter Kontrolle.«

»Lyndon kam kontrolliert zu Tode, ja?«

»Sicher.«

»Sah mir eher nach einem Exzeß aus.«

»Er bekam nur, was er verdiente.«

»Dann gib auch mir, was ich verdiene. Ich hab' dich eingesperrt. Ich hab' dich zurückgestoßen, als du mich dringend brauchtest. Bestraf mich dafür.«

»Ich hab's überlebt.«

»J.!« Selbst in dieser verzweifelten Lage konnte er sie nicht mit vollem Namen anreden. »O Gott bitte, bitte, mein Gott. Ich fleh' dich an: nur um dies eine. Tu's, egal welches Motiv du dafür hast. Mitleid oder Verachtung oder Liebe. Aber tu es, bitte tu's.«

»Nein«, sagte sie.

Plötzlich kam er quer durchs Zimmer und schlug sie, mit voller

Wucht.

»Lyndon hat gesagt, du bist eine Hure. Recht hat er gehabt; du bist eine. Ein verkommenes Nuttenstück, mehr nicht.« Er ließ sie stehen, drehte sich um, kam zurück, schlug sie wieder, schneller, heftiger, und wieder, sechs- oder siebenmal, von hinten, von vorn.

Dann hielt er keuchend inne.

»Willst du Geld?« Gefeilsche jetzt. Erst Schläge, dann Gefeilsche. Verzerrt sah sie ihn durch die Tränen, die der Schock ausgelöst hatte, war außerstande, sie zurückzuhalten.

»Willst du Geld?« sagte er wieder.

»Was glaubst du denn?«

Er hörte ihren Sarkasmus nicht und fing an, ihr Banknoten um die Füße zu streuen, Dutzende und Aberdutzende, wie Opfergaben um die Statue der Heiligen Jungfrau.

»Alles was du willst«, sagte er, »*Jacqueline*.«

Als der Drang, ihn zu töten, aufkeimte, spürte sie in ihrem Bauch etwas wie Schmerz, aber sie widerstand ihm. Das hieße ja, ihm in die Hände zu arbeiten, Werkzeug seines Willens zu werden: machtlos. Und lief wieder aufs Benutztwerden hinaus; einzig und allein dafür war sie stets gut gewesen. Wie eine Kuh hatte man sie gezüchtet, um ein bestimmtes Produkt zu liefern: die Sorge für Gatten, die Milch für Babies, den Tod für alte Männer. Und wie von einer Kuh erwartete man von ihr, daß sie jeder an sie gestellten Forderung bereitwillig entsprach, egal wann der Ruf erging. Schön, aber diesmal nicht.

Sie ging zur Tür.

»Wo willst du hin?«

Sie langte nach dem Schlüssel. »Dein Tod ist ganz allein deine Sache, nicht meine«, sagte sie.

Er rannte auf sie los, ehe sie noch die Tür aufsperrn konnte, und der Schlag - brutal, bössartig, wie er war - kam völlig unerwartet.

»Luder!« kreischte er, und ein Hagel von Schlägen schloß sich rasch dem ersten an.

In ihrer Magengegend wurde das Wesen, das töten wollte, ein bißchen größer.

Mit gespreizten Fingern fuhr er ihr in die Haare und riß sie daran ins Zimmer zurück, überschüttete sie dabei lauthals, wie aus der geöffneten Schleuse einer randvollen Kloake, mit einem nicht enden wollenden Schwall von Obszönitäten. Damit versuchte er jetzt nur auf andere Weise zu erreichen, was er wollte, sagte sie sich; wenn du dem nachgibst, hast du verloren. Er manipuliert dich nur. Noch immer kamen die Worte, die gleichen Schmutzworte, mit denen man schon Generationen nicht gefügiger Frauen beworfen hatte. Hure. Hexe. Fotze. Luder. Monstrum.

Ja, das war sie.

Ja, dachte sie: Monstrum stimmt.

Der Gedanke machte es ihr leicht. Sie drehte sich um. Noch ehe sie ihn

ansah, wußte er bereits, was sie vorhatte. Er ließ die Hände von ihrem Kopf heruntergleiten. Ihre Wut saß ihr schon in der Kehle, drängte aus ihr heraus - durchquerte die Luft zwischen ihnen.

Monstrum nennt er mich. Monstrum stimmt.

Ich tu' das für mich, nicht für ihn. Für ihn niemals. Für mich!

Er schnappte nach Luft, als ihr Wille ihn berührte, und einen Augenblick lang hörten die glitzernden Augen auf zu glitzern, der Todeswille wurde, freilich längst zu spät, zum Überlebenswillen, und er brüllte.

Sie hörte, wie man draußen auf der Treppe mit Rufen, Schritten, Drohungen reagierte. In wenigen Sekunden wären sie im Zimmer.

»Ein Tier bist du«, sagte sie.

»Nein«, sagte er, und war sich selbst jetzt noch sicher, daß sein Part im Kommandieren bestand.

»Dich gibt's nicht«, sagte sie und drang auf ihn ein. »Den Teil, der einmal Titus war, werden sie nie mehr finden. Titus ist verschwunden. Der Rest ist bloß...«

Der Schmerz war schrecklich. Er verhinderte sogar, daß er irgendeinen Laut von sich gab. Oder war das wieder sie, die ihm jetzt den Hals, den Gaumen, den ganzen Kopf umformte? Sie zerlegte das Gefüge seiner Schädelplatten und setzte ihn neu zusammen.

Nein, wollte er sagen, das ist nicht das subtile Ritual, das mir vorschwebte. In dich geschmiegt wollte ich sterben, mit meinem Mund auf deinem, vergraben in deine Lippen wollte ich vergehn, sterbend erkalten in dir. Nicht auf diese Art.

Nein. Nein. Nein.

Sie waren an der Tür, die Männer, die sie hier festgehalten hatten, und trommelten dagegen. Natürlich hatte sie keine Angst vor ihnen, höchstens davor, daß sie ihr Werk verpfuschen könnten, ehe es den letzten Schliff erhalten hatte.

Jetzt warf sich jemand gegen die Tür. Holz splitterte. Die Tür gab nach und krachte aus dem Schloß. Die zwei Männer waren beide bewaffnet. Mit ruhiger Hand hielt jeder die Waffe auf sie gerichtet.

»Mr. Pettifer?« sagte der jüngere. In der Zimmerecke, unter dem Tisch, schimmerten Pettifers Augen.

»Mr. Pettifer?« sagte er nochmals und vergaß jetzt die Frau.

Pettifer schüttelte seinen Rüsselkopf. Bitte, bleib ja, wo du bist, dachte er.

Der Mann ging in die Hocke und starrte die ekelregende Bestie an, die da, blutbefleckt von ihrer Verwandlung, aber lebend, unter dem Tisch kauerte. Die Nerven hatte sie ihm abgetötet. Er spürte keinen Schmerz. Er lebte einfach weiter, die Hände zu Pfoten verknotet, die Beine um den Rücken hochgerafft, mit zerbrochenen Knien, was ihm das Aussehen eines vierbeinigen Taschenkrebses verlieh; das Hirn freigelegt, lidlos die Augen, der gebrochene Unterkiefer über den Oberkiefer hochgestülpt wie bei einer Bulldogge, die Ohren abgerissen, das Rückgrat geknickt, das Menschsein in einen andren Zustand hineinverhext.

»Ein Tier bist du«, hatte sie gesagt. Nicht übel, dieses Faksimile der Bestialität.

Brechreiz würgte den Mann mit der Schußwaffe, als er Bruchstücke seines Herrn wiedererkannte. Er stand auf, fettigen Glanz auf dem Kinn, und warf einen Blick auf die Frau hinter sich.

Jacqueline zuckte die Achseln.

»Waren Sie das?« In die Abscheu mischte sich Ehrfurcht. Sie nickte.

»Hierher, Titus«, sagte sie und schnalzte mit den Fingern. Schluchzend schüttelte die Bestie den Kopf.

»Hierher, Titus«, sagte sie nachdrücklicher, und Titus Pettifer watschelte heraus aus seinem Versteck und hinterließ dabei eine Spur wie ein lecker Fleischsack.

Rein instinktiv feuerte der Mann auf Pettifers Überreste. Jedes, aber auch jedes Mittel war recht, um diese ekelerregende Kreatur davon abzuhalten, sich ihm zu nähern.

Titus strauchelte auf seinen blutigen Pfoten zwei Schritt zurück, schüttelte sich, als wollte er den Tod aus sich herausbeuteln, was ihm mißlang, und starb.

»Zufrieden?« fragte sie.

Der Revolvermann blickte auf von der Hinrichtung. Sprach die Macht etwa mit ihm? Nein. Jacqueline starrte Pettifers Leichnam an, ihm hatte sie die Frage gestellt.

Zufrieden?

Der Revolvermann ließ seine Waffe fallen. Der andere Mann ebenfalls.

»Wie ist das passiert?« fragte der Mann an der Tür. Eine einfache Frage, eine Kinderfrage.

»Er hat drum gebeten«, sagte Jacqueline. »Mehr könnt' ich ihm beim besten Willen nicht bieten.«

Der Revolvermann nickte und fiel auf die Knie.

Vassis Niederschrift (Letzter Teil)

Der Zufall spielt eine beunruhigend große Rolle in meiner Romanze mit Jacqueline Ess. Manchmal habe ich den Eindruck, Spielball jeder wechselhaften Strömung zu sein, die die Welt durchzieht; das leiseste Zucken im Handgelenk des Zufalls, und schon werde ich im Kreis herumgewirbelt. Dann wieder habe ich den Verdacht, daß sie mein Leben auf raffinierte Art lenkte wie das von hundert anderen, tausend anderen auch, daß sie jede geglückte Begegnung arrangierte,, meine Siege und Niederlagen choreographierte und mich, blindlings, zu diesem letzten Zusammentreffen geleitete.

Ich fand sie - ironischerweise ohne zu wissen, daß ich sie gefunden hatte. Zunächst hatte ich ihre Spur bis zu einem Haus in Surrey verfolgt, einem Haus, das ein Jahr zuvor der Schauplatz der Ermordung eines gewissen Titus Pettifer gewesen war, eines Milliardärs, den einer seiner eigenen Leibwächter erschossen hatte. Das Zimmer im oberen Stockwerk, in dem der Mord stattgefunden hatte, wirkte absolut friedlich. Sollte sie dort gewesen sein, dann hatte man jedenfalls alle Anzeichen entfernt. Aber das mehr oder minder zur Ruine heruntergekommene Haus mußte jetzt alle nur denkbaren Arten von Graffiti über sich ergehen lassen, und hier in diesem Zimmer hatte jemand auf den fleckigen Wandputz eine Frau gekritzelt. Ihre Formen waren obszön übersteigert; unruhig loderte einem ihr klaffendes Geschlecht entgegen wie ein Blitz. Und ihr zu Füßen befand sich ein undefinierbares Geschöpf. Vielleicht ein Taschenkrebs, vielleicht ein Hund, vielleicht sogar ein Mensch. Was es auch war, es hatte keinerlei Gewalt über sich. Es saß im Licht ihrer peinigenden Gegenwart und schätzte sich glücklich. Beim Anblick dieses verhutzelten Geschöpfs mit den nach oben verdrehten, die brennende Madonna anglotzenden Augen wußte ich: Das Bild stellte Jacqueline dar.

Ich weiß nicht, wie lange ich in den Anblick des Graffito versunken dastand, aber ich wurde von einem Mann gestört, der sich augenscheinlich in noch schlimmerer Verfassung befand als ich. Ein nie gestutzter, nie gewaschener Bart, eine so ausgemergelte Statur, daß ich mich fragte, wie er es fertigbrachte, aufrecht zu stehen, und ein

Geruch, dessen sich ein Stinktief nicht hätte zu schämen brauchen. Seinen Namen habe ich nie erfahren. Aber er war, wie er mir sagte, der Urheber des Bildes an der Wand. Es fiel nicht schwer, das zu glauben. Seine Verzweiflung, sein Hunger, seine Verwirrung waren typische Merkmale eines Mannes, der Jacqueline gesehen hatte. Sollte ich in dem Verhör, das ich mit ihm anstellte, grob gewesen sein, dann bin ich sicher, daß er es mir nicht übelnahm. Es war eine große Entlastung für ihn, alles zu erzählen, was er an dem Tag, an dem Pettifer getötet worden war, gesehen hatte, und zu wissen, daß ich das alles glaubte. Er erzählte mir auch, daß der andere Leibwächter, der Mann, der geschossen und Pettifer getötet hatte, im Gefängnis Selbstmord begangen hatte.

Sein Leben, sagte er, wäre sinnlos. Sie hätte es zerstört. Soweit ich ihn beruhigen konnte, tat ich es. Sie sei nicht böseartig, und er müsse keine Angst haben, daß sie ihn holen käme. Als ich ihm das sagte, weinte er, mehr aus dem Gefühl des Verlustes heraus, glaube ich, als vor Erleichterung.

Endlich fragte ich ihn, ob er wüßte, wo Jacqueline jetzt war. Ich hatte mir diese Frage bis zuletzt aufgehoben, obwohl sie die allerdringlichste war, wahrscheinlich weil ich nicht zu hoffen wagte, daß er es wüßte. Aber bei Gott, er wüßte es. Sie hatte das Haus nicht unmittelbar nach der Erschießung Pettifers verlassen. Sie hatte sich mit ihm, dem Augenzeugen, hingesetzt, um in aller Ruhe mit ihm über seine Kinder, seinen Schneider, seinen Wagen zu plauschen. Sie fragte ihn nach seiner Mutter, und er erzählte ihr, seine Mutter sei eine Prostituierte gewesen. Ob sie glücklich gewesen sei? fragte Jacqueline. Das wüßte er nicht, sagte er. Ob sie jemals geweint hätte? fragte sie. Er habe sie in seinem ganzen Leben nie lachen oder weinen sehen, sagte er. Und sie nickte und dankte ihm.

Später dann hatte ihm der andere Leibwächter, kurz vor seinem Selbstmord, erzählt, Jacqueline wäre nach Amsterdam gegangen. Das wüßte er aus erster Hand, von einem Mann namens Koos. Und damit schließt sich langsam der Kreis, nicht?

Sieben Wochen war ich in Amsterdam, ohne einen einzigen Hinweis

auf ihren Verbleib zu finden - bis gestern abend. Sieben Wochen Zölibat, völlig untypisch für mich. Apathisch vor Frustration ging ich zum Bordellviertel hinunter, um eine Frau aufzutreiben. Sie sitzen dort bekanntlich in den Fenstern wie Mannequins, neben rosa gefransten Lampen. Manche haben Zwerg Hunde auf dem Schoß, manche lesen. Die meisten starren wie hypnotisiert auf die Straße hinaus. Es war kein Gesicht darunter, das mich interessiert hätte. Sie kamen mir alle freudlos, lichtlos vor, hatten zu wenig Ähnlichkeit mit ihr. Trotzdem konnte ich nicht wieder fort. Ich war wie ein dicker Junge in einem Süßwarenladen, zu angeekelt, etwas zu kaufen, zu verfressen, um zu gehen.

Die halbe Nacht war etwa verstrichen, da sprach mich aus der Menge heraus ein junger Mann an, der bei genauerem Hinsehen alles andere als jung, vielmehr stark geschminkt war. Er hatte keine Augenbrauen, nur dünn mit einem Stift gezogene Bögen auf schimmernder Haut. Eine Traube Goldohrringe im linken Ohr, ein halb gegessener Pfirsich in weiß behandschuhter Hand, offene Sandalen, lackierte Zehennägel. Besitzergreifend hielt er mich am Ärmel fest.

Sicher entlockte mir seine widerwärtige Erscheinung nur ein höhnisches Grinsen, aber anscheinend brachte ihn meine Verachtung absolut nicht außer Fassung. Sie sehen aus wie ein Mann mit Sinn fürs Besondere, sagte er. Ich sah keineswegs danach aus. Sie müssen sich irren, sagte ich. Nein, entgegnete er, ich irre mich nicht. Sie sind Oliver Vassi.

Absurderweise war mein erster Gedanke, daß er mich zu töten beabsichtigte. Ich versuchte, mich loszureißen. Sein Griff um meine Manschette war unerbittlich.

Sie wollen eine Frau, sagte er. War ihm mein Zögern deutlich genug, um zu wissen, daß ich Ja meinte, obwohl ich Nein sagte? Ich habe eine Frau wie sonst keine, fuhr er fort, sie ist ein wahres Wunder. Ich weiß, Sie werden mit ihr leibhaftig zusammenkommen wollen.

Was gab mir die Gewißheit, daß es Jacqueline war, von der er redete? Vielleicht die Tatsache, daß er mich in dem Menschengewühl ausfindig gemacht und erkannt hatte, als ob sie irgendwo oben an einem

Fenster stünde, um von dort aus die ihr zu servierenden Verehrer zu bestellen, ganz wie ein Gast im Lokal Hummer aus dem Wasserbecken

bestellt. Vielleicht auch die Art, in der mich seine Augen anstrahlten und den meinen ohne Furcht begegneten, denn Furcht, wie auch Verzückung, empfand er nur in Gegenwart eines einzigen Geschöpfes auf Gottes mörderischer Erde. Konnte ich mich nicht gleichfalls in diesem gefahrspühenden Blick widergespiegelt sehen? Er kannte Jacqueline, darüber bestand für mich kein Zweifel.

Er wußte, daß ich angebissen hatte, denn kaum zögerte ich, wandte er sich mit affektiertem Achselzucken von mir ab, als wollte er sagen: Du hast deine Chance verpaßt. Wo ist sie? sagte ich und packte ihn an seinem spindeldürren Arm. Mit einer vielsagenden Kopf drehung wies er die Straße hinunter, und ich, mit einem Mal blöde wie ein Idiot, lief hinter ihm her, hinaus aus dem Gedränge. Die Straße leerte sich, während wir gingen, die roten Lichter wichen düsterem Zwielficht und dann der Finsternis. Nicht etwa bloß einmal, ein dutzendmal fragte ich ihn, wohin wir gingen. Er ließ sich zu keiner Antwort bewegen, bis wir vor der schmalen Tür eines schmalen Hauses am Ende irgendeiner rasierklingendünnen Straße anlangten. Wir sind da, verkündete er, als sei die Bruchbude das Schloß von Versailles. Im zweiten Stock des ansonsten leeren Hauses war ein Zimmer mit einer schwarzen Tür. Er drängte mich dagegen. Sie war abgeschlossen.

»Schaun Sie«, forderte er mich auf, »da drinnen ist sie.«

»Es ist abgesperrt«, erwiderte ich. Das Herz wollte mir zerspringen. Sie war nah, ohne jeden Zweifel, sie war nah, das wußte ich.

»Schaun Sie«, sagte *er* nochmals und deutete auf ein winziges Loch in der Türfüllung. Ich verschlang das Licht, das da herausdrang, stieß mein Auge durch das winzige Loch hin zu ihr.

Das verwahrloste Innere war leer, bis auf eine Matratze und Jacqueline. Mit gespreizten Armen und Beinen lag sie auf dem Rücken, Hand- und Fußgelenke waren an rohe Pflöcke festgebunden, die an den vier Ecken der Matratze unmittelbar in den Boden eingerammt waren.

»Wer hat das getan?« wollte ich wissen, ohne mein Auge von ihrer Nacktheit abzuwenden.

»Sie will es so«, antwortete er. »Es ist ihr Wunsch. Sie will es so.« Sie hatte meine Stimme gehört; mit einiger Mühe hob sie ruckweise ihren Kopf und starrte direkt die Tür an. Als sie mich ansah, stand mir, ich schwor's, buchstäblich jedes einzelne Haar zur Begrüßung zu Berge und neigte sich wieder auf ihr Geheiß.

»Oliver«, sagte sie.

»Jacqueline.« Mit einem Kuß drückte ich das Wort aufs Holz. Ihr Körper brodelte, ihr rasiertes Geschlecht öffnete und schloß sich wie irgendein erlesenes Gewächs, purpurn und fliederfarben und rosenrot.

»Lassen Sie mich rein«, sagte ich zu Koos.

»Sie überleben nicht eine einzige Nacht mit ihr.«

»Lassen Sie mich rein.«

»Sie ist teuer«, warnte er.

»Wieviel wollen Sie?«

»Alles was Sie haben. Ihr letztes Hemd, Ihr Geld, Ihren Schmuck; dann gehört sie Ihnen.«

Ich wollte die Tür einschlagen oder ihm die nikotingefärbten Finger einen nach dem ändern brechen, bis er den Schlüssel herausrückte. Er wußte, was ich dachte.

»Der Schlüssel ist versteckt«, sagte er. »Und die Tür ist stabil. Sie müssen bezahlen, Mr. Vassi! Sie wollen bezahlen.«

Das stimmte. Ich wollte bezahlen.

»Sie wollen mir alles geben, was Sie bis jetzt besaßen, alles was Sie bis jetzt gewesen sind. Alle Brücken hinter sich abbrechen und ohne jeden Rückhalt zu ihr gehn, das wollen Sie. Ich weiß es. So gehen sie alle zu ihr.«

»Alle? Gibt es viele?«

»Sie ist unersättlich«, sagte er freudlos. Das war nicht der Stolz eines Zuhälters: Es war seine Qual, das erkannte ich deutlich. »Immer mehr treib' ich für sie auf, und begrab' sie dann.«

Begrab' sie dann.

Wahrscheinlich ist das Koos' Funktion; er beseitigt die Toten. Und nach dieser Nacht wird er mich in seine lackierten Hände bekommen. Er wird mich von ihr wegholen, wenn ich ausgetrocknet und für sie unbrauchbar bin, und irgendeine Grube, irgendeinen Kanal, irgendeinen Ofen auftreiben, um mich loszuwerden. Keine besonders reizvolle Vorstellung.

Aber bitte, hier bin ich, mit dem ganzen Geld, das ich durch den Verkauf der wenigen mir noch verbliebenen Liegenschaften aufbringen konnte, vor mir auf dem Tisch, meine Würde dahin, mein Leben nur noch an einem Faden hängend, und warte auf einen Luden und einen Schlüssel.

Es ist stockdunkel jetzt, und er verspätet sich. Aber ich glaube, er ist gezwungen zu kommen. Nicht des Geldes wegen; wahrscheinlich hat er außer seinem Heroin und seiner Wimperntusche nur wenige Bedürfnisse. Er wird kommen, um mit mir ein Geschäft zu machen, weil sie es verlangt und er ihr hörig ist, um keinen Deut weniger, als ich es bin. O ja, er wird kommen. Selbstverständlich wird er kommen. Nun gut, ich denke, das muß reichen.

Dies ist mein Zeugenbericht. Ich habe jetzt keine Zeit mehr, ihn nochmals durchzulesen. Koos' Schritte nähern sich auf der Treppe (er hinkt), und ich muß mit ihm gehen. Ich überlasse diese Niederschrift ihrem Finder, egal wem, zu der Verwendung, die ihm passend scheint. Spätestens morgen früh bin ich tot - und glücklich. Glaubt es mir.

Mein Gott, dachte sie, Koos hat mich betrogen.

Vassi war vor der Tür gewesen, mit ihrem Bewußtsein hatte sie sein Fleisch gespürt, und sie hatte es umarmt. Aber Koos hatte ihn, trotz ihrer ausdrücklichen Anordnungen, nicht hereingelassen. Unter allen Männern sollte nur Vassi freier Zugang gestattet sein, Koos wußte das. Aber er hatte sie betrogen, so wie sie alle betrogen hatten, nur Vassi nicht. Bei ihm war es (vielleicht) Liebe gewesen.

Die Nacht durch lag sie auf dem Bett und tat kein Auge zu. Selten schlief sie jetzt länger als fünf Minuten und dann nur unter Überwachung von Koos. Sie hatte sich im Schlaf verletzt, sich selbst unwissentlich verstümmelt. Blutend und schreiend war sie aufgewacht:

Alle Glieder trieben Nadelsprossen hervor, die sie wie ein Kaktus aus Fleisch aus ihrer eigenen Haut und Muskelschicht gebildet hatte. Es war wieder dunkel, mutmaßte sie, aber mit Bestimmtheit ließ sich das kaum sagen. In diesem mit dichten Vorhängen abgeschotteten, von einer nackten Glühbirne erhellten Raum war es ständig Tag für die Sinne, ständig Nacht für die Seele. So lag sie denn, mit wund gescheuerten Stellen an Rücken und Gesäß, und hörte den fernen Straßengeräuschen zu, döste manchmal eine Weile, aß Koos manchmal aus der Hand, wurde gewaschen, wurde ihre Notdurft los, wurde benutzt.

Ein Schlüssel drehte sich im Schloß. Mühsam krampfte sie sich hoch von der Matratze, um zu sehen, wer es war. Langsam ging die Tür auf... ging weiter auf... stand offen.

Vassi. O Gott, endlich war es Vassi, sie sah ihn durchs Zimmer auf sich zukommen.

Laß es nicht wieder nur eine Erinnerung sein, betete sie, bitte, mach, daß er es diesmal selber ist: wirklich und wahrhaftig.

»Jacqueline.«

Er sprach den Namen ihres Fleisches aus, den ganzen Namen.

»Jacqueline.« Er *war es*.

Hinter ihm starrte Koos ihr zwischen die Beine, fasziniert vom Tanz ihrer Schamlippen.

»Da bring' ich ihn dir«, grinste er sie an, ohne von ihrem Geschlecht wegzusehen.

»Einen Tag«, flüsterte sie. »Einen Tag hab' ich gewartet, Koos. Du hast mich warten lassen -«

»Was ist für dich schon ein Tag?« sagte er und grinste noch immer. Sie brauchte den Luden nicht mehr, was dieser freilich nicht wußte. In seiner Ahnungslosigkeit dachte er, Vassi wäre nur wieder einer, den sie nach der bewährten Art gnadenlos verführt hatte; um aufgezehrt und abgelegt zu werden wie die ändern. Koos war der Meinung, man brauchte ihn morgen noch. Deshalb spielte er dieses tödliche Spiel so stümperhaft.

»Schließ die Tür ab«, schlug sie ihm vor. »Bleib, wenn du magst.f

»Hier?« sagte er und stierte lüstern. »Du meinst, ich kann zuschaun?« Er schaute in jedem Fall zu. Sie wußte, daß er durch das Loch zuschaute, das er in die Tür gebohrt hatte; hie und da konnte sie ihn keuchen hören. Aber diesmal sollte er ruhig auf ewig bleiben.

Bedächtig zog er den außen steckenden Schlüssel aus der Tür, machte sie zu, schob ihn von innen ins Schloß und sperrte ab. Gerade als das Schloß einrastete, und noch ehe er sich umdrehen konnte, um sie wieder anzusehen, tötete sie ihn. Nichts Spektakuläres an der Hinrichtung; sie griff nur in seine Hühnerbrust und zerquetschte ihm die Lunge. Er plumpste gegen die Tür und glitt zu Boden, schmierte dabei sein Gesicht übers Holz.

Vassi wandte nicht einmal den Kopf, um ihn sterben zu sehen. Das einzige, was er jemals wieder anschauen wollte, war sie.

Er trat an die Matratze heran, ging in die Hocke und begann, ihr die Fußgelenke loszubinden. Die Haut war aufgeschürft, der Strick von altem Blutgrind überzogen. Systematisch arbeitete er an den Knoten, fand eine Ruhe wieder, die er verloren geglaubt hatte, eine schlichte Zufriedenheit, hier zu sein am Ende, außerstande zur Umkehr, wohl wissend, daß das, was ihm noch bevorstand, tief in ihr beschlossen lag.

Als ihre Knöchel frei waren, nahm er die Handgelenke in Angriff. Er versperrte ihr die Sicht auf die Decke, während er sich über sie beugte. Seine Stimme war sanft.

»Warum hast du ihn das mit dir machen lassen?«

»Ich hatte Angst.«

»Wovor?«

»Mich zu rühren; ja vorm bloßen Weiterleben. Tag für Tag die Hölle.«

»Ja.« Nur zu gut verstand er diese totale Unfähigkeit zu existieren.

Sie spürte ihn an ihrer Seite, wie er sich auszog, dann einen Kuß auf die fahle Bauchhaut des Körpers setzte, den sie bewohnte. Er war von ihrem Wirken gezeichnet. Die Haut war über die Toleranzgrenze hinaus gedehnt worden und auf Dauer mit einem Netz kreuz und quer laufender Falten durchzogen.

Erlegte sich neben sie hin, sein Körper schmiegte sich an ihren. Keine unangenehme Empfindung.

Sie berührte seinen Kopf. Ihre Gelenke waren steif, die Bewegungen waren schmerzhaft, aber sie wollte sein Gesicht zu ihrem hochziehen. Lächelnd kam er in ihr Blickfeld, und sie tauschten Küsse.

Mein Gott, dachte sie, wir sind zusammen.

Und bei dem Gedanken, daß sie zusammen waren, nahm ihr Wille fleischliche Gestalt an. Ihre Gesichtszüge lösten sich auf unter seinen Lippen, wurden das rote Meer, von dem sie geträumt hatte, und brandeten hoch, spülten ihm übers Gesicht, das sich seinerseits auflöste: sich verschwisternde Wasser aus Denken und Gebein.

Ihre zugeschliffenen Brüste durchbohrten ihn wie Pfeile; seine Erektion, geschärft durch ihren Gedanken, tötete sie ihrerseits mit seinem einzigen Stoß. Verstrickt in eine Gischt der Liebe dachten sie ihr beiderseitiges Verlöschen - und erreichten es.

Draußen klagte die harte Welt weiter. Das Geplapper von Käufern und Verkäufern setzte sich die Nacht lang fort. Bis schließlich Gleichgültigkeit und Ermüdung noch den gewinnsüchtigsten Krämer in Beschlag nahmen. Drinnen wie draußen trat heilsame Stille ein: Das Ende für Verluste und Gewinne.



Wüstenväter



Der Wagen stotterte, würgte und stand dann still. Mit einem Mal nahm Davidson den Wind auf der Wüstenstraße wahr, der an den Scheiben seines Mustang jammerte. Er versuchte, den Motor wieder in Gang zu bringen, aber der gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Verärgert ließ Davidson die schwitzenden Hände vom Steuer gleiten und inspizierte die Gegend. Ringsum nichts als heiße Luft, heißer Fels, heißer Sand. Arizona eben.

Er öffnete die Tür und stieg aus. Hinter ihm, vor ihm erstreckte sich der Highway aus glühendem Staub schnurgerade bis zum bleichen Horizont. Mit zusammengekniffenen Lidern konnte er gerade noch die Berge ausmachen, aber sobald er versuchte, ihre Konturen genauer zu erfassen, wurden sie vom Hitzeschleier aufgeschluckt. Schon zernagte ihm die Sonne den von schütterem Blondhaar bedeckten Scheitel. Er klappte die Kühlerhaube hoch und starrte hoffnungslos auf den Motor, voller Bedauern über seinen Mangel an technischem Know-how. Herrgott, dachte er, warum machen sie die verdammten Dinger nicht idiotensicher?

Dann hörte er die Musik.

Sie war so weit weg, daß sie ihm zuerst wie ein Pfeifton in den Ohren vorkam. Aber sie wurde lauter.

Es war Musik, oder so etwas Ähnliches.

Wie hörte sie sich an? Wie das Windgesäusel in Telegrafendrähten, eine ursprungslose, rhythmuslose, gefühllose Schallwelle, die an

seinen Nackenhaaren zupfte und sie veranlaßte, sich aufzurichten. Er versuchte, sie zu ignorieren, aber sie ging einfach nicht weg.

Er sah auf, aus dem Schattenschirm der Motorhaube hinaus, um die Spieler ausfindig zu machen, aber die Straße war leer in beiden Richtungen. Erst als er die Wüste Richtung Südosten absuchte, konnte er tatsächlich eine Abfolge winziger Gestalten erkennen, die am äußersten Rande seines Gesichtskreises dahinmarschierten oder -hopsten oder -tanzen, von der über der Erde flimmernden Hitze verflüssigt. Die Prozession, falls es sich um eine handelte, war lang und rückte parallel zum Highway durch die Wüste voran. Ihre Wege würden sich nicht kreuzen.

Davidson blickte noch einmal flüchtig nach unten, in die abkühlenden Eingeweide seines Fahrzeugs, dann wieder auf und hinüber zu der fernen Tänzerkolonne.

Er brauchte Hilfe. Das stand fest.

Er ging los, hielt durch die Wüste auf sie zu. Schon gleich neben der Straße war der Staub lose, nicht von den darüberrollenden Wagen zusammengedrückt. Mit jedem Schritt wirbelte er hoch und ihm ins Gesicht. Zähes, langsames Vorwärtskommen. Er fing zu traben an, aber der Abstand zu ihnen wurde größer. Er begann zu laufen.

Über das Donnern seines Blutes hinweg konnte er die Musik jetzt lauter hören. Keine Melodie war zu vernehmen, vielmehr ein beständig an- und abschwellender Pegel vieler Instrumente: Geheul und Gebrumm, Pfeifen, Trommeln und Gebrüll.

Die Spitze der Prozession war jetzt verschwunden, ausgeblendet in die Ferne, aber die Feiernden (falls diese Bezeichnung auf sie zutrifft) paradierten immer noch vorbei. Er änderte ein wenig die Richtung, um sie abzufangen, und blickte dabei rasch über die Schulter, um den Rückweg abzuschätzen. Klein wie ein Käfer stand hinter ihm auf der Straße sein Fahrzeug, niedergedrückt von einem kochenden Himmel, das Gefühl der Verlassenheit drehte ihm fast den Magen um.

Er rannte weiter. Nach einer Viertelstunde etwa sah er die Prozession allmählich deutlicher, obwohl ihre Führer völlig außer Sichtweite waren. Er kam zu der Überzeugung, daß es sich um irgendeine Art

Karnevalsauzug handelte, so absolut ungewöhnlich das hier draußen auch schien, in dieser gottverlassensten aller Gegenden. Nichtsdestoweniger waren die letzten Tänzer in der Parade zweifelsohne kostümiert. Kopfputz trugen sie und Masken, die unter Geschwank und Gewackel die menschliche Größe beträchtlich überragten - grellfarbige Federn flatterten, und Bänder wehten, sich entrollend, kräuselnd hinter ihnen in der Luft. Was auch der Grund für die Feier sein mochte, jedenfalls torkelten sie wie Säufer, schritten elastisch aus im einen Augenblick, hüpfen im nächsten, wanden sich, in einigen Fällen, am Boden, die Bäuche am heißen Sand.

Davidsons ausgepumpte Lungen waren am Zerreißen, und es war klar, daß er die Verfolgung aufgeben mußte. Anfangs war er der Prozession nähergekommen, aber jetzt rückte sie in einem Tempo ab, mit dem Schritt zu halten er weder die Stärke noch die Willenskraft besaß.

Er blieb stehen, stützte die Arme auf die Knie, um seinen schmerzenden Rumpf zu entlasten, und schaute unter schweißgedunsener Stirn seiner entschwindenden Rettung nach. Dann, unter Aufbietung aller verfügbaren Energie, gellte er:

»Halt!«

Zuerst erfolgte keine Reaktion. Dann war ihm, als sähe er durch seine Augenschlitze, wie ein oder zwei der Festkumpane stehenblieben. Er richtete sich auf. Ja, ein oder zwei sahen zu ihm her. Ihre Augen waren

auf ihn gerichtet; das spürte er mehr, als daß er es sah.

Er begann auf sie zuzugehen.

Einige der Instrumente waren verstummt, als ob die Nachricht von seiner Gegenwart sich unter ihnen verbreitete. Sie hatten ihn eindeutig gesehen, ohne jeden Zweifel.

Erging weiter, schneller jetzt, und allmählich wurden die Einzelheiten der Prozession aus dem flimmernden Dunst heraus klar erkennbar.

Seine Gangart verlangsamte sich etwas. Sein Herz, das schon vor Anstrengung hämmerte, dröhnte dumpf in seiner Brust.

...Du lieber Heiland, sagte er, und zum ersten Mal in seinen sechs-

unddreißig gottlosen Jahren waren die Worte ein echtes Gebet. Er stand zirka achthundert Meter von ihnen entfernt, aber an dem, was er sah, gab es nichts zu deuteln. Seine schmerzenden Augen konnten sehr wohl Pappmache von Fleisch, bloßen Schein von unförmiger Wirklichkeit unterscheiden.

Die Geschöpfe am Ende der Prozession, die Armseligsten unter den Armseligen, die parasitären Kletten, waren Monster, deren Erscheinung die Schreckgespenster des Wahnsinns in den Schatten stellte. Eins davon war vielleicht gute fünf oder sechs Meter groß. Seine Haut, die ihm in Falten auf den Muskeln hing, war ein Futteral aus Stacheln, sein Kopf ein Kegel aus entblößten, in scharlachrotes Zahnfleisch eingebetteten Zähnen. Ein anderes war dreiflügelig, sein zu drei Schwanzspitzen auslaufender Schweif peitschte den Sand in reptilischer Begeisterung. Ein drittes und viertes waren miteinander zu einer Einheit monströser Scheußlichkeiten vermählt, deren Endresultat abscheulicher war als die Summe ihrer Teile. Der Länge und Breite nach war dieser symbiotische Horror in einer beide durchdringenden Hochzeit zusammengeschweißt: die Wunden im Fleisch des Partners jeweils über die Glieder des andren gestülpt und von ihnen durchstoßen. Obwohl die Zungen seiner Köpfe ineinandergeschlungen waren, brachte es ein kakophonisches Geheul zustande.

Davidson trat einen Schritt zurück und sah sich flüchtig nach dem Wagen und dem Highway um. Im selben Moment fing eins der Wesen, ein schwarz-rotes, wie eine Pfeife zu schrillen an. Selbst bei achthundert Meter Entfernung bohrte sich der Lärm in Davidsons Kopf. Er schaute wieder zur Prozession hinüber.

Das pfeifende Monster hatte seinen Platz in der Parade verlassen, und seine klauenbewehrten Füße zerstampften die Wüste, während es auf ihn zuzupreschen begann. Davidson wurde von unkontrollierbarer Panik gebeutelt, und er spürte, wie seine Hosen sich füllten, als die Eingeweide ihn im Stich ließen.

Das Wesen raste mit der Geschwindigkeit eines Geparden auf ihn zu, wuchs dabei mit jeder Sekunde, so daß er nach jedem Schritt mehr Einzelheiten seiner außerweltlich fremden Anatomie erkennen konn-

te. Die daumenlosen Hände mit ihren zahnbesetzten Innenflächen, den Kopf, der nur ein einziges dreifarbiges Auge aufwies, das Muskelgewebe von Schultern und Brust, sogar seine vor Wut oder (Gott steh' mir bei) Lust erigierten Genitalien, die ihm, doppelgliedrig, gegen den Bauch schlugen.

Davidson kreischte einen Schrei, der fast dem Lärm des Monsters gleichkam, und floh den Weg zurück, den er gekommen war.

Das Auto war zwei, drei Kilometer weit weg, und er wußte, daß es, sollte er es erreichen, bevor das Monster ihn überwältigte, keinen Schutz bieten würde. In diesem Augenblick wurde ihm klar, wie nah der Tod war, wie nah er schon die ganze Zeit gewesen war, und er wünschte sich, er könnte wenigstens einen Moment lang begreifen, was es mit diesem idiotischen Horror auf sich hatte.

Es war schon dicht hinter ihm, als ihm die schießbeschnittenen Beine wegsackten und er hinfiel und sich kriechend Richtung Wagen weitereschleppte. Als er das dumpfe Gestampf der Schritte hinter sich hörte, rollte er sich instinktiv zu einem wimmernden Fleischball zusammen und erwartete den Gnadenstoß.

Erwartete zwei Herzschläge lang.

Drei. Vier. Er kam noch immer nicht.

Die pfeifende Stimme hatte sich zu unerträglicher Tonhöhe gesteigert und flaute jetzt etwas ab. Die zähneknirschenden Handflächen landeten nicht auf seinem Körper. Vorsichtig, in jedem Moment darauf gefaßt, daß ihm der Kopf vom Hals abgebissen würde, spähte er durch die Finger.

Das Geschöpf hatte ihn überholt.

Es war, möglicherweise voller Verachtung für seine Schwächlichkeit, weitergerannt, an ihm vorbei, Richtung Highway.

Davidson roch seine Exkreme und seine Angst. Er kam sich auf sonderbare Weise ignoriert vor. Die Parade hinter ihm hatte sich weiterbewegt. Nur ein oder zwei neugierige Monster blickten noch über die Schulter in seine Richtung, während sie in den Staub abrückten.

Das Pfeifen änderte jetzt seine Tonlage. Vorsichtig erhob er den Kopf

vom Boden. Bis auf ein schrilles Gewinsel hinten in seinem schmerzenden Kopf war der Lärm fast außerhalb seines Hörbereichs. Er stand auf.

Das Geschöpf war aufs Dach seines Wagens gesprungen. Sein Kopf war in einer Art Ekstase zurückgeworfen, seine Erektion offenkundiger als je. Das Auge in seinem riesigen Kopf funkelte. Mit einem letzten abrupten Anheben der Stimme, das das Pfeifen dem menschlichen Gehörsinn entzog, beugte es sich über den Wagen, zertrümmerte dabei die Windschutzscheibe und krallte seine mauelbestückten Hände um das Autodach. Dann ging es dazu über, den Stahl nach hinten wegzureißen, als handelte es sich um Papier, wobei sein Körper vor Ausgelassenheit zuckte, sein Kopf ruckartig herumschnellte. Sobald es das Dach ganz losgerissen hatte, sprang es auf den Highway und warf das Metall in die Luft. Oben am Himmel machte es kehrt und krachte auf den Wüstenboden herunter. Davidson fragte sich kurz, was er eventuell auf dem Versicherungsformular angeben könnte. Jetzt riß die Kreatur das Fahrzeug auseinander. Die Türen wurden stückweise verstreut. Der Motor herausgetrennt. Die Räder aufgeschlitzt und von den Achsen gezerrt.

Davidson wehte der unverkennbare Gestank von Benzin um die Nase: Kaum hatte er den Geruch registriert, als auch schon ein Metallfetzen auf einen anderen prallte und Geschöpf plus Wagen von einer wogenden Feuersäule ummantelt waren, die sich beim Zusammenballen über dem Highway zu Qualm einschwärzte.

Das Wesen schrie nicht auf. Oder falls doch, so lagen seine Höllenqualen außerhalb des Hörbereichs. Mit in Flammen stehendem Fleisch wankte es heraus aus dem Inferno, jeder Zentimeter seines Körpers in Brand gesetzt; wild fuchtelten seine Arme herum, im vergeblichen Bemühen, das Feuer auszulöschen, und es begann, den Highway hinunter davonzulaufen, floh vor der Quelle seiner Höllenqual auf die Berge zu. Flammen schossen auf von seinem Rücken, und die Luft durchzog der Geruch seines brutzelnden Fleisches.

Trotzdem fiel es nicht hin, obwohl das Feuer es unterdessen ver-

schlungen haben mußte. Das Laufen nahm und nahm kein Ende, bis die Hitze den Highway in die blaue Farbe hinein auflöste und es verschwunden war.

Davidson sank auf die Knie. Die Scheiße an seinen Beinen war in der Hitze schon getrocknet. Der Wagen brannte weiter. Die Musik war völlig verschwunden, die Prozession gleichfalls.

Die Sonne letztlich trieb ihn dann vom Sand zu seinem ausgeweideten Wagen zurück.

Seine Augen waren ausdruckslos, als das nächste den Highway entlangkommende Fahrzeug anhielt, um ihn mitzunehmen.

Sheriff Josh Packard starrte ungläubig die Klauenabdrücke auf dem Boden zu seinen Füßen an. In sich langsam verfestigendem Fett zeichneten sie sich ab, dem flüssigen Fleisch des Monsters, das Minuten zuvor durch die Hauptstraße (die einzige Straße) von Welcome gerannt war. Es war dann zusammengebrochen und hatte als sich krümmender Ball drei Lastwagenlängen von der Bank entfernt sterbend seinen letzten Atemzug getan. Der Alltagstrott von Welcome, das Handeln, das Debattieren, das unvermeidliche Wie-geht's-wie-steht's, war zum Stillstand gekommen. Ein oder zwei vom Ekel überwältigte Personen hatte man freundlicherweise in die Vorhalle des Hotels aufgenommen, während der Geruch von geschmortem Fleisch die gute Wüstenluft des Städtchens verpestete.

Der Gestank lag zwischen zerkochtem Fisch und Exhumierung, und er beleidigte Packard. Das war seine Stadt, von ihm überwacht, von ihm beschützt. Das störende Eindringen dieses Feuerballs gab keinerlei Anlaß zur Milde.

Fackard nahm seinen Revolver heraus und begann, auf den Leichnam zuzugehen. Die Flammen waren jetzt fast erloschen, hatten ja den besten Teil ihres Mahls schon verzehrt. Selbst so vom Feuer zerstört, war es noch ein respektabler Brocken. Was möglicherweise einmal seine Glieder gewesen waren, schlang sich jetzt um das, was möglicherweise sein Kopf gewesen war. Alles übrige konnte man nicht mehr erkennen - eine kleine Gnade, über die Packard im Grunde genommen froh war. Doch selbst in dem leichenhaushaften Durch-

einander zerschmolzenen Fleisches und geschwärzter Knochen waren noch genügend unmenschliche Formen auszumachen, um seinen Puls schneller schlagen zu lassen.

Dies war ein Monster, ohne jeden Zweifel.

Ein Geschöpf der Erde, aus der Erde, jawohl. Heraufgekommen aus der Unterwelt und unterwegs zur großen Arena, einer Festnacht voller Riten. Etwa einmal in jeder Generation, so hatte ihm sein Vater erzählt, spie die Wüste ihre Dämonen aus und ließ sie eine Zeitlang frei herumlaufen. Als Kind mit Grips im Kopf hatte Packard den Scheiß, den sein Vater da redete, nie geglaubt, aber war das hier nicht genau so ein Dämon?

Egal welches Mißgeschick diese brennende Ungeheuerlichkeit zum Sterben in seine Stadt expediert hatte, jedenfalls war Packard hocherfreut über den Nachweis ihrer Verwundbarkeit. Von dieser Möglichkeit hatte sein Vater nie etwas erwähnt.

Halb lächelnd bei der Vorstellung, solcher Schändlichkeit Herr werden zu können, trat Packard an den rauchenden Leichnam heran und versetzte ihm einen Fußtritt. Die Menge, die sich noch immer in der Sicherheit der Hauseingänge aufhielt, gurrte Ahs und Ohs angesichts seiner Kühnheit. Das halbe Lächeln verbreitete sich über sein ganze» Gesicht. Allein dieser Fußtritt brächte ihm eine Nacht voll spendierter Drinks ein, vielleicht sogar eine Frau.

Das Ding lag mit dem Bauch nach oben. Mit dem leidenschaftslosen Blick eines professionellen Dämonentreters studierte Packard das um den Kopf geschlungene Gliedergewirr. Absolut tot, eindeutig. Er steckte seinen Revolver weg und beugte sich leicht über den Kadaver. »Hol' schon die Kamera, Jedediah«, sagte er und imponierte damit sogar sich selbst.

Sein Deputy zischte ab zum Office.

»Wir brauchen unbedingt 'n Foto von der Schönheit hier«, sagte er. Packard ging in die Hocke und streckte die Hand aus zu den geschwärzten Gliedern des Wesens. Seine Handschuhe wären ruiniert, aber die Unannehmlichkeit lohnte sich; diese Geste wäre seinem öffentlichen Image durchaus förderlich. Er konnte die bewundernden

Blicke fast spüren, als er das Fleisch anfaßte, und fing an, ein Glied vom Kopf des Monsters loszuschütteln. Das Feuer hatte die Teile miteinander verschweißt, und er mußte das Glied regelrecht freistemmen. Aber dann löste es sich, mit einem gallertartigen Schmatzlaut, und enthüllte das hitzeverdorrrte Auge auf dem Gesicht darunter. Mit einem Ausdruck des Abscheus ließ er das Glied an seinen ursprünglichen Platz zurückfallen.

Ein Herzschlag.

Da schnellte der Arm des Dämons hoch - unvermittelt, zu unvermittelt für Packard, um sich zu bewegen, und in einem vor Entsetzen erhabenen Augenblick sah der Sheriff, wie sich das Maul in der Handfläche des Vorderfußes um seine eigene Hand herum öffnete und wieder schloß.

Wimmernd versuchte er, von dem Maul wegzukommen, verlor dabei das Gleichgewicht und setzte sich voll ins Fett. Währenddessen wurde ihm der Handschuh durchgekaut, drangen die Zähne vor zu seiner Hand und kappten ihm die Finger; raspelnd zog der Rachen Fingerglieder, Blut und Stummel tiefer in seinen verdauenden Schlund. Packard glitt mit dem Hintern in der Schweinerei unter ihm aus, und aufheulend wand er sich um freizukommen. Es hatte immer noch Leben in sich, dieses Wesen aus der Unterwelt. Packard brüllte um Gnade, als er schwankend auf die Füße kam und dabei gleichzeitig die gräßliche Monstermasse vom Boden hochzerrte.

Ein Schuß krachte, nah an Packards Ohr. Körpersäfte, Blut und Eiter bespritzten ihn, als das Glied auf Schulterhöhe in tausend Stücke zerfetzt wurde, und das entmachtete Maul endlich von ihm abließ. Die zerstörte Masse schlingenden Muskelfleisches fiel zu Boden, und Packards Hand, oder was davon übrig war, war wieder im Freien. Keine Finger waren ihm an der rechten Hand geblieben und kaum der halbe Daumen; die zermalnten Knochenstümpfe seiner Finger ragten jämmerlich aus einer teilweise zerkaute Handfläche heraus.

Eleanor Kooker ließ den Lauf der Schrotflinte, die sie soeben abgefeu-

ert hatte, sinken und grunzte zufrieden.

»Deine Hand ist futsch«, stellte sie schlicht und brutal fest.

Monster, Packard erinnerte sich wieder an den Ausspruch seines Vaters, Monster sterben nie. Er hatte sich zu spät daran erinnert, und jetzt hatte er seine Hand geopfert, seine trinkende, Sex ausübende Hand. Eine Woge des Heimwehs nach verlorenen Jahren mit diesen fingern überspülte ihn, während vor seinen Augen Pünktchen zu Dunkelheit zerplatzten. Das Letzte, was er sah, bevor ihn eine Ohnmacht zu Boden beförderte, war sein pflichtbewußter Deputy, wie er eine Kamera zückte, um die ganze Szene festzuhalten.

Schon immer war der Schuppen hinterm Haus Lucys Zuflucht gewesen. Wenn Eugene aus Welcome betrunken nach Hause kam oder ihn aus heitrem Himmel die Wut packte, weil der Eintopf kalt war, zog sich Lucy in den Schuppen zurück, wo sie in Ruhe weinen konnte.

Mitleid konnte Lucy vom Leben nicht erwarten. Erst recht nicht von Eugene, und sie selber hatte herzlich wenig Zeit, um sich zu bemitleiden.

Heute hatte der alte Stein des Anstoßes Eugene in Raserei versetzt: das Kind.

Das sorgsam gehegte und gepflegte Kind ihrer Liebe, benannt nach dem Bruder Moses', Aaron, was »der Erhöhte« bedeutete. Ein goldiger Junge. Der hübscheste Junge im ganzen Bezirk, fünf Jahre alt und schon so bezaubernd und artig, daß jede Mama der Ostküste vor Neid erblassen konnte.

Aaron.

Lucys Stolz und Freude, ein Kind, das in einem Bilderbuch Seifenblasen blasen könnte, das tanzen und sogar den Teufel bezaubern könnte. Und genau das war Eugenes Einwand.

»Dieses Scheißkind hat nicht mehr von 'nem Jungen als du«, sagte er zu Lucy. »Nicht mal 'n halber Junge ist er. Zieh ihm 'n Paar affige Schuhe über, dann taugt er grad noch zum Parfümverkaufen. Oder zum Prediger, zum Prediger taugt er.«

Mit einer nägelzerbissenen, krummdaumigen Hand zeigte er auf den Jungen.

»Eine Schande bist du für deinen Vater.«

Aaron erwiderte den Starrblick seines Vaters.

»Hast mich verstanden, Junge?«

Eugene schaute weg. Kotzübel wurde ihm im Magen von den großen Augen des Jungen, eher wie Hundeaugen als irgend etwas Menschliches.

»Er muß mir aus dem Haus.«

»Was hat er 'n getan?«

»Der braucht gar nichts tun. Es langt schon, wie er ist. Sie lachen mich aus, weißt du das? Seinetwegen lachen sie mich aus.«

»Niemand lacht dich aus, Eugene.«

»Doch, sie...«

»Nicht wegen dem Jungen.«

»Häh?«

»Den Jungen lachen sie bestimmt nicht aus. Wenn, dann lachen sie dich aus.«

»Halt den Mund.«

»Sie wissen, was du für einer bist, Eugene. Sie haben dich durchschaut, genau wie ich.«

»Ich sag' dir, Frau...«

»Kotzt dich aus wie 'n Straßenkötter, quatschst über das, was du gesehn hast, und wovor du Angst hast...«

Er schlug sie, wie schon viele Male zuvor. Der Hieb lockte Blut hervor, wie ähnliche Hiebe seit fünf Jahren, aber obwohl sie taumelte, galten ihre ersten Gedanken dem Jungen.

»Aaron«, sagte sie durch die Tränen, die der Schmerz verursacht hatte. »Komm, wir gehen.«

»Du läßt den Bastard in Ruhe.« Eugene zitterte.

»Aaron.«

Das Kind stand zwischen Vater und Mutter, ratlos, wem es gehorchen sollte. Der Ausdruck der Verwirrung in seinem Gesicht ließ Lucys Tränen reichlicher fließen.

»Mami«, sagte das Kind ganz leise. Ein ernster Ausdruck war in seinen Augen, der mit Verwirrung nichts mehr zu tun hatte. Ehe

Lucy eine Möglichkeit finden konnte, die Situation zu entschärfen, packte Eugene den Jungen an den Haaren und zog ihn näher zu sich ran.

»Du hörst auf deinen Vater, Junge.«

»Ja...«

»Ja, Sir, sagen wir zu unserm Vater, klar? Ja, Sir, heißt das.«

Aarons Gesicht wurde in den stinkenden Schritt der Jeans seines

• Vaters gestoßen.

»Ja, Sir.«

»Er bleibt bei mir, Frau. Du nimmst ihn nicht noch mal mit raus in diesen bekackten Schuppen. Er bleibt bei seinem Vater.«

Lucy hatte den Kürzeren gezogen, soviel war klar. Wenn sie weiterhin auf ihrer Meinung bestand, brachte sie das Kind nur in noch größere Gefahr.

»Wenn du *ihm* was antust...«

»Ich bin sein Vater, Frau«, grinste Eugene. »Glaubst du vielleicht, ich schade meinem eignen Fleisch und Blut?«

Der Junge war in einer Stellung gegen das Becken seines Vaters gepreßt, die man schwerlich anders als obszön bezeichnen konnte.

Aber Lucy kannte ihren Mann. Er stand kurz vor einem Ausbruch mit letztlich unabsehbaren Folgen. Ihretwegen machte sie sich keine Gedanken mehr - sie hatte schließlich ihren Spaß gehabt - aber der Junge war so verwundbar.

»Geh' uns aus den Augen, Frau, ja? Der Junge und ich möchten allein sein, hab' ich recht?«

Eugene zerrte Aarons Gesicht von seinem Schritt und feixte zu dem blassen Gesicht hinunter.

»Hab' ich recht?«

»Ja, Papa.«

»Ja, Papa. O ja, wirklich, Papa.«

Lucy verließ das Haus und zog sich in die kühle Dunkelheit des Schuppens zurück, um dort für Aaron, benannt nach dem Bruder Moses', zu beten. Aaron, dessen Name »der Erhöhte« bedeutete. Sie fragte sich, wie lang er wohl die Brutalitäten überleben könnte, die die

Zukunft womöglich noch für ihn bereithielt.

Der Junge war jetzt nackt ausgezogen. Weiß stand er vor seinem Vater. Er ängstigte sich nicht. Die Prügel, die ihm verabreicht würden, würden ihm Schmerzen bereiten, aber mit wirklicher Angst hatte da nichts zu tun.

»Ein schwächtiges Bubi bist du«, sagte Eugene und fuhr seinem Sohn mit riesiger Hand über den Unterleib. »Schwach und schwächtigt wie das mickrigste Ferkel. Wenn ich Bauer wäre und du so'n Ferkel, Junge,

weißt du, was ich dann machen würde?«

Wieder packte er den Jungen bei den Haaren. Die andere Hand zwischen den Beinen.

»Weißt du, was ich dann machen würde, Junge?«

»Nein, Papa. Was denn?«

Sein Vater gab ein schlitzendes Geräusch von sich und ließ dabei die zerfurchte Hand über Aarons Körper hochgleiten.

»Na, in Stücke schneiden würd' ich dich und dich an den Rest vom Wurf verfüttern. Nichts frißt ein Schwein lieber als Schweinefleisch. Würd' dir das gefallen?«

»Nein, Papa.«

»Das würd' dir nicht gefallen?«

»Nein danke, Papa.«

Eugenes Gesicht verhärtete sich.

»Also mir schon, Aaron. Ich würd' gern sehen, was du machst, wenn ich dich wirklich aufschneide und nachschau', wie's in dir drinnen aussieht.«

Die Spiele seines Vaters wiesen eine neue Gewalttätigkeit auf, die Aaron nicht begreifen konnte: neue Drohungen, neue Vertrautheit. So unwohl er sich auch fühlte, wußte der Junge doch, daß nicht er, sondern sein Vater die wirkliche Angst verspürte. Angst war Eugenes angestammtes Recht, so wie es das Aarons war, zu beobachten und zu warten und zu leiden, bis der Augenblick käme. Er wußte (ohne zu begreifen, wodurch oder weshalb), daß er ein Werkzeug bei der Vernichtung seines Vaters sein würde. Womöglich mehr als ein

Werkzeug.

Wut brach in Eugene los. Er starrte den Jungen an, die braunen Fäuste so fest geballt, daß die Knöchel weiß aufschienen. Irgendwie war der Junge sein Ruin; er hatte das schöne Leben, das sie vor seiner Geburt miteinander führten, zerstört. Ebenso gut hätte er seine Eltern gleich erschießen können. Ohne sich richtig darüber bewußt zu sein, was er tat, schloß Eugene seine Hände um den zarten Hals des Jungen.

Aaron gab keinen Laut von sich.

»Ich könnt' dich töten, Junge.«

»Ja, Sir.«

»Was sagst du dazu?«

»Nichts, Sir.«

»Danke, Sir, solltest du lieber sagen.«

»Warum?«

»Warum, Junge? Weil's Leben nich' soviel wert is', wie'n Schwein scheißen kann; 'n Liebesdienst würd' ich dir damit erweisen, wie sich's für 'nen Vater gehört.«

»Ja, Sir.«

Im Schuppen hinterm Haus hatte Lucy zu weinen aufgehört. Es hatte keinen Sinn; und außerdem hatte etwas am Himmel, den sie durch die Löcher im Dach sehen konnte, Erinnerungen wachgerufen, die die Tränen wegwischten. Ein ganz bestimmter Himmel, strahlend blau, glasklar. Eugene würde dem Jungen nichts tun. Er würde es nie und nimmer wagen, diesem Kind etwas anzutun. Er wußte, was der Junge war, obwohl er es nie eingestehen würde.

Sie erinnerte sich an den Tag, vor sechs Jahren war es, als der Himmel wie heute von Glanz überzogen und die Luft von der Hitze blaßbläulich gewesen war. Eugene und sie waren etwa genauso heiß gewesen wie die Luft, den ganzen Tag hatten sie kein Auge voneinander abwenden können. Damals war er noch stärker, in der Blüte seiner Kraft. Ein imposanter, prachtvoller Mann, sein Körper bullig und gestählt von der Arbeit, mit Beinen, so hart, daß sie sich wie Fels anfühlten, wenn sie mit den Händen darüberstrich. Sie selbst hatte auch ziemlich gut ausgesehen. Echt der beste Hintern in Welcome,

fest und flaumig; eine Spalte, so weich behaart, daß Eugene sie einfach

küssen mußte, sogar dort, an der intimen Stelle. Manchmal besorgte er es ihr den ganzen Tag, die ganze Nacht lang, im Haus, das sie gerade

bauten, oder draußen im Sand, am Spätnachmittag. Die Wüste gab ein schönes Bett ab, und ungestört konnten sie unter dem weiten Himmel liegen.

An jenem Tag vor sechs Jahren hatte sich der Himmel zu früh verdunkelt, lange ehe die Nacht fällig war. Anscheinend hatte er sich schlagartig verfinstert, und den Liebenden war plötzlich kalt in ihrer überstürzten Nacktheit. Über seine Schulter hinweg hatte sie die Gestalten gesehen, die sich aus dem Himmel herausgeformt hatten, die riesengroßen und gewaltigen Wesen, die ihnen zuschauten. Er, in seiner Leidenschaft, bearbeitete sie noch immer, stieß hinein bis zum Ansatz und ebensoweit wieder heraus, was ihr, wie er wußte, besonderes Vergnügen bereitete - bis eine Hand von der Farbe roter Rüben und der Größe eines Menschen ihn mit zwei Fingern am Hals packte und aus dem Schoß seiner Frau pflückte. Sie sah zu, wie er in den Himmel emporgehoben wurde wie ein sich windendes langbeiniges Karnickel und aus zwei Mündern zugleich spuckte, im Norden und im Süden, als er mit seinen Stößen in der Luft zum Ende kam. Dann öffneten sich einen Moment lang seine Augen, und er sah seine Frau sechs Meter unter sich, noch immer entblößt, noch immer mit schmetterlingsgleich gespreizten Beinen, umringt von Monstern. Beiläufig, ohne Börsartigkeit warfen sie ihn weg, hinaus aus ihrem bewundernden Kreis, ihr aus den Augen.

So gut konnte sie sich an die Stunde erinnern, die dann folgte. An die Umarmungen der Ungeheuer. In keiner Weise widerlich, nicht roh oder verletzend, nie weniger als liebevoll. Selbst die Apparate der Reproduktion, mit denen sie sie, einer nach dem anderen, durchdrangen, verursachten ihr keinen Schmerz, obwohl manche knochenhart waren und so lang wie Eugenes Arm samt Faust. Wieviele von diesen Fremden nahmen sie wohl an jenem Nachmittag - drei, vier, fünf?

Vermischten ihren Samen in ihrem Körper, entlockten ihr zärtlich die Lust mit ihren geduldigen Stößen. Als sie sich entfernten und ihre Haut wieder vom Sonnenlicht berührt wurde, überkam sie, auch wenn das bei genauerem Nachdenken schändlich schien, ein Verlustgefühl; als ob der Zenit ihres Lebens überschritten und der Rest ihrer Tage nur noch ein kalter, rascher Abstieg in den Tod sei.

Schließlich war sie aufgestanden und zu Eugene hinübergewandert, der bewußtlos im Sand lag und sich eins seiner Beine beim Sturz gebrochen hatte. Sie hatte ihn geküßt und sich dann zum Wasserlassen niedergekauert. Sie hoffte, ja wirklich: hoffte, daß die Saat der Liebe dieses Tages Frucht tragen würde. Diese Frucht wäre ein greifbares Pfand ihrer Glückseligkeit.

Drinnen im Haus schlug Eugene den Jungen. Aarons Nase blutete, doch gab er keinen Laut von sich.

»Rede, Junge.«

»Was soll ich sagen?«

»Bin ich dein Vater oder nicht?«

»Ja doch, Vater.«

»Lügner!«

Er schlug wieder zu, ohne Warnung; diesmal beförderte der Hieb Aaron zu Boden. Als er seine kleinen, schwielenlosen Hände flach gegen die Küchenfliesen drückte, um sich aufzurichten, spürte er irgendein Vibrieren durch den Boden. Eine Musik ertönte in der Erde.

»Lügner!« sagte sein Vater schon wieder.

Mehr Schläge stünden noch bevor, dachte der Junge, noch mehr Schmerz, mehr Blut. Aber es war auszuhalten; und die Musik war, nach langem Warten, ein Versprechen, allen Schlägen ein Ende zu setzen, ein für allemal.

Torkelnd erreichte Davidson die Hauptstraße von Welcome. Drei oder vier Uhr nachmittags, vermutlich (seine Uhr war stehengeblieben, vielleicht aus Sympathie), aber die Stadt war wie ausgestorben, bis sein Blick zufällig auf den dunklen, rauchenden Haufen mitten auf der Straße fiel, an die hundert Meter von ihm entfernt.

Wenn so etwas überhaupt möglich gewesen wäre, dann wäre ihm das Blut in den Adern erstarrt bei dem Anblick.

Trotz der Entfernung erkannte er, was dieses Bündel aus verbranntem Fleisch gewesen war, und in seinem Kopf drehte sich alles vor Grauen. War also doch keine Einbildung gewesen, das Ganze. Er stolperte ein paar Schritte weiter, kämpfte, letztlich erfolglos, gegen das Schwindelgefühl an, bis er spürte, wie ihn starke Arme abstützten, und hörte, wie man, durch ein verworrenes Gesumm von Kopfgerauschen, beruhigende Worte zu ihm sagte. Sie ergaben keinen Sinn, aber zumindest klangen sie sanft und menschlich. Er konnte jeden Anspruch, bei Bewußtsein zu bleiben, aufgeben. Er fiel in Ohnmacht, aber offenbar wurde ihm nur ein momentaner Aufschub gewährt, ehe die Welt wieder zum Vorschein kam, so hassenswert wie immer.

Man hatte ihn nach drinnen geschafft und auf ein unbequemes Sof* gelegt; ein Frauengesicht, das von Eleanor Kooker, starrte auf ihn herunter. Sie strahlte, als er wieder zu sich kam.

»Der Mann überlebt«, sagte sie mit einer Stimme, die wie Kohl durch ein Reibeisen raspelte. Sie beugte sich weiter vor. »Sie ham das Ding gesehn, stimmt's?«

Davidson nickte.

»Besser Sie rücken raus mit der ganzen Wahrheit.«

Ein Glas wurde ihm in die Hand gedrückt, und Eleanor füllte es reichlich mit Whisky. »Trinken Sie«, verlangte sie, »und dann sagen Sie, was Sie uns zu sagen haben...«

Er leerte den Whisky in zwei Zügen, und sofort wurde das Glas wieder

vollgeschenkt. Er trank das zweite Glas langsamer und fing an, sich besser zu fühlen.

Der Raum war voller Leute, als ob ganz Welcome in das Kookersche, zur Straßenseite gelegene Wohnzimmer hereindrängte. Ganz beachtlich, das Publikum. Es war aber auch eine ganz beachtliche Geschichte.

Vom Whisky gelockert, begann er sie zu erzählen, so gut er eben

konnte, ohne Schnörkel, wie ihm die Worte gerade kamen. Dafür ichildeite dann Eleanor die Umstände von Sheriff Packards »Unfall« mit dem Körper des Autozerstörers. Packard war im Zimmer und sah wegen der tröstenden Whiskies und Schmerzkiller noch schlechter aus als vorher. Seine verstümmelte Hand war so gut verbunden, daß sie eher wie ein Knüppel aussah, weniger wie ein Körperglied.

»Das da draußen ist nicht der einzige Teufel«, sagte Packard, als es nichts mehr zu berichten gab.

»Das sagst du«, sagte Eleanor. Der Ausdruck ihrer aufgeweckten Augen war alles andere als überzeugt.

»Mein Papa hat das gesagt«, erwiderte Packard und starrte auf seine bandagierte Hand. »Und ich glaub' es, felsenfest glaub' ich das.«

»Dann sollten wir am besten was dagegen unternehmen.«

»Was zum Beispiel?« warf ein sauer dreinschauender Typ ein, der an der Kamineinfassung lehnte. »Was soll man gegen so was wie so 'n Ding unternehmen, das Autos frißt?«

Eleanor richtete sich auf und wandte sich mit unverhohlenem Hohn an den Frager.

»Dann laß uns in den Genuß deiner Weisheit kommen, Lou«, sagte rie. »Was sollen wir *deiner* geschätzten Meinung nach tun?«

»Ich finde, wir sollten uns versteckt halten und sie vorbeilassen.«

»Ich bin *kein* Strauß«, sagte Eleanor, »aber wenn du vorhast, deinen Kopf zu verbuddeln, dann leih' ich dir 'n Spaten, Lou. Sogar das Loch grab' ich dir.«

Allgemeines Gelächter. Betreten verstummte der Zyniker und stocherte an seinen Fingernägeln herum.

»Wir können nicht einfach rumsitzen und abwarten, bis sie hier durchziehn«, sagte Packards Deputy zwischen zwei Kaugummiblasen.

»Sie sind Richtung Berge gegangen«, sagte Davidson. »Weg von Welcome.«

»Und was soll sie dran hindern, ihre gottverdammte Meinung zu ändern?« konterte Eleanor. »Na?«

Keine Antwort. Vereinzelt Nicken, vereinzelt Kopfschütteln.

»Jedediah«, sagte sie, »du bist Deputy — wie stehst du dazu?«
Der junge Mann mit dem Abzeichen und dem Kaugummi errötete ein bißchen und zupfte an seinem dünnen Schnurrbart. Offensichtlich hatte er keinen blassen Schimmer.

»Für mich ist die Sache klar«, fegte die Frau ihn an, bevor er antworten

konnte. »Glasklar. Ihr seid alle zu schießverängstigt, um die Deibelsdinger aus ihren Löchern rauszustöbern, hab' ich recht?«

Gemurmel der Selbstrechtfertigung rings im Raum, zunehmendes Kopfschütteln.

»Euer ganzer Plan ist Däumchen drehen und zulassen, daß euch die Frauen verschlungen werden.«

Ein gutes Wort: verschlungen. Steckte viel mehr Gefühl drin als in gefressen. Eleanor machte eine wirkungsvolle Pause. Dann sagte sie dunkel: »Oder noch Schlimmeres.«

Schlimmer als verschlungen ? Was um Himmels willen war schlimmer als verschlungen werden?

»Kein Deibel wird euch anrühren«, sagte Packard, und erhob sich etwas mühsam von seinem Stuhl. Unsicher schwankte er auf den Beinen, als er das Wort an die Versammlung richtete. »Wir wer'n uns diese Scheiße-Fresser schnapp'n und sie lynchen.«

Die Männer im Zimmer wurden von diesem mitreißenden Schlachtruf nicht mitgerissen. Die Glaubwürdigkeit des Sheriffs war seit seinem Zusammenstoß in der Main Street nicht mehr besonders hoch.

»Vorsicht ist der bessere Teil der Tapferkeit«, flüsterte Davidson vor sich hin.

»Das find' ich 'n absoluten Scheiß«, sagte Eleanor.

Davidson zuckte die Achseln und trank seinen Whisky aus. Diesmal wurde ihm nicht nachgeschenkt. Reumütig machte er sich klar, daß er dankbar sein sollte, überhaupt noch am Leben zu sein. Aber sein Arbeitsplan war total im Eimer. Er mußte sich ans Telefon hängen und einen Wagen mieten, notfalls jemanden veranlassen, ihn vor die

Stadt zu fahren, damit er per Anhalter weiterkam. Was die »Deibel« auch sein mochten, sie waren nicht sein Problem. Vielleicht würde es ihn interessieren, im *Newsweek* eine kurze Rubrik über dieses Thema zu lesen, wenn er wieder im Osten war und mit Barbara ausspannte; aber im Augenblick wollte er einzig und allein sein Geschäft in Arizona abwickeln und so bald wie möglich nach Hause fahren. Packard hingegen hatte anderes mit ihm vor.

»Sie sind ein Zeuge«, sagte er und zeigte auf Davidson, »und als Sheriff dieser Gemeinde fordere ich Sie auf, in Welcome zu bleiben, bis Sie mir alle Fragen, die ich Ihnen zu stellen habe, zu meiner vollen Zufriedenheit beantwortet haben.«

Die förmliche Redeweise hörte sich seltsam an aus seinem sabbrigen Mund.

»Ich hab' eine geschäftliche -« fing Davidson an.

»Dann telegraphiert unser lieber Mr. Davidson eben und sagt das Geschäft ab, klar?«

Davidson wußte, der Mann sammelte Punkte auf seine Kosten, möbelte sein demoliertes Ansehen durch Seitenhiebe auf den Oststaatler auf. Trotzdem, Packard war das Gesetz: Daran war nichts zu ändern. Er nickte seine Zustimmung mit soviel Bereitwilligkeit, wie er aufbringen konnte. Es gäbe bestimmt noch eine Gelegenheit, gegen diesen Provinznest-Mussolini eine förmliche Beschwerde einzureichen - wenn er wieder daheim war, heil und gesund. Momentan war es besser, zu telegraphieren und Geschäft Geschäft sein zu lassen.

»Und wie sieht dein Plan aus?« wollte Eleanor von Packard wissen. Der Sheriff blähte die vom Suff glänzenden Backen. »Wir nehmen' mit Jen Deibeln auf«, sagte er.

»Wie denn?«

»Schießeisen, Frau.«

»Du brauchst mehr als Schießeisen, wenn sie so groß sind, wie er sagt...«

»Das sind sie...« sagte Davidson, »glaubt mir, das sind sie.«

Packard grinste höhnisch. »Wir nehmen uns das ganze bekackte Waffenlager«, sagte er und schnellte dabei mit dem verbliebenen

Daumen nach Jedediah. »Los, stell' die schweren Waffen zusammen. Junge. Das Panzerabwehrzeugs. Bazookas.«

Allgemeines Staunen.

»Ihr habt Bazookas?« sagte Lou, der Zyniker am Kaminsims.

Packard brachte ein süffisantes Lächeln zustande. »Kriegsmaterial«, sagte er, »noch aus dem Großen.«

Davidson seufzte innerlich. Der Mann war ein Psychotiker, mit seinem eigenen kleinen Arsenal veralteter Waffen, die für den Benutzer wahrscheinlich tödlicher waren als für das Opfer. Sie würden alle sterben. Gott im Himmel, sie würden allesamt sterben.

»Deine Finger hast du ja vielleicht verloren«, sagte Eleanor Kooker, hingerissen von dieser angeberischen Tapferkeitsshow, »aber du bist der einzige Mann hier im Zimmer, Josh Packard.«

Packard strahlte und kratzte sich geistesabwesend am Sack. Davidson konnte den Nullachtfünfzehn-Machismo, der sich hier im Raum breitmachte, nicht länger ertragen.

»Hört mal«, legte er los, »ich hab' euch alles erzählt, was ich weiß. Was geht's mich eigentlich noch an, wie ihr damit zurechtkommt.«

»Du verdrückst dich nicht von hier«, sagte Packard, »wenn's das ist, worauf du aus bist.«

»Ich sag' doch bloß...«

»Wir wissen, was du sagst, Burschi, und ich will davon nichts hören. Wenn ich sehe, daß du deinen Arsch bewegst, um abzuhaun, dann häng' ich dich an deinen Eiern auf. Sofern du überhaupt welche hast. < Der Dreckskerl brächte das glatt fertig, dachte Davidson, selbst wenn er"9 nur mit einer Hand tun müßte. Laß es einfach laufen, sagte er sich und versuchte, das spöttische Kräuseln seiner Lippen zu unterdrücken. Wenn Packard sich aufmachte, irgendwo da draußen die Monster zu stellen und seine verdammte Bazooka nach hinten losging, dann war das seine Sache. Halt dich zurück.

»Die sind ein ganzer Stamm«, gab Lou kleinlaut zu bedenken.

»Wenn der Mann hier recht hat. Wie sollen wir denn so viele erledigen?«

»Strategie«, sagte Packard.

»Wir kennen ihren Standort nicht.«

»Überwachung«, entgegnete Packard.

»Die könnten uns echt zur Sau machen, Sheriff«, bemerkte Jedediah und zupfte dabei eine geplatzte Kaugummiblaste von seinem Schnurrbart.

»Das hier ist unser Gebiet«, sagte Eleanor. »Wir haben es. Wir behalten es.«

Jedediah nickte. »Ja, Ma«, sagte er.

»Angenommen, sie sind einfach verschwunden? Angenommen, wir können sie gar nicht mehr finden?« machte Lou geltend. »Könnten wir sie dann nicht einfach in die Erde abziehen lassen?«

»Klar«, sagte Packard. »Und uns bleibt nichts übrig, als rumzuhängen und zu warten, bis sie wieder rauskommen und uns die Frauen verschlingen.«

»Vielleicht tun sie niemand was...« erwiderte Lou.

Packards Antwort bestand im Heben seiner bandagierten Hand.

»Mir harn sie was getan.«

Das war unwiderleglich.

Packard fuhr fort, seine Stimme heiser vor sentimentaler Erregung.

»Scheiße, ich bin so scharf auf diese Abspritzsäcke, gleich geh' ich los und stell' mich ihnen, mit oder ohne Hilfe. Aber wir müssen sie austricksen, sie ausmanövrieren, damit von den unsren keiner verletzt wird.«

Ganz vernünftig, was der Mann da redet, dachte Davidson. Wirklich, jeder im Zimmer schien beeindruckt. Gemurmel der Zustimmung von allen Seiten, selbst von der Kamineinfassung her.

Packard schnauzte wieder den Deputy an.

»Setz' deinen Arsch in Bewegung, Burschi. Du alarmierst mir jetzt diesen Bastard Crumb, wegen Dringlichkeitsstufe Eins, und schaffst mir seine Jungs hier runter, mit allen gottverdammten Schießprügeln und Granaten, die sie verfügbar haben. Und wenn er dich fragt wofür, dann sagst du ihm, Sheriff Packard hat 'nen Notstand ausgerufen, und daß ich jede arschige Waffe innerhalb von, sagen wir: achtzig Kilometern anfordere, inklusive Mann am anderen Ende davon. Mach schon,

Burschi.«

Jetzt glühte der Raum definitiv vor Bewunderung, und Packard wußte das. »Die Wichser pusten wir in Stücke«, sagte er.

Einen Augenblick lang schien die Suada ihre magische Wirkung auch auf Davidson auszuüben, und so halb glaubte er schon, daß es möglich sein könnte; dann erinnerte er sich an die Einzelheiten der Prozession, die Schwänze, Zähne und sonst alles, und spurlos verflüchtigte sich seine Anwendung von Tapferkeit.

So leise kamen sie ans Haus heran, nicht etwa, weil sie vorhatten zu schleichen, ihr Tritt war nur so leicht, so zart, daß niemand sie hörte. Drinnen war Eugenés Wut verraucht. Er saß da, die Beine auf dem Tisch, eine leere Flasche Whisky vor sich. Das Schweigen im Zimmer war so drückend, daß es einen fast erstickte.

Aaron saß am Fenster, das Gesicht geschwollen von den Schlägen seines Vaters. Er brauchte nicht aufzuschauen, um sie durch den Sand aufs Haus zukommen zu sehn, ihr Herannahen hallte in seinen Adern wider. Sein übel zugerichtetes Gesicht wollte lächelnd aufleuchten und sie willkommen heißen, aber er unterdrückte die spontane Regung und wartete einfach ab, zusammengesackt in der Resignation des Geschlagenen, bis sie fast ganz ans Haus herangerückt waren. Erst als ihre gewaltigen Leiber das durchs Fenster einfallende Sonnenlicht aussperrten, stand er dann tatsächlich auf. Die Bewegung des Jungen weckte Eugene aus seiner Trance.

»Was ist los, Junge?«

Das Kind hatte sich vom Fenster zurückgezogen und stand nun mitten im Zimmer, schluchzte leise in Erwartung. Seine winzigen Hände waren wie Sonnenstrahlen ausgespreizt, in seiner Aufregung zuckten und bibberten ihm die Finger.

>Was' mit dem Fenster passiert, Junge?«

Aaron hörte, wie eine der Äußerungen seines wahren Vaters Eugenés nuschliges Gebrabbel übertönte. Wie ein Hund, der nach langer Trennung darauf brennt, seinen Herrn zu begrüßen, lief der Junge zur Tür und versuchte, sie aufzukrallen. Sie war abgeschlossen und verriegelt.

»Was'n das für'n Lärm, Junge?«

Eugene stieß seinen Sohn beiseite und fummelte mit dem Schlüssel im Schloß herum, während Aarons Vater durch die Tür nach seinem Kind rief. Seine Stimme klang wie ein dahinstürzender Wasserfall, kontrapunktiert von weichen, pfeifenden Seufzern. Es war eine leidenschaftliche Stimme, eine liebevolle Stimme.

Mit einem Mal schien Eugene zu begreifen. Er packte den Jungen bei den Haaren und zerrte ihn von der Tür weg.

Aaron quiekte schrill vor Schmerz.

»Papa!« gellte er.

Eugene hielt sich selbst für den Adressaten des Schreis, aber auch Aarons wahrer Vater hatte die Stimme des Jungen gehört. Seine Antwort war von schneidenden Tönen der Besorgnis durchzogen. Von draußen hatte Lucy den Stimmenwechsel gehört. Sie kam aus dem Schutz ihres Schuppens heraus und wußte, was sie vor dem Hintergrund dieses schimmernden Himmels sehen würde; aber nichtsdestoweniger wurde ihr schwindlig von den kolobhaften Geschöpfen, die sich rings um das Haus versammelt hatten. Bange Qual durchfuhr sie bei der Erinnerung an die für immer entschwundenen Freuden jenes Tages vor sechs Jahren. Alle waren sie da, die unvergeßlichen Geschöpfe, eine unglaubliche Auswahl an Formen und Gestalten...

Pyramidenförmige Köpfe aus rosenfarbenen, klassisch proportionierten Rumpfen, die schirmartig in sich überlappende, bewegliche Spitzenröcke aus Fleisch übergingen. Eine kopflose silberne Schönheit, deren sechs Perlmuttarme kreisförmig um ihren schnurrenden, pulserenden Mund angeordnet hervorsproßten. Ein Geschöpf wie das Wassergekräusel auf einem rasch dahinströmenden Fluß, stetig, aber in Bewegung, süß und gleichmäßig der Ton, den es von sich gab. Kreaturen, zu phantastisch, um real zu sein, zu real, um sie anzuzweifeln; Engel des Herdes und der Schwelle. Einer hatte einen Kopf, der sich auf einem spinnwebartigen Hals wie irgendeine aberwitzige Wetterfahne hin und her bewegte, blau wie der frühe Nachthimmel und

von einem Dutzend Augen wie von ebensovielen Sonnen durchschossen. Ein anderer Vater, sein Körper wie ein Fächer, der sich in seiner Aufregung öffnete und schloß; sein orangefarbenes Fleisch schlug in satteres Rot um, als sich die Stimme des Jungen wieder vernehmen ließ.

»Papa!«

An der Haustür stand das Wesen, an das sich Lucy mit größter Zuneigung erinnerte, das sie als erstes berührt, als erstes ihre Ängste beschwichtigt hatte, als erstes, unendlich zartfühlend, in sie eingedrungen war. Es war vielleicht sechs Meter groß, wenn es sich zu seiner vollen Höhe aufrichtete. Jetzt hatte es sich zur Tür herabgebückt; sein kolossaler, haarloser Kopf, wie der eines Vogels, den ein Schizophrener gemalt hat, beugte sich eng ans Haus heran, als es mit dem Kind redete. Es war nackt, und sein breiter dunkler Rücken schwitzte, als es sich niederkauerte.

Drinne im Haus zog Eugene den Jungen, als Schutzschild, nah in sich heran.

»Was weißt du, Junge?«

»Papa?«

»Was weißt du, sag ich!«

»Papa!«

Jubel klang aus Aarons Stimme. Das Warten war vorbei.

Die Vorderseite des Hauses wurde eingedrückt. Ein Körperglied von der Form eines Fleischhakens wand sich unter dem Türsturz durch und zerrte die Tür aus ihren Angeln. Ziegel flogen hoch und prasselten wieder herunter. Holzsplitter und Staub erfüllten die Luft. Wo einmal sichere Dunkelheit gewesen war, ergossen sich jetzt Katarakte aus Sonnenlicht auf die zwergenhaft erscheinenden Menschengestalten in den Ruinen.

Eugene spähte durch den Staubschleier nach oben. Gerade wurde das Dach von gigantischen Händen abgepellt, und schon war Himmel, wo Gebälk gewesen war. Ringsum sah er die Gliedmaßen, Leiber und Gesichter undenkbarer Bestien sich hochtürmen. Spielerisch brachten sie die noch übrigen Wände zum Einsturz und zerstörten sein Haus so

lässig, wie er etwa eine Flasche zerschlagen würde. Er lockerte seinen Griff und ließ den Jungen entkommen, ohne daß er sich dessen bewußt wurde.

Aaron lief zu dem Wesen auf der Schwelle.

»Papa!«

Es nahm ihn hoch wie ein Vater, der ein Kind von der Schule abholt, und sein Kopf wurde in einer Woge der Verzückung zurückgeworfen. Ein langgezogenes, unbeschreibliches Freudengeheul drang der Länge und Breite nach aus ihm heraus. Der Lobgesang wurde von den anderen Geschöpfen aufgenommen und stieg in feierlichem Einklang weiter an. Eugene hielt sich die Ohren zu und fiel auf die Knie. Bei den

ersten Tönen der Monstermusik hatte seine Nase zu bluten angefangen, und seine Augen waren voller beißender Tränen. Er fürchtete lieb nicht. Er wußte, daß sie nicht fähig waren, ihm etwas anzutun. Er weinte, weil er diese Möglichkeit sechs Jahre lang ignoriert hatte, und jetzt, da sie in ihrem Geheimnis und ihrer Glorie direkt vor ihm standen, schluchzte er, daß er nicht den Mut gehabt hatte, ihnen die Stirn zu bieten und sie wiederzuerkennen. Jetzt war es zu spät. Sie hatten sich den Jungen mit Gewalt geholt und sein Haus und sein Leben in Schutt verwandelt. Gleichgültig gegenüber seinem himmelschreienden Elend zogen sie, ihren Jubel hinausposaunend, ab, seinen Jungen für immer in ihren Armen.

In der Gemeinde Welcome war Organisation das Losungswort des Tages. Davidson konnte nur bewundernd zusehen, wie diese törichten, verwegenen Leute sich auf eine Konfrontation vorbereiteten, die unmöglich Aussicht auf Erfolg haben konnte. Das Spektakel ging ihm seltsam an die Nieren; als wenn man Siedlern zusähe, in irgendeinem Film, wie sie sich anschicken, armseligste Bewaffnung und simplen Glauben aufzubieten, um der heidnischen Gewalt entgegenzutreten. Aber Davidson wußte, daß die Niederlage, anders als im Film, vorherbestimmt war. Er hatte diese Monster gesehen: ehrfurchtgebietend. Wie berechtigt auch der Anlaß, wie rein der Glaube, die Wilden trampelten ziemlich oft über die Siedler hinweg. Niederlagen sind

einfach ein guter Filmstoff.

Eugenes Nase hörte nach etwa einer halben Stunde auf zu bluten, aber er merkte es nicht. Er zerrte, zog, schmeichelte Lucy Richtung Welcome. Er wollte von der Dreckschlampe keine Erklärungen hören, trotz des unaufhörlichen Gebrabbers ihrer Stimme. Er konnte nur das schäumende Geknirsch der Monsterlaute hören, und Aarons wiederholte »Papa«-Rufe, die von einem haus-zertrümmernden Körperglied beantwortet wurden.

Eugene wußte, daß er das Opfer einer Verschwörung war, obwohl er selbst in seinen quälendsten Vorstellungen nicht zur vollen Wahrheit vordringen konnte.

Aaron war verrückt, soviel war ihm klar. Und irgendwie war seine Frau, seine Lucy mit dem üppigen Körper, früher eine solche Schönheit und ein solcher Trost, sowohl am Wahnsinn seines Jungen als auch an seinem eigenen Jammer ursächlich beteiligt.

Sie hatte den Jungen verkauft, das war seine etwas vage Überzeugung. Auf irgendeine unsagbare Weise hatte sie mit diesen Wesen aus der Unterwelt einen Handel geschlossen, und hatte das Leben und die geistige Gesundheit seines einzigen Sohnes gegen irgendeine Art Geschenk eingetauscht. Was hatte sie zum Tausch für diese Bezahlung erhalten? Irgendwelchen Tinnef, den sie in ihrem Schuppen unter Verschuß hielt ? Mein Gott, dafür würde sie büßen. Aber bevor er sie büßen ließe, bevor er ihr die Haare einzeln aus den Löchern risse

und ihr die frechen, aufreizenden Brüste mit Pech teerte, würde sie gestehen. Er brächte sie so weit, ein Geständnis abzulegen. Nicht ihm, sondern der Bevölkerung von Welcome - den Männern und Frauen, die sich über sein betrunkenes, stammelndes Geseiere mokierten, die lachten, wenn er in sein Bier weinte. Von Lucys eigenen Lippen würden sie die Wahrheit hinter dem Schrecklichen, Alptraumhaften erfahren, das er durchgemacht hatte, und, zu ihrem eigenen Entsetzen, einsehen, daß die Dämonen, von denen er redete, Wirklichkeit waren. Dann wäre er rehabilitiert, restlos, und die Stadt nähme ihn, seine Vergebung erbittend, wieder auf in ihren Schoß, während der

gefederte Leib seines Weibsluders außerhalb der Ortsgrenze von einem Telefonmast baumelte.

Sie hatten noch drei Kilometer bis Welcome, als Eugene stehenblieb.

»Da kommt irgendwas.«

Eine Staubwolke und in ihrem wirbelnden Zentrum eine Vielzahl brennender Augen.

Er befürchtete das Schlimmste.

»Gerechter Himmel!«

Er ließ seine Frau frei. Kamen die jetzt auch sie holen ? Ja, wahrscheinlich

gehörte das auch noch zu der Abmachung, die sie getroffen hatte.

»Sie haben die Stadt eingenommen«, sagte er. Ihre Stimmen erfüllten die Luft; es war ganz unerträglich.

In einer winselnden Horde gingen sie die Straße hinunter auf ihn los, hielten direkt auf ihn zu - Eugene drehte sich um und nahm Reißaus, ließ die Dreckschlampe, wo sie war. Sie konnten sie haben, solange sie nur ihn in Ruhe ließen; Lucy lächelte in den Staub hinein.

»Es ist Packard«, sagte sie.

Mit zusammengekniffenen Augen blickte Eugene die Straße entlang zurück. Die Deibelswolke löste sich auf. Die Augen in ihrem Zentrum waren Scheinwerfer, die Stimmen Sirenen. Eine Armee aus Wagen und Motorrädern, angeführt von Packards heulendem Fahrzeug, preschte da die Straße aus Welcome herunter.

Eugene war bestürzt. Was war das, eine Massenflucht?

Zum erstenmal an diesem glorreichen Tag verspürte Lucy den Stich eines Zweifels.

Beim Herannahen verlangsamte sich der Konvoi und kam dann zum Stehen. Der Staub legte sich und enthüllte den Umfang von Packards Kamikaze-Kommando. Ungefähr ein Dutzend Wagen und ein halbes Dutzend Motorräder, alle mit Polizei und Waffen beladen. Ein zusammengestoppeltes Häufchen Welcomer Bürger bildete die Armee, unter ihnen Eleanor Kooker. Ein beeindruckendes Aufgebot böses gesinnter, gut bewaffneter Menschen.

Packard lehnte sich aus dem Wagen, spuckte aus und ergriff du

Wort.

»Irgendwelche Probleme, Eugene?« fragte er.

»Ich bin kein Idiot, Packard«, sagte Eugene.

»Sagt auch niemand.«

»Hab' diese Dinger gesehn. Frag' Lucy.«

»Klar, weiß ich doch, Eugene, weiß ich. Totsicher hat's Deibel in den Bergen drin, arschklar. Wozu meinst'n hab' ich den Haufen da zusamm'gestellt? Hält' ich so was nötig ohne Deibel?« Packard grinste zu Jedediah rüber, der am Steuer saß. »Arschklar«, sagte er nochmals. »Die wer'n wir jetz' allesamt ins Jenseits pusten.« Vom Rücksitz aus lehnte sich Miss Kooker aus dem Wagenfenster. Sie rauchte eine Zigarre*

»Sieht so aus, als müßten wir uns bei dir entschuldigen, Gene«, sagte sie, bot eine Entschuldigung an statt eines Lächelns. Ein Säufer bleibt er trotzdem, dachte sie; war sein Tod, daß er diese fettsteißige Hure geheiratet hat. Jammerschade um den Mann.

Eugenes Gesicht straffte sich vor Genugtuung.

»Kommt mir auch so vor.«

»Steig' in einen der hinteren Wagen«, sagte Packard, »du, und Lucy auch; und dann hol'n wir sie aus ihr'n Löchern raus wie Schlangen...«

»Sind Richtung Berge gegangen«, sagte Eugene.

»Tatsache?«

»Harn mein' Jungen mitgenommen. Mir mein Haus zusamm'geschmissen.«

»Waren's viele?«

»So'n Dutzend.«

»Okay, Eugene, dann machst am besten mit bei uns.« Packard veranlaßte einen Cop, seinen Platz auf dem Rücksitz zu räumen.

»Wirst ziemlich scharf auf diese Dreckskerle sein, eh?«

Eugene wandte sich nach der Stelle, an der Lucy gestanden war.

»Und sie soll man testen, ob...«

Aber Lucy war fort, lief - bereits in Puppengröße - durch die Wüste davon.

»Sie ist von der Straße runter«, sagte Eleanor. »Der reine Selbstmord.«

»Mord ist zu gut für sie«, sagte Eugene und kletterte dabei in den Wagen. »Die Frau ist gemeiner als der Teufel selbst.«

»Wieso'n das, Gene?«

»Hat meinen einzigen Sohn an die Hölle verkauft, diese Frau...«
Lucy wurde vom Hitzeschleier ausgetilgt,

»...an die Hölle.«

»Dann laß sie nur«, sagte Packard. »Die Hölle holt sie sich wieder, über kurz oder lang.«

Lucy hatte gewußt, daß sie sich nicht die Mühe machen würden, ihr nachzusetzen. Von dem Augenblick an, als sie die Wagenlichter in der Staubwolke gesehen, die Schußwaffen und die Helme erkannt hatte, wußte sie, daß ihr Handlungsspielraum in den bevorstehenden Ereignissen äußerst begrenzt war. Bestenfalls wäre sie Zuschauer.

Schlimmstenfalls würde sie beim Durchqueren der Wüste an Hitzschlag sterben und niemals den Ausgang des nahenden Kampfes erfahren. Oft hatte sie sich über das Dasein der Kreaturen, die im Kollektiv Aarons Vater waren, Gedanken gemacht. Wo sie hausten, warum sie sich, in ihrer Weisheit, dazu entschlossen hatten, ihr ihre Liebe anzutun. Sie hatte sich auch gefragt, ob irgend jemand sonst in Welcome Kenntnis von ihnen hatte. Wieviele menschliche Augen, außer den ihren, hatten irgendwann in all den Jahren einen flüchtigen Blick ihrer geheimen Anatomie erhascht? Und selbstverständlich hatte sie sich gefragt, ob eines Tages die Zeit der Abrechnung kommen

würde, der Konfrontation zwischen der einen Gattung und der anderen. Jetzt war sie anscheinend da, ohne Vorwarnung, und vor dem Hintergrund einer solchen Abrechnung zählte ihr eigenes Leben gar nichts.

Sobald die Wagen und Motorräder abgezogen und außer Sicht waren, machte sie kehrt und lief, ihren Fußspuren im Sand folgend, zurück, bis sie wieder auf die Straße stieß. Es gab keine Möglichkeit, Aaron wiederzugewinnen, darüber war sie sich im klaren. Sie war gewisser-

maßen nur eine Hüterin des Kindes gewesen, obwohl sie es geboren hatte. Es gehörte, auf sonderbare Weise, zu den Geschöpfen, die ihren Samen in ihrem Leib vermischt hatten, um es zu zeugen. Womöglich war sie das Gefäß für irgendein Fortpflanzungsexperiment gewesen, und jetzt waren die Ärzte zurückgekehrt, um das daraus resultierende Kind zu untersuchen. Womöglich hatten sie ihn sich einfach aus Liebe geholt. Aber welche Gründe es auch sein mochten, sie hoffte nur, das Fazit der Schlacht mit ansehen zu können. Tief in ihr, an einer nur von Monstern berührten Stelle, hoffte sie auf den Sieg der Monster, wenngleich dann logischerweise viele von der Gattung, die sie die ihre nannte, zugrunde gehen würden.

Im Vorgebirge hing ein großes Schweigen. Man hatte Aaron zwischen die Felsen niedergesetzt, und begierig versammelten sie sich um ihn, um seine Kleidung, sein Haar, seine Augen, sein Lächeln zu untersuchen.

Es war gegen Abend, aber Aaron fror nicht. Der Atem seiner Väter war warm und roch, fand er, wie das Innere des Einkaufszentrums in Welcome: ein Gemisch aus Toffee und Hanf, Frischkäse und Stahl. Das Licht der schwindenden Sonne ließ seine Haut bronzen schimmern, und senkrecht über ihm erschienen Sterne am Himmel. An der Brustwarze seiner Mutter hätte er nicht glücklicher sein können als in dieser Dämonenrunde.

Am Fuß des Vorgebirges brachte Packard die Kolonne zum Halten. Hätte er gewußt, wer Napoleon Bonaparte war, dann hätte er sich ohne Zweifel wie dieser Eroberer gefühlt. Hätte er die Lebensgeschichte dieses Eroberers gekannt, dann hätte er möglicherweise gehaut, daß dies sein Waterloo war. Aber Josh Packard lebte und starb aller Heroen ledig.

Er rief seine Männer aus ihren Wagen zu sich und trat, die verstümmelte Hand, um sie zu stützen, in sein Hemd verstaut, mitten unter sie. Es war nicht gerade die vielversprechendste Truppenschau der Militärgeschichte. Mehr als nur ein paar weiße und kränklich blasse Gesichter gab's unter seinen Soldaten, mehr als nur ein paar Augen, die seinem starren Blick auswichen, als er seine Befehle gab.

»Männer«, brüllte er.

(Unwillkürlich kam Kooker wie auch Davidson der Gedanke, daß, verglichen mit den üblichen Überraschungsangriffen, dieser nicht zu den leisesten gehören würde.)

»Männer-wir sind da, wir sind durchorganisiert, und wir haben Gott auf unsrer Seite. Wir haben die Untiere schon so gut wie erledigt, begriffen?«

Schweigen; finstere Mienen; noch mehr Schweiß.

»Und nicht einen von euch Kerls will ich sehn, der sich dünn macht und abhaut, weil wenn ihr so was riskiert, und ich erwisch' euch dabei, dann könnt ihr ohne euren weggeschoss'nen Hintern nach Hause kriechen!«

Eleanor wollte schon applaudieren, aber die Ansprache war noch nicht zu Ende.

»Und denkt dran, Männer«, hier sank Packards Stimme zu einem verschwörerischen Flüstern ab, »diese Deibel haben Eugenes Jungen Aaron vor nicht mal vier Stunden weggeholt. Ham ihn regelrecht von Mutterns Titte weggeholt, grade wie sie ihn in den Schlaf wiegen will. Das sind ganz einfach Wilde, egal wie sie ausschaun. Die scheren sich einen Dreck um 'ne Mutter oder 'n Kind oder sonstwas. Wenn ihr also einen direkt vor euch habt, dann denkt dran, wie ihr euch gefühlt hättet, wenn man euch weggeholt hätte von Mutterns Titte...«

Die Formulierung »Mutterns Titte« gefiel ihm. So vielsagend, so einfach. Mammis Titte hatte wesentlich mehr Macht, diese Männer auf Trab zu bringen, als ihr Apfelkuchen.

»Ihr braucht bloß euren Mann zu stehn, dann habt ihr nichts zu befürchten, Männer.« Eignete sich gut als Schlußsatz. »In diesem Sinne: Weitermachen.«

Er stieg wieder in den Wagen. Irgend jemand am ändern Ende der Formation fing an zu applaudieren, und das Klatschen wurde von den übrigen aufgenommen. Packards breites rotes Gesicht wurde von einem harten gelben Lächeln gespalten. »Wagen marsch!« grinste er, und die Kolonne rückte ab in die Ausläufer der Berge.

Aaron spürte, wie die Luft sich veränderte. Nicht daß ihn gefroren hätte; der kollektive väterliche Atem, der ihn wärmte, hielt ihn unverändert umfassen. Dennoch machte sich in der Atmosphäre ein Wandel bemerkbar: irgendeine Art zudringlicher Störung. Fasziniert sah er zu, wie seine Väter auf die Veränderung reagierten. Ihre Körpersubstanz funkelte in neuen Farben. Einer oder zwei hoben sogar den Kopf, wie um witternd die Luft einzuschnuppeln.

Irgend etwas stimmte nicht. Irgend etwas, irgend jemand kam, um sich, unvorhergesehen und ungeladen, in diese Festnacht einzumischen. Die Dämonen kannten die Zeichen und waren auf diese Möglichkeit nicht unvorbereitet. War es nicht unausweichlich, daß die Helden von Welcome den Jungen holen kämen? Waren die Männer nicht, auf ihre erbärmliche Art, davon überzeugt, daß ihre Gattung aus dem dringenden Bedürfnis der Erde nach Selbsterkenntnis geboren war, gehegt und genährt von Säugetier zu Säugetier, bis sie schließlich als Menschengeschlecht erblühte?

Durchaus natürlich also, die Väter als Feind zu behandeln, sie aufzustöbern und wenn irgend möglich zu vernichten. Wahrlich eine Tragödie: Da hatten die Väter einzig und allein die Einheit durch Vermählung im Sinn, nur damit ihnen dann ihre Kinder dazwischen« trampelten und den feierlichen Ritus verpfuschten.

Doch Menschen blieben eben Menschen. Womöglich würde sich Aaron anders entwickeln, obwohl vielleicht auch er beizeiten in die Menschenwelt zurückkehren und vergessen würde, was er hier lernte. Die Wesen, die seine Väter waren, waren auch die Väter der Menschen, und die innige Vermengung von Samen in Lucys Körper war dasselbe Gemisch, das die ersten Männer erzeugt hatte. Frauen hatten schon immer existiert. Sie hatten, als eine Gattung für sich, bei den Dämonen gelebt. Aber sie hatten sich Spielgefährten gewünscht, und da hatten sie miteinander Männer erzeugt.

Was für ein Irrtum, was für eine verheerende Fehlkalkulation. Bloß Äonen brauchte es, bis die Schlimmsten die Besten ausgerottet hatten; die Frauen wurden versklavt, die Dämonen ermordet oder unter die Erde vertrieben. Von ihnen überlebten nur wenige versprengte

Grüppchen, um erneut dieses ursprüngliche Experiment in Angriff zu nehmen: Menschen zu machen, wie Aaron, die sich ihrer Vorgeschichte bewußter wären. Nur durch Infiltration des Menschengeschlechtes mit andersartigen männlichen Kindern konnte die Herrenrasse sanfter gemacht werden. Schon ohne die Einmischung weiterer wütender Kinder, die Waffen abschußgeil in feisten weißen Fäusten, war diese Chance äußerst gering.

Aaron witterte Packard und seinen Stiefvater, und ihr Geruch sagte ihm unmißverständlich, daß sie absolut fremd waren. Nach dieser Nacht würde man sie gleichgültig zur Kenntnis nehmen, wie Tiere aus einer anderen Gattung. Es war die hinreißende Dämonenschar rings um ihn, der er sich am nächsten verwandt fühlte, und er wußte, er würde sie beschützen, wenn nötig unter Einsatz seines Lebens.

Fackards Wagen führte den Angriff an. Die Welle der Fahrzeuge tauchte mit Sirenengeheul und eingeschalteten Scheinwerfern aus der Dunkelheit auf und fuhr geradewegs auf den Knäuel der Feiernden zu. In ein oder zwei der Wagen stießen verängstigte Cops unwillkürliche Schreckensschreie aus, als das Schauspiel zur Gänze sichtbar wurde, aber zu diesem Zeitpunkt etwa kam die Angriffsgewalt zum Einsatz. Schüsse wurden abgefeuert. Aaron fühlte, wie sich seine Väter beschützend eng um ihn zusammenschlossen, ihr Fleisch verdunkelte sich jetzt vor Wut und Angst.

Packard wußte instinktiv, daß diese Wesen der Angst fähig waren, er konnte sie schon von weitem riechen. Es gehörte mit zu seiner Aufgabe, die Angst zu erkennen, sie auszunutzen, auszureizen und sie gegen den Übeltäter anzuwenden. Plärend gellte er seine Befehle in sein Mikrofon und führte die Wagen in den Dämonenring. Auf dem Rücksitz in einem der folgenden Wagen schloß Davidson die Augen und brachte ein Gebet an Jahwe, Buddha und Groucho Marx dar. Verleih mir Kraft, verleih mir Gleichgültigkeit, verleih mir Sinn für Humor. Aber nichts kam, ihm beizustehen. Noch immer blubberte seine Blase, hämmerte das Blut in seiner Kehle.

Weiter vorn das Kreischen von Bremsen. Davidson öffnete die Augen (nur bis zu einem Schlitz) und erblickte eines der Geschöpfe, wie es

seinen purpur-schwarzen Arm um Packards Wagen wickelte und ihn in die Luft hob. Eine der Hintertüren wurde auf geschleudert, und eine Gestalt, *die er* als Eleanor Kooker erkannte, stürzte die ein oder eineinhalb Meter zu Boden, dicht gefolgt von Eugene. Führerlos gerieten die Wagen in ein blindwütiges Chaos der Kollisionen - Rauch und Staub verfinsterten teilweise die ganze Szene. Man hörte das Geräusch zerbrechender Windschutzscheiben, wenn Cops den kürzesten Weg aus ihren Wagen heraus nahmen; das Gekreisch zerkrumpehender Kühlerhauben und seitlich abgetrennter Türen. Das absterbende Geheul einer zerquetschten Sirene; das ersterbende Betteln eines zerquetschten Cops.

Packards Stimme hingegen war durchaus klar verständlich, heulte Befehle vom Wagen, selbst als dieser höher in die Luft gehievt wurde, der Motor auf hohen Touren, die Räder lächerlich im Leeren kreiselnd. Der Dämon schüttelte den Wagen, etwa wie ein Kind sein Spielzeug, bis sich die Tür auf der Fahrerseite öffnete und Jedediah auf

den Boden neben den Hautrock des Geschöpfes hinabstürzte. Davidson sah, wie der Rock den Deputy, der sich das Rückgrat gebrochen hatte, einwickelte und ihn augenscheinlich in seine Falten hineinsaugte. Er konnte auch sehen, wie Eleanor Kooker tapfer den sich auftürmenden Dämon bekämpfte, während dieser ihren Sohn verschlang.

»Jedediah, komm da raus!« kreischte sie und feuerte einen Schuß nach dem anderen in den gesichtslosen, zylindrischen Kopf seines Verschlingers.

Davidson stieg aus dem Wagen, um bessere Sicht zu haben. Über einen Wirrwarr zermalmter Fahrzeuge und blutbespritzter Kühlerhauben hinweg konnte er die ganze Szene klarer ausmachen. Die Dämonen trollten fort von der Schlacht und ließen dieses eine außerordentliche Monster zur Verteidigung des Brückenkopfes zurück. Still brachte Davidson ein Dankgebet dar, an jede Gottheit, die vorbeikam. Die Dämonen waren am Verschwinden. Es würde keine offene Feldschlacht geben, keinen Hand-gegen-Tentakel-Kampf. Der Junge würde einfach lebendigen Leibes gefressen werden, oder was

immer sie sich für den armen kleinen Bastard ausgedacht hatten. Tatsächlich, konnte er Aaron nicht von seinem Standort aus sehen? War nicht er diese zerbrechliche Gesalt, die die sich zurückziehenden Dämonen so hoch emporkielten, wie ein Siegeszeichen? Mit Eleanors Flüchen und Beschuldigungen im Ohr kamen die schutzsuchenden Cops allmählich aus ihren Verstecken hervor und umringten den übriggebliebenen Dämon. Immerhin mußten sie es jetzt nur noch mit einem aufnehmen, und der hielt ihren Napoleon in seinem schleimigen Griff. Eine Salve nach der ändern feuerten sie ab in seine Falten und Nähte und gegen die teilnahmslose Geometrie seines Kopfes, aber der Deibel schien unbekümmert. Erst nachdem er Pakkards Wagen geschüttelt hatte, bis der Sheriff darin herumklapperte wie ein toter Frosch in einer Konservendose, verlor er effektiv das Interesse und ließ das Fahrzeug fallen. Benzingeruch erfüllte die Luft und drehte Davidson den Magen um.

Dann ein Schrei: »Deckung!«

Eine Granate? Bestimmt nicht; nicht bei so viel Benzin auf dem... Davidson stürzte zu Boden. Eine plötzliche Stille, in der man einen Verletzten irgendwo im Chaos wimmern hören konnte, dann der dumpfe, erderschütternde Aufschlag der explodierenden Granate. Jemand sagte Herr im Himmel - mit einem triumphierenden Unterton. Herr im Himmel. Im Namen... Zur Ehre...

Der Dämon stand in Flammen. Das feine Gewebe seines benzinge-tränkten Rocks brannte. Eines seiner Glieder war ihm von der Druckwelle weggerissen worden, ein weiteres teilweise zerstört. Dickes, farbloses Blut spritzte aus den Wunden und dem Stumpf. Ein Geruch lag in der Luft, wie nach frisch gebranntem Karamel; offensichtlich durchlitt das Geschöpf Todesqualen der Einäscherung. Sein Körper wirbelte herum und erzitterte, als die Flammen hochleckten, um sein leeres Gesicht zu entzünden, und es wankte ohne einen Schmerzenslaut hinweg von seinen Peinigern. Davidson machte es richtig Spaß, es brennen zu sehen. Wie das harmlose Vergnügen, das es ihm bereitete, seinen Stiefelabsatz mitten in eine Qualle zu setzen. Sommerliche Lieblingsbeschäftigung in seiner Kindheit. In Maine - heiße Nachmit-

tage - Blasenquallen aufspießen.

Soeben zerrte man Packard aus dem Trümmerverhau seines Wagens. Mein Gott, dieser Mann war aus Stahl: Aufrecht stellte er sich hin und befahl seinen Männern, gegen den Feind vorzurücken. Gerade in seinem schönsten Stadium versprühte das vollerblühte Dämonenwesen eine winzige Funkengarbe, die, herabfallend, mit dem Benzinsee, in dem Packard stand, in Berührung kam. Einen Augenblick später waren er, der Wagen sowie zwei seiner Retter von einer wogenden Wolke weißen Feuers umhüllt. Sie bekamen keine Überlebenschance: Die Flammen spülten sie einfach hinweg. Davidson konnte sehen, wie ihre dunklen Gestalten im Zentrum des Infernos aufgezehrt, in Feuerfalten eingewickelt wurden, und sich dahinschwindend in sich selbst zusammenkrümmten.

Packards Körper hatte noch kaum den Boden berührt, als Davidson Eugenes Stimme über den Flammen hören konnte.

»Seht ihr, was sie getan haben? Seht ihr das?«

Die Beschuldigung wurde von den Cops mit barbarischem Geheul aufgenommen.

»Macht sie alle!« schrie Eugene. »Macht sie alle!«

Von den Ausläufern der Berge her drang der Schlachtlärm zu Lucy, aber sie machte keine Anstalten, dorthin zu gehen. Irgend etwas an der Art, in der der Mond am Himmel hing, und am Geruch, den der leichte Wind mit sich brachte, hatte jeglichen Bewegungsdrang in ihr erlahmen lassen. Erschöpft und bezaubert stand sie in der offenen Wüste und beobachtete den Himmel.

Als sie, nach einer Ewigkeit, ihren Blick wieder herunterholte und ihn auf den Horizont richtete, sah sie zweierlei, das sie halbwegs interessierte. Aus den Hügeln kommend einen schmutzigen Rauchfleck, und ganz am Rand ihres Gesichtskreises im milden Nachtlicht eine Reihe Wesen, die von den Hügeln davoneilten. Sofort fing sie an zu laufen. Unterm Laufen kam ihr unwillkürlich der Gedanke, daß sie sich federleicht fühlte, wie ein junges Mädchen, und daß sie dafür auch ein Motiv hatte wie ein junges Mädchen: Sie lief ihrem Geliebten hinterher.

In einem öden Wüstenabschnitt verschwand die Versammlung der Dämonen einfach von der Bildfläche. Keuchend, mitten im Nirgendwo stehend, hielt Lucy nach ihnen Ausschau: Der Erdboden schien sie buchstäblich verschluckt zu haben. Sie wechselte wieder ins Laufen über. Sie könnte doch sicher ihren Sohn und seine Väter noch einmal sehen, bevor sie für immer fortgingen? Oder würde man ihr, nach all den Jahren ahnungsvoller Erwartung, selbst das verweigern?

Den Führungswagen fuhr Davidson, von Eugene dazu verdonnert, mit dem man sich gegenwärtig besser nicht anlegte. Irgend etwas an der Art, wie er sein Gewehr trug, ließ darauf schließen, daß er zunächst einmal schießen und erst später Fragen stellen würde. Seine Befehle an die versprengte, ihm hinterherzockelnde Armee bestanden zu zwei Teilen aus Obszönitäten und zu einem Teil aus Sinn. Seine Augen leuchteten vor Hysterie, sein Mund sabberte ein wenig. Er war ein Rasender, und er jagte Davidson gräßliche Angst ein. Aber zur Umkehr war es jetzt zu spät: Er machte gemeinsame Sache mit dem Mann bei dieser letzten, apokalyptischen Jagd.

»Mensch, die schwarzäugig'n Hurensöhne ham überhaupt kein' Kopf«, überkreischte Eugene das gequälte Motorengedröhn. »Was machst'n so langsam jetz', Junge?« Er stieß Davidson das Gewehr in den Schritt. »Fahr zu, oder ich fetz' dir 'ne Kugel durch'n Kopf.«

»Ich weiß nicht, wo sie hin sind«, gellte Davidson zu Eugene rüber.

»Was soll'n das heißen? Zeig's mir!«

»Wenn sie verschwunden sind, kann ich's dir nicht zeigen.«

Eugene erfaßte ungefähr den Sinn der Antwort. »Langsamer, Junge.« Er machte ein Handzeichen aus dem Wagenfenster, um die gesamte Formation zum Abbremsen zu veranlassen. »Anhalten - anhalten!« Davidson brachte den Wagen zum Stehen.

»Und die Scheißlichter aus. Alle!«

Die Scheinwerfer wurden gelöscht. Das übrige Gefolge dahinter zog nach.

Plötzliches Dunkel. Plötzliche Stille. Ringsum war nichts zu sehen, nichts zu hören. Sie waren verschwunden, der ganze kakophonische Dämonenschwarm hatte sich schimärenhaft in Luft aufgelöst.

Das Wüstenpanorama hellte sich auf, als sich ihre Augen an den Schimmer des Mondlichts gewöhnt hatten. Eugene stieg aus, das Gewehr immer noch schußbereit, und starrte den Sand an, als müßte der ihm eine Erklärung geben.

»Wichser«, sagte er ganz sanft.

Lucy hatte zu laufen aufgehört. Sie ging jetzt auf die Wagenkolonne zu. Es war aus und vorbei. Man hatte sie allesamt ausgetrickst. Die Nummer mit dem Verschwinden war ein Trumpf, mit dem niemand hatte rechnen können.

Dann hörte sie Aaron.

Sie konnte ihn nicht sehen, aber seine Stimme war hell und klar wie eine Glocke, und wie eine Glocke rief sie sie zusammen. Wie eine Glocke ertönte sie: Festzeit ist heut, feiert mit uns.

Eugene hörte sie auch; er lächelte. Immerhin waren sie in der Nähe.

»He!« sagte die Stimme des Jungen.

»Wo ist er? Siehst'n du, Davidson?«

Davidson schüttelte den Kopf. Dann...

»Warte! Warte! Ich seh' ein Licht - direkt da vorn, wenn man länger hinschaut.«

»Ich seh's.« Mit übertriebener Vorsicht winkte Eugene Davidson auf den Fahrersitz zurück. »Fahr junge. Aber langsam. Und ohne Licht.« Davidson nickte. Noch mehr Quallen zum Aufspießen, dachte er; sie würden die Dreckskerle also doch noch zu fassen kriegen, da konnte man schon 'n bißchen was riskieren, oder? Die Kolonne setzte sich wieder in Bewegung und kroch im Schneckentempo vorwärts.

Lucy fing noch einmal an zu laufen. Sie konnte jetzt die winzige Gestalt Aarons am Rand eines Abhangs stehen sehen, der unter den Sand, ins Erdinnere führte. Die Wagen hielten darauf zu.

Als er sie näherkommen sah, stellte Aaron das Rufen ein und ging, sich langsam entfernend, wieder den Abhang hinunter. Es gab keinen Grund, noch länger zu warten, sie folgten mit Sicherheit nach. Seine nackten Füße hinterließen kaum eine Spur auf dem weichsandigen Hang, der von den Idioten der Welt hinwegführte. In den Erdschatten am Ende dieses Abhangs konnte er seine Familie sehen, wie sie ihm

erregt entgegenwedelte und -lächelte.

»Er geht rein«, sagte Davidson.

»Dann bleib dran an dem kleinen Bastard«, sagte Eugene. »Vielleicht weiß der Junge nicht, was er tut. Und halt die Scheinwerfer drauf.«

Die Lichtkegel beleuchteten Aaron. Seine Kleidung war zerfetzt und sein Körper beim Gehen schlaff vor Erschöpfung.

Ein paar Meter weiter rechts vom Abhang schaute Lucy zu, wie der Führungswagen über den Erdrand fuhr und dem Jungen folgte, hinab in...

»Nein«, sagte sie zu sich, »nicht.«

Davidson hatte plötzlich Angst. Er begann, den Wagen abzubremsen.

»Los, mach schon, Junge.« Eugene stieß ihm wieder das Gewehr in den Schritt. »Wir harn sie eingekesselt. Ein ganzes Nest, da drunten. Der Junge führt uns direkt hin zu ihnen.«

Die Wagen, ihrem Führer folgend, waren jetzt alle auf dem Hang; ihre Räder rutschten, drehten durch im Sand.

Aaron wandte sich um. Hinter ihm standen die Dämonen, nur vom Phosphoreszieren ihrer eigenen Körpersubstanz beleuchtet; eine Ansammlung unmöglicher Geometrien. Alle Attribute Luzifers waren unter die Körper der Väter verteilt. Die außerordentlichen Anatomien, die verträumten Turmspitzen der Köpfe, die Schuppen, die Röcke, die Klauen, die Scheren.

Eugene brachte die Kolonne zum Stehen, stieg aus und begann, auf Aaron zuzugehn.

»Danke, Junge«, sagte er. »Komm her - wir passen jetzt auf auf dich. Wir haben sie. Du bist in Sicherheit.«

Aaron starrte verständnislos seinen Vater an.

Hinter Eugene räumte die Armee widerwillig die Wagen und machte ihre Waffen schußbereit. Hastig wurde eine Bazooka zusammengebaut, Gewehre wurden entsichert, Granaten nach ihrer Tauglichkeit sortiert.

»Komm zu Papa, Junge«, schmeichelte Eugene.

Aaron rührte sich nicht, also folgte ihm Eugene ein paar Meter tiefer

ins Erdreich. Davidson stieg jetzt aus dem Wagen, er zitterte von Kopf bis Fuß.

»Vielleicht nimmst du besser das Gewehr runter. Vielleicht hat er Angst«, legte er nahe.

Eugene knurrte und ließ die Gewehrmündung eine, zwei Handbreit absinken.

»Bist in Sicherheit«, sagte Davidson. »'s alles gut.«

»Geh auf uns zu, Junge. Langsam.«

Aarons Gesicht begann zu erröten. Selbst im trügerischen Licht der Scheinwerfer wechselte es deutlich erkennbar die Farbe. Ballonartig bliesen sich seine Wangen auf, und die Haut auf seiner Stirn vibrierte zappelnd, als ob sein Fleisch voller Maden stecke. Sein Kopf schien sich zu verflüssigen, zu einer nebligen Gestaltensuppe zu werden, sich verlagernd und entfaltend wie eine Wolke - die Fassade des Knabentums zerbrach, als der Vater im Innern des Sohnes sein unermessliches und unvorstellbares Antlitz zeigte.

Eben als Aaron zum Sohn seines Vaters wurde, begann der Abhang zu erweichen. Davidson spürte es zuerst. Eine leichte Veränderung im materiellen Gefüge des Sandes, als wäre ein Befehl hindurchgegangen, leise, aber alles durchdringend.

Eugene konnte nur mehr den Mund aufsperrern, als Aarons Umgestaltung sich fortsetzte. Sein Körper war jetzt zur Gänze von bebenden Schauern der Verwandlung erfaßt. Sein Bauch hatte sich ausgeweitet, und eine Unmenge von Zapfen sproßte aus ihm hervor, die sich im selben Moment zu Dutzenden aufgerollter Beine verzweigten; die Verwandlung war wunderbar in ihrer Vielschichtigkeit, und neue Herrlichkeiten kamen hervor aus der Wiege der Körpersubstanz des Knaben.

Ohne Vorwarnung hob Eugene sein Gewehr und feuerte auf seinen Sohn.

Die Kugel traf den Knabendämon mitten ins Gesicht. Aaron fiel auf den Rücken; seine Umgestaltung ging unbeirrbar weiter vor sich, selbst dann noch, als sein Blut, teils scharlachfarben, teils silbrig, aus seiner Wunde in die sich verflüssigende Erde rann.

Die Geometrien in der Finsternis bewegten sich aus ihrem Versteck heraus, um dem Kind zu helfen. Ihr verwirrender Formenreichtum wurde durch das grelle Licht der Scheinwerfer vereinfacht, aber sie schienen sich, im Augenblick ihres Auftauchens, neuerlich zu verwandeln: Körper, die vor Kummer dünner wurden, ein Trauergewinsel, das sich ihnen, wie eine kompakte Geräuschmauer, aus dem Herzen rang.

Eugene hob sein Gewehr zum zweiten Mal und stieß ein Siegesgebrüll aus. Jetzt waren sie dran... Mein Gott, jetzt waren sie dran. Die dreckigen, stinkenden, gesichtslosen Wichser.

Aber der Morast unter seinen Füßen stieg ihm mittlerweile wie warme Melasse um die Schienbeine hoch, und als er feuerte, verlor er das Gleichgewicht. Er gellte um Hilfe, aber Davidson wankte bereits wieder den Hang hinauf, hinaus aus der Rinne, und kämpfte, letztlich vergebens, gegen den steigenden Schlamm an. Die übrigen Mitstreiter gingen auf ähnliche Weise in die Falle, während die Wüste sich unter ihnen verflüssigte und klebriger Morast den Hang hinaufzukriechen begann.

Die Dämonen hatten den Schauplatz verlassen, sich in die Dunkelheit abgesetzt. Ihr Gejammer war verklungen.

Im sinkenden Sand, auf den Rücken hingestreckt, feuerte Eugene zwei sinnlose, ungestüme Schüsse ins Dunkel hinter Aarons Leiche ab. Wie ein Schwein, dem man die Kehle durchgeschnitten hat, stieß er blindlings mit den Füßen um sich, und mit jedem Stoß sank sein Körper tiefer ein. Während sein Gesicht unter dem Morast verschwand, erhaschte er gerade noch einen flüchtigen Blick von Lucy, die am Rand des Abhangs stand und zu Aarons Körper hinunterstarrte. Dann bedeckte der Schlamm sein Gesicht und löschte ihn aus.

In Blitzesschnelle kam die Wüste über sie.

Ein oder zwei Wagen waren schon völlig versenkt, und schonungslos holte die den Hang hinaufkletternde Sandflut die Entflohenen ein. Kraftlose Hilfeschreie endeten in ersticktem Schweigen, als Münder sich mit Wüste füllten. Einer gab einen Schuß auf den Boden ab, ein hysterischer Versuch, die Überflutung einzudämmen, aber rasch

schwappte sie nach oben, um sich auch noch den allerletzten von ihnen

zu schnappen. Selbst Eleanor Kooker sollte nicht freikommen: Fluchend strampelte sie sich ab und drückte in ihrem rasenden Bemühen, aus der Rinne zu steigen, den sich hin und her werfenden Körper eines Cops noch tiefer in den Sand.

Allgemeines Geheul jetzt, als panisch verschreckte Männer Halt suchend nacheinander tasteten und griffen, verzweifelt bestrebt, ihren Kopf in einem Meer aus Sand über Wasser zu halten.

Davidson war bis zur Taille eingegraben. Der Boden, der um seine untere Hälfte herumwirbelte, war heiß und merkwürdig verlockend. Auf die Intimität seines Drucks hatte er mit einer Erektion reagiert. Ein paar Meter hinter ihm schrie ein Cop Zeter und Mordio, während die Wüste ihn auffraß. Noch weiter weg konnte er wie eine lebende, auf die Erde geschleuderte Maske ein Gesicht aus dem brodelnden Boden herauslugen sehen. Gleich daneben war ein Arm, der versinkend noch immer winkte. Wie zwei Wassermelonen ragte ein fettes Paar Hinterbacken aus dem Schlickmeer, der Abschiedsgruß eines Polizisten.

Lucy trat einen Schritt zurück, als der Morast leicht über den Rand der Hangrinne schwappte, aber er erfaßte ihre Füße nicht. Genausowenig aber löste er sich wieder auf, wie dies bei einer Wasserwelle der Fall gewesen wäre.

Wie Beton erhärtete er und bannte seine lebenden Trophäen wie Fliegen im Bernstein fest. Über die Lippen jedes noch Atem holenden Gesichts kam ein neuer Schreckensschrei, als der Wüstenboden fühlbar um die strampelnden Glieder herum erstarrte.

Davidson sah Eleanor Kooker, bis auf Brusthöhe begraben. Tränen strömten ihr die Wangen hinunter; sie schluchzte wie ein kleines Mädchen. Er dachte kaum an sich selbst. An den Osten, an Barbara, an die Kinder, er dachte überhaupt nicht.

Die Männer, deren Gesichter begraben waren, deren Gliedmaßen oder Körperteile aber noch die Oberfläche durchstießen, waren inzwischen den Erstickungstod gestorben. Nur Eleanor Kooker, Davidson und

zwei weitere Männer lebten noch. Einer war bis zum Kinn von der Erde umschlossen, Eleanor war so weit begraben, daß ihre Brüste auf dem Boden auflagen; sie hatte die Arme frei, um damit sinnlos gegen den Boden zu schlagen, der sie festhielt. Davidson war von den Hüften

an abwärts eingemauert. Und das Grauenhafteste: Von einem beklagenswerten Opfer sah man nur die Nase und den Mund. Sein Kopf war nach hinten in den Boden gekippt, mit Fels verblindet. Und doch atmete er noch, schrie er noch.

Eleanor Kooker scharrte am Boden mit eingerissenen Nägeln, aber dies hier war kein loser Sand. Es war absolut unnachgiebig.

»Hol Hilfe«, verlangte sie von Lucy, die Hände voller Blut.

Die zwei Frauen starrten einander an.

»Gütiger Gott«, schrie der MUND.

Der KOPF war still. An seinem glasigen Blick wurde offenkundig, daß

er den Verstand verloren hatte.

»Bitte, hilf uns...« flehte der Davidson-TORSO. »Hol Hilfe.«

Lucy nickte.

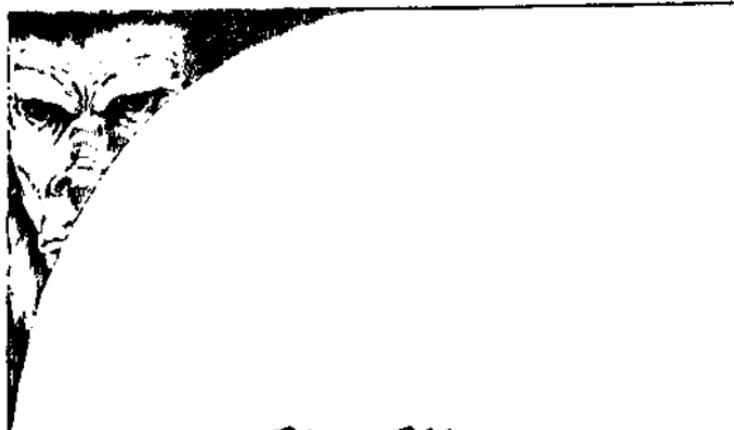
»Geh!« verlangte Eleanor Kooker. »Geh!«

Lucy gehorchte empfindungslos. Schon zeigte sich ein schwacher Schimmer der Morgendämmerung im Osten. Bald würde die sengende Luft Blasen ziehen. In Welcome, drei Wegstunden von hier, würde sie nur alte Männer, hysterische Frauen und Kinder antreffen. Sie würde Hilfe aus vielleicht achtzig Kilometern Entfernung anfordern müssen. Nur einml angenommen, sie fände zurück. Nur einmal angenommen, sie bräche nicht erschöpft im Sand zusammen und stürbe.

Es wäre Mittag, bevor sie der Frau, dem TORSO, dem MUND, dem KOPF

Hilfe holen könnte. Bis dahin hätte die Wüste sie längst besiegt. Die Sonne hätte ihnen die Hirnschalen leergebrannt, Schlangen hätten sich in ihrem Haar eingenistet, die Bussarde hätten ihnen die hilflosen Augen ausgehackt.

Sie blickte sich noch einmal flüchtig um nach ihren nichtssagenden Formen, die die blutige Weite des heraufdämmernden Tags zudem noch verkleinerte. Pünktchen und Kommas menschlicher Qual auf einem leeren Blatt aus Sand; sie hatte keine Lust an den Stift zu denken, der sie dort hingeschrieben hatte. Morgen dann. Nach einer Weile rannte sie los.



*Neue Morde
in der Rue Morgue*



Der Winter, fand Lewis, war keine Jahreszeit für alte Männer. Der Schnee, der zwölf Zentimeter hoch auf den Straßen von Paris lag, ließ ihn bis ins Mark erschauern. Was für ihn als Kind eine Freude gewesen war, empfand er jetzt als Fluch. Er haßte ihn aus tiefster Seele, haßte die Schneeball werfenden Kinder (Quietschen, Heulen, Tränen), er haßte auch die jungen Liebespaare, die darauf versessen waren, gemeinsam von einem Schneegestöber überrascht zu werden (Quietschen, Küsse, Tränen). Es war unangenehm und lästig, und er wünschte, er wäre in Fort Lauderdale, im warmen Sonnenschein. Aber Catherines Telegramm hatte, wenn auch nur zwischen den Zeilen, dringlich geklungen, und die Bande der Freundschaft zwischen ihnen hatten nun bald schon an die fünfzig Jahre überdauert. Er war ihretwegen hier, und wegen ihres Bruders Phillipe. Wie beeinträchtigt seine Lebensgeister in diesem Eiskeller auch sein mochten, es war albern, sich zu beklagen. Einem Ruf aus der Vergangenheit war er gefolgt, und das hätte er genauso rasch und bereitwillig getan, wenn Paris in Flammen gestanden wäre.

Außerdem war Paris die Stadt seiner Mutter. Im Boulevard Diderot war sie zur Welt gekommen, noch zu einer Zeit, als die Stadt von freidenkerischen Architekten und Sozialreformern unbehelligt gewesen war. Heutzutage wappnete sich Lewis bei seinen Parisaufenthalten jedesmal gegen ein weiteres Sakrileg. Neuerdings kamen sie seltener vor, wie er bemerkt hatte. Die Rezession in Europa dämpfte

die Planierdraupensucht der Regierungen spürbar. Aber dennoch **sahen** sich Jahr für Jahr mehr schöne Häuser zu Schutt verwandelt. Ganze Straßenzüge manchmal, vom Erdboden vertilgt. Sogar die Rue Morgue.

Natürlich gab es Zweifel, ob diese verrufene Straße überhaupt jemals existiert hatte, aber mit zunehmendem Alter hatte Lewis immer weniger Sinn darin gesehen, Faktum und Fiktion auseinanderzuhalten. Diese großartige Unterscheidung war die Sache junger Männer, die sich noch mit den Problemen des Lebens befassen mußten. Für die Alten (Lewis war 73) war die Trennung nutzlos. Was spielte das schon für eine Rolle, was wahr und was falsch war, was wirklich und was erfunden? In seinem Kopf bildete alles, die halben Lügen und die Wahrheiten, ein einziges Kontinuum persönlicher Geschichte.

Möglicherweise hatte die Rue Morgue existiert, wie sie in Edgar Allan Poes unsterblicher Erzählung beschrieben worden war; möglicherweise war sie reine Erfindung. So oder so, jedenfalls war die berühmte Straße auf keinem Pariser Stadtplan mehr auffindbar.

Vielleicht war Lewis ein bißchen enttäuscht, die Rue Morgue nicht gefunden zu haben. Immerhin war sie Teil seines Erbes. Wenn die Geschichten, die man ihm als ganz jungem Burschen erzählt hatte, den Tatsachen entsprachen, dann waren Poe die in den *Morden in der Rue Morgue* geschilderten Vorfälle von Lewis' Großvater berichtet worden. Seine Mutter war stolz darauf, daß ihr Vater auf seiner Reise durch Amerika Poe kennengelernt hatte. Anscheinend war sein Großvater ein Weltenbummler, dem nicht wohl war, wenn er nicht jede Woche eine neue Stadt besichtigen konnte. Und im Winter 1835 war er in Richmond, Virginia. Es war ein strenger Winter, vielleicht dem nicht unähnlich, unter dem Lewis gerade litt, und eines Nachts suchte sein Großvater Zuflucht *in* einer Bar in Richmond. Dort lernte er, während draußen ein heftiger Schneesturm tobte, einen schwächlichen, dunkelhaarigen, melancholischen jungen Mann namens Eddie kennen. Er war offenbar eine Art Lokalmatador: der Verfasser einer Erzählung, die im *Baltimore Saturday Visitor* den ersten Preis in einem Wettbewerb gewonnen hatte. Die Erzählung hieß »Das Manu-

skript in der Flasche« und der ruhelose junge Mann Edgar Allan Poe. Die zwei hatten trinkend den Abend miteinander verbracht, und Poe hatte (jedenfalls dem Bericht zufolge) Lewis' Großvater unaufdringlich nach Geschichten ausgefragt, insbesondere nach absonderlichen, okkulten und morbiden Geschichten. Der weltkluge Reisende tat ihm liebend gern den Gefallen und sprudelte Ob-du's-glaubst-oder-nicht-Fragmente heraus, die der Schriftsteller später zu *Das Geheimnis der Marie Roget* und *Die Morde in der Rue Morgue* verarbeitete. In diesen beiden Erzählungen kam, zwischen den Ungeheuerlichkeiten, das eigentümliche Genie des C. Auguste Dupin zum Vorschein.

C. Auguste Dupin. Poes Vision des perfekten Detektivs: ruhig, rational und von brillanter Beobachtungsgabe. Die Erzählwerke, in denen er in Aktion trat, waren rasch weithin bekannt, und durch sie wurde Dupin zu einer erdichteten Berühmtheit, wobei niemand in Amerika wußte, daß Dupin eine real existierende Person war.

Er war der Bruder von Lewis' Großvater. Lewis' Großonkel war C. Auguste Dupin.

Und sein größter Fall - die Morde in der Rue Morgue - sie basierten gleichfalls auf Fakten. Die in der Geschichte vorkommenden Metzereien hatten wirklich stattgefunden. In der Rue Morgue waren tatsächlich zwei Frauen brutal abgeschlachtet worden. Es waren, wie bei Poe zu lesen steht, Madame L'Espanaye und ihre Tochter Camille l'Espanaye. Beides Frauen von gutem Ruf, von stillem und unauffälligem Lebenswandel. Die vorzeitige bestialische Beendigung ihres Lebens mußte da nur um so gräßlicher anmuten. Der Körper der Tochter war in den Kamin hinaufgestoßen worden. Den Körper der Mutter entdeckte man im Hof auf der Rückseite des Hauses; die Kehle war ihr mit derart barbarischer Rohheit durchtrennt worden, daß ihr Kopf fast ganz abgesägt war. Man konnte kein erkennbares Motiv für die Morde finden, und die Sache wurde nur noch um einiges mysteriöser, als jeder der Hausbewohner die Stimme des Mörders in einer anderen Sprache gehört haben wollte. Der Franzose war sicher, daß die Stimme Spanisch gesprochen habe, der Engländer hatte Deutsch gehört, nach Meinung des Holländers war es Französisch. Dupin

stellte bei seinen Nachforschungen fest, daß keiner der Zeugen wirklich die Sprache konnte, die er aus dem Munde des ungesesehenen Mörders gehört haben wollte. Daraus schloß er, daß die Sprache gar keine Sprache war, sondern die wortlose Stimme einer wilden Bestie. Tatsächlich: ein Affe, ein monströser Orang-Utan von den Ostindischen Inseln. Seine orange-braunen Haare hatte man in der Faust der gemordeten Madame L'Espanaye gefunden. Nur seine Kraft und Behendigkeit machten das grauenvolle Schicksal von Mademoiselle L'Espanaye nachvollziehbar. Die Bestie gehörte einem Malteser Seemann; sie war ausgebrochen und in der blutbesudelten Wohnung in der Rue Morgue Amok gelaufen.

Das war, in groben Zügen, die Geschichte.

Ob wahr oder nicht, die Erzählung war für Lewis von großem romantischem Reiz. Gern malte er sich aus, wie sein Großonkel sich analytisch durch den mysteriösen Fall voranarbeitete, ohne sich von der Hysterie und dem Grauen rings um ihn ernsthaft aus der Fassung bringen zu lassen. Er hielt diese ruhige Gelassenheit für grundlegend europäisch; einem verschwundenen Zeitalter angehörend, in dem man das Licht der Vernunft noch hochhielt, und in dem der schlimmste Horror, den man sich allenfalls vorstellen konnte, eine Bestie mit einem die Kehle durchtrennenden Rasiermesser war.

Jetzt, da das zwanzigste Jahrhundert sich durch sein letztes Viertel rackerte, mußte man sich über weitaus größere Greuel Rechenschaft ablegen, allesamt begangen von menschlichen Wesen. Der armselige Orang-Utan war von Anthropologen untersucht worden. Befund: ein einzelgängerischer Pflanzenfresser, still und stoisch. Die wahren Ungeheuer fielen weit weniger ins Auge und hatten weit mehr Macht. Neben ihren Waffen nahmen sich Rasiermesser jämmerlich aus; ihre Verbrechen waren gigantisch. In mancherlei Hinsicht war Lewis fast froh, alt zu sein, nahe daran, das Jahrhundert sich selbst zu überlassen. Ja, der Schnee ließ ihn bis ins Mark erschauern. Ja, der Anblick eines jungen Mädchens mit dem Gesicht einer Göttin wühlte sinnlos seine Begierden auf. Ja, wie ein Beobachter kam er sich jetzt vor, nicht mehr wie jemand, der teilnahm.

Aber das war nicht immer so gewesen.

1937 hätte er sich, in ebenjenem Zimmer des Quai de Bourbon Nummer elf, in dem er jetzt saß, über einen Mangel an Erlebnisfülle nicht beklagen können. Paris war in jenen Tagen noch immer ein Tempel der Lüste; geflissentlich ignorierte es Kriegsgerüchte und bewahrte sich, obwohl die Anspannung dabei teilweise mit Händen zu greifen war, einen Anschein süßer Naivität. Sie waren sorglos damals, im doppelten Sinne des Wortes, lebten ein endloses Leben vollkommener Muße.

Natürlich war es nicht so. Das Leben war nicht vollkommen oder endlos. Aber eine Zeitlang - einen Sommer, einen Monat, einen Tag lang - hätte man glauben können, nichts auf der Welt würde sich ändern.

In einem halbem Jahrzehnt sollte Paris dann brennen, und seine spielerische Schuld, die echte Unschuld war, sollte dauerhaft besudelt werden. Viele Tage (und Nächte) hatten sie in dem Appartement verbracht, das Lewis jetzt bewohnte, eine wunderbare Zeit; wenn er daran dachte, glaubte er den Schmerz des Verlusts im Magen zu spüren.

Seine Gedanken wandten sich Ereignissen neueren Datums zu. Seiner Ausstellung in New York, in der sein minutiös die Verdammnis Europas schildernder Gemälde-Zyklus einen glänzenden Erfolg bei der Kritik hatte verzeichnen können. Mit dreiundsiebzig Jahren war Lewis Fox ein gefeierter Mann. In jeder Kunstzeitschrift konnte man heute Artikel über ihn lesen. Bewunderer und Käufer waren über Nacht wie Pilze aus dem Boden geschossen, versessen darauf, seine Werke zu erstehen, mit ihm zu reden, ihn bei der Hand zu fassen. Alles zu spät natürlich. Die Torturen des Schaffens waren lang vorüber, und vor fünf Jahren hatte er seine Pinsel endgültig weggelegt. Jetzt, wo er nur noch Zuschauer war, kam ihm sein Triumph bei der Kritik wie eine Parodie vor. Aus einiger Entfernung besah er sich den Rummel, unangenehm berührt, beinah schon angeekelt.

Das Telegramm aus Paris, mit der Bitte um seinen Beistand, war ihm der willkommenste Anlaß gewesen, sich von dem Kreis der lobhu-

delnden Schwachköpfe loszueisen. Jetzt wartete er in der dunkel werdenden Wohnung, sah dem nicht abreißenden Fluß der Wagen über den Pont Louis-Philippe zu; ermüdete Pariser traten wieder die mühselige Heimfahrt durch den Schnee an. Ihre Hupen plärrten; ihre Motoren stotterten und brummten; ihre gelben Nebelscheinwerfer zogen ein Lichtband über die Brücke.

Catherine kam noch immer nicht.

Der Schnee, der fast einen ganzen Tag lang ausgeblieben war, fing wieder an zu fallen, flüsterte an den Scheiben. Der Verkehr floß über die Seine, die Seine floß unter dem Verkehr. Die Nacht brach herein. Endlich hörte er Schritte im Hausflur, Geflüster mit der Haushalterin.

Es war Catherine. Sie war es, endlich.

Er stand auf und starrte die Tür an, stellte sich vor, wie sie aufging, ehe sie aufging, stellte sich vor: Catherine auf der Schwelle.

»Lewis, mein Engel...«

Sie lächelte ihn an, ein blasses Lächeln in einem noch blasseren Gesicht. Sie sah älter aus, als er erwartet hatte. Wie lang hatte er sie nicht mehr gesehen? Vier Jahre oder fünf? Ihr Duft war derselbe, den sie immer an sich hatte. Seine Dauerhaftigkeit wirkte beruhigend auf Lewis. Er küßte sie leicht auf die kalten Wangen.

»Du siehst gut aus«, log er.

»Bestimmt nicht«, sagte sie. »Wenn ich gut ausseh', beleidige ich damit Phillipe. Wie könnt' es mir gut gehn, wenn er in solchen Schwierigkeiten steckt?«

Sie gab sich resolut und schroff, wie immer.

Sie war drei Jahre älter als er, aber sie behandelte ihn wie ein Lehrer ein aufsässiges Kind. So hatte sie sich immer verhalten, das war ihre Art, liebevoll zu sein.

Nach dieser Begrüßung setzte sie sich neben dem Fenster nieder und starrte hinaus über die Seine. Kleine graue Eisschollen trieben unter der Brücke dahin, schaukelten und rotierten in der Strömung. Das Wasser sah todbringend aus, als könnte einem seine schwarzkalte Bitterkeit den letzten Atem herauspressen.

»In was für Schwierigkeiten steckt Phillipe?«

»Man beschuldigt ihn...«

Ein winziges Zögern. Das Zucken eines Augenlids.

»...des Mordes.«

Lewis hätte am liebsten gelacht; schon der bloße Gedanke war aberwitzig. Phillipe war neunundsechzig Jahre alt und sobravund sanftmütig wie ein Lamm.

»Es ist die Wahrheit, Lewis. Ich konnte dir das freilich nicht gut per Telegramm mitteilen. Ich muß' es dir selber sagen. Mord. Er steht unter Mordanklage.«

»Und wen... ?«

»Ein Mädchen natürlich. Eines seiner Luxusgeschöpfe.«

»Er treibt's noch immer, ja?«

»Er stirbt noch mal auf einer Frau, haben wir damals geflächst, weißt du noch?«

Lewis nickte andeutungsweise.

»Sie war neunzehn. Natalie Perc. Kein ungebildetes Mädchen, offenbar. Und hinreißend hübsch. Langes rotes Haar. Erinnerst du dich an Phülpes große Schwäche für Rothaarige?«

»Neunzehn? Er hat Neunzehnjährige?«

Sie antwortete nicht. Lewis setzte sich, weil er wußte, daß es sie irritierte, wenn er durch den Raum tigerte. Im Profil war sie noch immer schön, und der Hauch Gelbblau durchs Fenster nahm den Falten in ihrem Gesicht die Härte, löschte auf magische Weise fünfzig Jahre Leben aus.

»Wo ist er jetzt?«

»Sie haben ihn eingesperrt. Sie sagen, er ist gemeingefährlich. Sie sagen, er könnte einen zweiten Mord begehen.«

Lewis schüttelte den Kopf. Ein Schmerz pochte in seinen Schläfen. Wenn er nur die Augen schließen könnte; dann ginge er vielleicht weg.

»Er muß unbedingt mit dir reden. Ganz, ganz dringend.«

Aber womöglich war Schlaf bloß eine Flucht. Bei dieser Sache hier konnte selbst er nicht Zuschauer bleiben.

Phillipe Labordeaux starrte Lewis über den kahlen, zerschrammten Tisch hinweg an. Er wirkte erschöpft und verstört. Sie hatten sich nur mit einem Händedruck begrüßt, jeder weitere körperliche Kontakt war strengstens untersagt.

»Ich bin völlig verzweifelt«, sagte er. »Sie ist tot. Meine Natalie ist tot.«

»Erzähl mir, was passiert ist.«

»Ich hab' ein kleines Appartement am Montmartre. In der Rue des Martyrs. Eigentlich nur ein Zimmer, um auch mal Freunde einladen zu können. Weißt du, Catherine hält die Nummern immer so peinlich in Ordnung, da kann sich ein Mann einfach nicht ausbreiten. Natalie hat dort gewöhnlich viel Zeit mit mir verbracht, jeder im Haus hat sie gekannt. Sie war so umgänglich und liebenswürdig, so schön. Und gescheit. Sie hatte vor, eventuell Medizin zu studieren. Und sie hat mich geliebt.«

Phillipe sah immer noch blendend aus. Ja, im Laufe der sich wiederholenden Moden und Vorlieben kamen seine Eleganz, sein fast verwegenes Gesicht, sein wie beiläufiger Charme wieder voll zur Geltung. So etwas wie der Hauch eines verlorenen Zeitalters.

»Am Sonntagmorgen bin ich kurz aus dem Haus, in die Patisserie. Und als ich zurückkomme...« Einen Moment lang versagte ihm die Stimme. »Lewis...« Ohnmächtige Frustration trieb ihm die Tränen in die Augen. Dies hier machte ihm so schwer zu schaffen, daß sein Mund sich sträubte, die notwendigen Laute hervorzubringen.

»Bitte, du brauchst mir doch...« fing Lewis an.

»Ich will's dir aber sagen, Lewis. Ich will, daß du's weißt, du sollst sie sehen, wie ich sie gesehn hab' - damit du weißt, worauf man sich... man sich... sich gefaßt machen muß auf dieser Welt.« In zwei anmutigen Bächlein liefen ihm die Tränen übers Gesicht. Er umschloß Lewis' Hand mit der seinen, so fest, daß es schmerzte. »Sie war über und über voll Blut. Voller Wunden. Die Haut heruntergerissen... die Haare ausgerissen. Ihre Zunge war auf dem Kissen, Lewis. Stell dir vor. Sie hatte sie in ihrer Sterbensangst abgebissen. Sie lag da einfach auf dem Kissen. Und ihre Augen, die schwammen ganz im Blut, als

hätte sie Blut geweint. Sie war das liebste Wesen auf der ganzen Welt, Lewis. Sie war schön.«

»Nichts mehr, ich bitt' dich.«

»Ich möchte sterben, Lewis.«

»Nein.«

»Ich will nicht mehr leben. Wozu noch.«

»Sie werden dir keinerlei Schuld nachweisen.«

»Das ist mir egal, Lewis. Jetzt mußt du dich um Catherine kümmern. Ich hab' von der Ausstellung gelesen...« Er lächelte beinah.

»... Wundervoll für dich. Wie wir's schon immer gesagt haben, nicht? Vor dem Krieg. Du bist der, der berühmt wird, und ich werd'...« Das Lächeln war verschwunden. »... berüchtigt. Sie sagen jetzt schreckliche Sachen über mich, in den Zeitungen. Ein Alter, der sich mit jungen Mädchen abgibt, du kannst dir denken, in was für'n Licht mich das rückt. Wahrscheinlich glauben sie, ich hab' die Beherrschung verloren, weil ich's nicht machen konnte mit ihr. Das glauben sie, da bin ich sicher.« Er verlor den Faden, hielt inne, begann von neuem.

»Du mußt dich um Catherine kümmern. Sie hat Geld, aber keine Freunde. Sie ist zu abweisend, verstehst du, innerlich zu sehr verletzt. Das macht die Leute ihr gegenüber vorsichtig. Du mußt bei ihr bleiben.«

»Das tu' ich.«

»Ja, ich weiß, weiß ich ja. Deswegen bin ich wirklich froh und erleichtert und will bloß noch...«

»Nein Phillippe.«

»Bloß noch sterben. Mehr bleibt uns eh nicht übrig, Lewis. Die Welt ist zu grausam.«

Lewis dachte an den Schnee und an die Eisschollen und sah den Sinn im Sterben.

Der mit der Untersuchung des Falles betraute Kriminalbeamte war alles andere als entgegenkommend, obwohl Lewis sich ihm als einen Verwandten des hochgeschätzten Detektivs Dupin vorstellte. Lewis' Verachtung für dieses schundig-elegant gekleidete Wiesel, das da in seinem vollgestopften Loch von Büro hockte, ließ die Unterredung

vor unterdrückter Wut knistern.

»Ihr Freund«, sagte der Inspektor und zupfte an der aufgeschürften Nagelhaut seines Daumens, »ist ein Mörder, Monsieur Fox. So einfach liegen die Dinge. Das Beweismaterial ist erdrückend.«

»Das kann ich nicht glauben.«

»Glauben Sie, was Sie glauben wollen, das ist Ihr gutes Recht. Unser Beweismaterial reicht absolut aus, um Phillipe Labordeaux des vorsätzlichen Mordes zu überführen. Er hat kaltblütig getötet und wird nach dem vollen Strafmaß verurteilt werden. Das versprech' ich Ihnen.«

»Was für Beweise haben Sie gegen ihn?«

»Monsieur Fox, ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig. Was wir für Beweise haben, ist allein unsere Sache. Nur soviel: Während des Zeitraums, in dem der Angeklagte in irgendeiner erfundenen Patisserie gewesen sein will, wurde keine andere Person im Haus gesehen; und da der Zugang zu dem Zimmer, in dem die Verstorbene gefunden wurde, nur über die Treppe möglich ist...«

»Ein Fenster kommt nicht in Frage?«

»Eine kahle Mauer, drei Stockwerke hoch. Höchstens ein Akrobat. Ein Akrobat bringt so was vielleicht fertig.«

»Und der Zustand des Körpers?«

Der Inspektor schnitt eine Grimasse. Ekel. »Gräßlich. Haut und Muskelfleisch vom Knochen abgeschält. Das ganze Rückgrat freigelegt. Blut, viel Blut.«

»Phillipe ist siebzig.«

»Ja, und?«

»Ein alter Mann wäre nicht fähig...«

»In anderer Hinsicht«, unterbrach ihn der Inspektor, »scheint er durchaus fähig gewesen zu sein, *ouil* Als Liebhaber, nicht? Der leidenschaftliche Liebhaber, dazu war er fähig.«

»Und was für ein Motiv soll er Ihrer Meinung nach gehabt haben?«

Er stülpte den Mund vor, rollte mit den Augen und klopfte sich gegen die Brust. »*Le coeur humain*«, sagte er, als gäbe er in Herzensangelegenheiten alle Hoffnung auf Vernunft auf. »*Le coeur humain, quel*

mystere, n'est-ce pas?« Und indem er Lewis den Gestank seines Magengeschwürs entgegenatmete, komplimentierte er ihn zur Tür hinaus. »*Merci*, Monsieur Fox. Ich verstehe Ihre Verwirrung, o«? Aber Sie vergeuden Ihre Zeit. Ein Verbrechen ist ein Verbrechen. Es ist etwas Reales, im Gegensatz zu Ihren Gemälden.« Er sah Lewis die Überraschung an. »Oh, ich bin kein solcher Banause, daß ich nicht wüßte, wer Sie sind, Monsieur Fox. Aber, wenn's recht ist, machen Sie Ihre Erdichtungen, so gut Sie können, das ist schließlich Ihre Begabung, OKI? So wie's meine ist, die Wahrheit rauszufinden.« Lewis konnte die Phrasendrescherei dieses Wiesels nicht mehr mit anhören. »Die Wahrheit?« fegte er den Inspektor an. »Die Wahrheit bekommen Sie bestimmt nicht mit, und wenn Sie drüber stolpern.« Das Wiesel sah aus, als hätte man ihm einen nassen Fisch um die Ohren gehauen. Eine äußerst schwache Genugtuung. Aber Lewis fühlte sich daraufhin mindestens fünf Minuten lang besser.

Das Haus in der Rue des Martyrs war in keiner guten Verfassung, und Lewis konnte die Feuchtigkeit riechen, während er zu dem kleinen Zimmer im dritten Stock hinaufstieg. Türen gingen auf, als er daran vorbeikam, und neugieriges Geflüster begleitete ihn die Treppe hinauf, aber niemand versuchte, ihn aufzuhalten. Das Zimmer, in dem die Greuelthat geschehen war, war abgesperrt. Frustriert, aber zugleich unsicher, wie oder weshalb Phillipés Lage sich durch einen Einblick ins Innere des Zimmers verbessern sollte, ging er die Treppe wieder hinunter und hinaus an die frostrauhe Luft.

Catherine war schon zu Hause, als Lewis am Quai de Bourbon ankam. Sobald er sie sah, wußte er, daß es etwas Neues zu hören gab. Das graue Haar fiel ihr lose auf die Schultern, steckte nicht in dem sonst bevorzugten Knoten. Das Licht der nahen Lampe tauchte ihr Gesicht in ein kränkliches Gelbgrau. Sie fröstelte, selbst in der leicht stickigen Luft der zentralgeheizten Wohnung.

»Was ist los?« fragte er.

»Ich war in Phillipés Appartement.«

»Ich auch. Es war abgeschlossen.«

»Ich hab' den Schlüssel, Phillipés Reserveschlüssel. Ich wollte bloß

ein paar Kleidungsstücke für ihn zusammensuchen.«

Lewis nickte. »Und?«

»Es war noch jemand anderer da.«

»Von der Polizei?«

»Nein.«

»Wer dann?«

»Das könnt' ich nicht erkennen. Ich weiß es nicht genau. Er hatte einen großen Mantel an, einen Schal vorm Gesicht. Hut. Handschuhe.« Sie hielt inne. Dann: »Er hatte ein Rasiermesser, Lewis.«

»Ein Rasiermesser?«

»Ein offenes Rasiermesser, wie ein Friseur.«

In Lewis Fox' Halbbewußtsein schrillte etwas häßlich auf. Ein blankes Rasiermesser. Ein Mann, so gründlich bekleidet, daß man ihn nicht erkennen konnte.

»Ich war zu Tod erschrocken.«

»Hat er dir was getan?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich schrie, und er lief weg.«

»Und hat kein Wort gesagt?«

»Nein.«

»Womöglich einer von Phillip's Freunden?«

»Ich kenne Phillip's Freunde.«

»Dann von dem Mädchen. Ein Bruder.«

»Vielleicht. Aber...«

»Was?«

»Er hatte was Sonderbares an sich. Er roch nach Parfüm, er stank danach, und er bewegte sich mit so winzig kleinen Schritten, obwohl er riesig war.«

Lewis legte den Arm um sie.

»Wer's auch war, du hast ihn verscheucht. Du darfst bloß nicht wieder hingehn. Wenn wir Phillip'e von dort irgendwelche Kleider holen müssen, dann mach ich das gerne.«

»Danke. Ich komm' mir richtig blöd vor. Er kann ja einfach auf gut Glück reingerumpelt sein. Einer, der sich die Mordkammer ansehen wollte. Es gibt solche Leute, nicht? Aus irgendeiner krankhaften

Faszination...«

»Morgen red' ich mit dem Wiesel.«

»Wiesel?«

»Inspektor Marais. Und lass' ihn dort alles durchsuchen.«

»Hast du Phillipe gesprochen?«

»Ja.«

»Geht's ihm gut?«

Einen langen Augenblick sagte Lewis nichts. »Er möchte sterben, Catherine. Er hat den Kampf schon aufgegeben, ehe er noch vor Gericht gestellt wird.«

»Aber er hat gar nichts getan.«

»Das können wir nicht beweisen.«

»Du gibst immer an mit deinen Vorfahren. Dein gepriesener Dupin. Dann beweis' es...«

»Und wo soll ich anfangen?«

»Hör' dich mal unter seinen Freunden um, Lewis. *Bitte*. Womöglich hatte die Frau Feinde.«

Jacques Solal starrte Lewis durch seine rundbauchigen Brillengläser an, die seine Iris riesig vergrößerten und verzerrten. Da er zuviel Cognac getrunken hatte, sah er noch schlechter aus als sonst.

»Sie hatte überhaupt keine Feinde«, sagte er, »sie nicht. Äh, höchstens daß ein paar Frauen auf ihre Schönheit neidisch waren...«

Lewis spielte mit den eingewickelten Zuckerwürfeln, die man ihm mit dem Kaffee serviert hatte. Solal war so uninformativ wie betrunken; aber unwahrscheinlich oder nicht, Catherine hatte das Würstchen da gegenüber als Phillip'es engsten Freund bezeichnet.

»Glaubst du, daß Phillipe sie ermordet hat?«

Solal schürzte die Lippen. »Wer weiß?«

»Und was meinst du rein instinktiv?«

»Äh; er war mein Freund. Wenn ich wüßte, wer sie umgebracht hat, dann würd' ich es sagen.«

Es schien die Wahrheit zu sein. Womöglich ertränkte der Kleine einfach seine Sorgen in Cognac.

»Er war ein Gentleman«, sagte Solal, und seine Augen schweiften

Richtung Straße. Hinter der beschlagenen Scheibe des Brasserie-Fensters kämpften sich tapfere Pariser durch das Toben eines weiteren Schneesturms voran und bemühten sich vergebens, ihre Würde und Haltung in den Fängen der heftigen Böen zu wahren.

»Ein Gentleman«, sagte er nochmals.

»Und das Mädchen?«

»Sie war schön, und er war verliebt in sie. Natürlich hatte sie noch andere Verehrer. Eine Frau wie sie...«

»Eifersüchtige Verehrer?«

»Wer weiß?«

Wieder: Wer weiß? Die Frage hielt sich in der Luft wie ein Achselzucken. Wer weiß? Wer weiß? Lewis fing an, Inspektor Marais' Leidenschaft für die Wahrheit zu verstehen. Zum ersten Mal seit vielleicht zehn Jahren tauchte ein Ziel in seinem Leben auf, der ehrgeizige Wunsch, dieses indifferente »Wer weiß?« aus der Luft zu schießen. Herauszufinden, was in diesem Zimmer in der Rue des Martyrs geschehen war. Keine bloße Annäherung, keine poetisch aufbereitete Darstellung, sondern die Wahrheit, die absolute, unumstößliche Wahrheit.

»Kannst du dich noch im einzelnen an irgendeinen der Männer erinnern, die auf sie standen?« fragte er.

Solal grinste. Er hatte nur zwei Zähne im Unterkiefer. »Aber ja. An einen schon.«

»Wer war das?«

»Hab' seinen Namen nie erfahren. Ein großer Mann: hab' ihn drei-, viermal draußen vorm Haus gesehen. Obwohl, dem Geruch nach hätte man ihn eher ...*

Er zog eine unmißverständliche Grimasse, die besagte, daß er den Mann für homosexuell hielt. Die hochgezogenen Augenbrauen und die gespitzten Lippen ließen ihn hinter seinen dicken Brillengläsern doppelt lächerlich aussehen.

»Er roch?«

»Aber ja.«

»Wonach?«

»Parfüm, Lewis. Parfüm.«

Irgendwo in Paris war ein Mann, der das Mädchen gekannt hatte, das Phillipe liebte. Rasende Eifersucht hatte ihn überwältigt. In einem Anfall unbezähmbarer Wut war er in Phillipés Wohnung eingebrochen und hatte das Mädchen abgeschlachtet. Das war so klar wie einleuchtend.

Irgendwo in Paris.

»Noch einen Cognac?«

Solal schüttelte den Kopf. »Ich muß mich sowieso gleich übergeben«, sagte er.

Lewis rief den Ober, und dabei fiel ihm zufällig ein Haufen Zeitungsausschnitte ins Auge, die hinter der Bar an die Wand gepinnt waren.

Solal folgte seinem Blick.

»Phillipe. Er mochte die Bilder«, sagte er.

Lewis stand auf.

»Manchmal kam er nur her, um sie anzuschauen.«

Die Ausschnitte waren alt, fleckig und mehr oder minder vergilbt. Manche waren vermutlich von rein lokalem Interesse. Berichte von einem Kugelblitz in einer benachbarten Straße. Ein anderer über einen zweijährigen Jungen, in seinem Bettchen verbrannt. Einer bezog sich auf einen ausgebrochenen Puma; einer auf ein unveröffentlichtes Manuskript von Rimbaud; ein dritter (mit dazugehörigem Foto) befaßte sich ausführlich mit Opfern eines Flugzeugabsturzes beim Flughafen von Orleans. Aber auch andere Ausschnitte hingen da, manche um vieles älter als die übrigen. Greuelthaten, absonderliche Morde, rituelle Vergewaltigungen, eine Anzeige von »Fantomas«, eine andere von Cocteau »La Belle et la Bête«. Und aus diesem Wirrwarr der Absonderlichkeiten lugte gerade noch eine Sepia-Fotografie hervor, so abstrus, daß sie von der Hand eines Max Ernst hätte stammen können. Gut angezogene Herren, größtenteils die in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts beliebten dicken Schnurrbärte zur Schau tragend, umstanden im Halbkreis den riesenhaften, blutenden Körperkoloß eines Affen, der mit den Füßen an

einem Laternenpfahl aufgehängt war. Die Gesichter auf dem Bild prägte der Ausdruck stummen Stolzes, der Ausdruck absoluter Gewalt über die tote Bestie, in der Lewis eindeutig einen Gorilla erkannte. Sein umgekehrter Kopf zeigte im Tod eine fast würdevolle Neigung. Die Stirn war tief und gefurcht, seine - wenngleich durch eine schreckliche Wunde zerschmetterte - Kinnlade zierte ein dünner Bart wie bei einem Aristokraten, und seine in den Kopf verdrehten Augen schienen sich der Erbarmungslosigkeit dieser Welt schmerzlichst bewußt zu sein. Sie erinnerten Lewis an etwas, diese rollenden Augen - an das Wiesel in seinem Loch, wie es sich gegen die Brust klopfte. *»le coeur humain.«*

Bejammernswert.

»Was ist das?« fragte er den aknegeplagten Barkellner und deutete dabei auf das Bild mit dem toten Gorilla.

Ein Achselzucken war die Antwort, gleichgültig gegenüber dem Schicksal von Menschen und Affen.

»Wer weiß?« sagte Solal hinter ihm. »Wer weiß?«

Es war nicht der Affe aus Poes Erzählung, soviel war sicher. Diese Geschichte war 1835 erzählt worden, und die Fotografie war weitaus neueren Datums. Außerdem war der Affe auf dem Bild ein Gorilla, eindeutig ein Gorilla.

Hatte die Historie sich wiederholt? Hatte man einen weiteren Affen, aus einer anderen Gattung zwar, aber nichtsdestoweniger ein Affe, auf den Straßen des Paris der Jahrhundertwende losgelassen?

Und wenn's so war, wenn sich die Geschichte des Affen einmal wiederholen konnte... warum nicht ein zweites Mal?

Während Lewis durch die frostklirrende Nacht zur Wohnung am Quai de Bourbon zurückging, wurde die Vorstellung von der Wiederholung der Ereignisse zunehmend reizvoller. Und jetzt zeigte sich ihm eine noch weitere Übereinstimmung. War es möglich, daß er, der Großneppe C. Auguste Dupins, gleichfalls in eine kriminalistische Jagd verwickelt werden könnte, die sich von der ersten nicht allzusehr unterschied?

Eisig brannte der Schlüssel zu Phillipés Zimmer in der Rue des

Martyrs in Lewis' Hand, und obwohl es jetzt weit nach Mitternacht war, mußte er einfach an der Brücke abbiegen und den Boulevard de Sebastopol hinaufmarschieren, dann weiter nach Westen zum Boulevard Bonne Nouvelle, dann wieder nach Norden Richtung Place Pigalle. Es war eine lange, anstrengende Wegstrecke, aber irgendwie hatte er die kalte Luft dringend nötig, um seinen Kopf von jeglichen Gefühlsanwandlungen freizuhalten. Er brauchte eineinhalb Stunden bis zur Rue des Martyrs.

Es war Samstagnacht, und aus zahlreichen Zimmern kam noch großer Lärm. So leise wie möglich stieg Lewis die zwei Stockwerke hinauf; seine Anwesenheit blieb durch das Getöse verborgen. Leicht ließ sich der Schlüssel drehen, und die Tür flog auf.

Straßenlampen erhellten das Zimmer. Das Bett, das den Raum beherrschte, war kahl. Vermutlich hatte man Laken und Decken zu gerichtlichen Labortests weggeschafft. Das auf die Matratze durchgesickerte Blut war maulbeerfarben in dem düstren Dämmer. Sonst fand sich kein Zeichen der Gewalt, deren Zeuge das Zimmer gewesen war. Lewis drückte auf den Lichtschalter. Nichts geschah. Mit ein paar Schritten war er mitten im Zimmer und starrte zu dem Beleuchtungskörper hinauf. Die Birne war zertrümmert.

Er war schon halb entschlossen, wieder abzuziehen, das Zimmer der Finsternis zu überlassen und morgen früh wiederzukommen, wenn sich das Dunkel etwas gelichtet hätte. Aber während er unter der zerbrochenen Birne stand, durchdrangen seine Augen allmählich die düsteren Schatten etwas besser; nach und nach konnte er an der entfernten Wand die Umrisse einer großen Teakkommode ausmachen. Bestimmt würde er nur ein paar Minuten brauchen, um frische Wäsche für Phillipe herauszusuchen. Andernfalls müßte er am darauffolgenden Tag wieder herkommen, noch eine lange Reise durch den Schnee. Besser, er erledigte das jetzt gleich und schonte seine Knochen.

Es war ein großes Zimmer, und die Polizei hatte es in chaotischem Zustand hinterlassen. Lewis strauchelte und fluchte auf seinem Weg zur Kommode; er stolperte über eine heruntergefallene Lampe und

eine zertrümmerte Vase. Eine Treppe tiefer übertönten das Geheul und Geschrei einer weit fortgeschrittenen Party jegliches Geräusch, das er machte. War es eine Orgie oder eine Rauferei? Dem Lärm nach hätte es beides sein können.

Er kämpfte mit der oberen Schublade der Teakkommode. Mit einem Ruck bekam er sie schließlich auf, um ihren Inhalt nach den elementarsten Utensilien für Phillip's Komfort zu durchstöbern: ein sauberes Unterhemd, ein Paar Socken, mit Initialen versehene Taschentücher, schön säuberlich gebügelt.

Er nieste. Das Frostwetter hatte seinen Bronchialkatarrh verstärkt und den Schleim in seinen Nebenhöhlen verdickt. Ein Taschentuch war zur Hand, und er schneuzte sich die Nase, machte die verstopften Nasenlöcher wieder frei. Jetzt erst drang der Geruch des Zimmers zu ihm.

Eine bestimmte Geruchskomponente dominierte deutlich, überdeckte die Feuchtigkeit und den schalen Gemüsemief. Parfüm, der zäh verweilende Duft von Parfüm.

Er drehte sich mit einem hörbaren Knarren seiner Knochen um, und sein das grauschwarze Dunkel des Zimmers absuchender Blick fiel prompt auf den Schatten hinter dem Bett. Ein riesiger Schatten, eine voluminöse Körpermasse, die zusehends anschwell, als sie sich langsam zu voller Größe aufrichtete.

Es war, das sah er sofort, der rasiermesser-schwingende Fremde. Er war hier, in Bereitschaft.

Merkwürdigerweise hatte Lewis keine Angst.

»Was tun Sie da?« wollte er mit lauter, strenger Stimme wissen.

Während der Fremde aus seinem Versteck hervorkam, rückte sein Gesicht ins wäßrige Licht der Straße; ein breites, flaches, wie enthäutetes Gesicht. Tiefliegende Augen, aber ohne Börsartigkeit; und er lächelte, lächelte Lewis durchaus freundlich an.

»Wer sind Sie?« fragte Lewis wieder.

Der Mann schüttelte den Kopf; schüttelte - doch, tatsächlich - den Körper, während seine behandschuhten Hände um seinen Mund herumfuchtelten. War er stumm? Das Kopfschütteln wurde jetzt noch

heftiger, so als bekäme er gleich einen Anfall.

»Sind Sie okay?«

Unvermittelt hörte das Schütteln auf, und zu seiner Überraschung sah Lewis, wie dem Fremden Tränen, große, dickflüssige Tränen in die Augen stiegen und über die rauhen Wangen in den buschigen Bart rollten.

Als schämte er sich der Zurschaustellung seiner Gefühle, trat der Mann, sich abwendend und dumpfe Schluchzlaute in der Kehle ausstoßend, aus dem Lichtschein und verließ das Zimmer. Lewis folgte ihm. Dieser Fremde interessierte ihn viel zu sehr, als daß ihn seine eventuellen Absichten ernsthaft hätten ängstigen können,

»Warten Sie!«

Der Mann hatte, flink und wendig trotz seiner Statur, die Treppe zum ersten Stock zur Hälfte hinter sich.

»So warten Sie doch, ich muß mit Ihnen reden«, rief Lewis ihm nach und wollte die Treppe hinunter, hinter ihm her. Aber die Verfolgung war zum Scheitern verurteilt, ehe sie noch begann. Lewis' Gelenke waren steif vom Alter und der Kälte, und es war spät. Nicht der rechte Zeitpunkt, um einem viel jüngeren Mann hinterherzulaufen, auf einem Bürgersteig, der durch Eis und Schnee zu einer tödlichen Gefahr wurde. Er jagte dem Fremden nicht weiter als bis zur Haustür nach und sah dann zu, wie er die Straße hinunter davonrannte; seine Gangart war ein affektiertes Getrippel, wie es Catherine gesagt hatte. Fast ein Gewatschel, lächerlich bei einem so großen Mann.

Schon war sein Parfumeruch vom Nordostwind weggefegt. Außer Atem stieg Lewis wieder die Treppen hoch, am Getöse der Party vorbei, um eine Garnitur Wäsche für Phillipe mitzunehmen.

Am nächsten Tag erwachte Paris zu einem Schneesturm von noch nie dagewesener Heftigkeit. Die Glockenrufe zum Kirchgang blieben unerwidert, die heißen Sonntags-Croissants blieben ungegessen, die Zeitungen lagen ungelesen auf den Verkaufsständen. Wenige Menschen nur hatten den Nerv respektive den Beweggrund, aus dem Haus zu gehen und sich dem heulenden Gestöber auszusetzen. Sie saßen an ihren Kaminen, hatten die Arme um die Knie geschlungen und

träumten vom Frühling.

Catherine wollte Phillipe im Gefängnis besuchen, aber Lewis bestand darauf, allein zu gehen. Es war nicht einfach das kalte Wetter, das ihn in ihrem Interesse vorsichtig sein ließ; er mußte mit Phillipe heikle Dinge bereden, ihm schwierige Fragen stellen. Seit der Begegnung in seinem Zimmer letzte Nacht stand für ihn unzweifelhaft fest, daß Phillipe einen Rivalen hatte, wahrscheinlich einen mörderischen Rivalen. Die einzige Möglichkeit, Phillipess Leben zu retten, lag, so schien es, darin, den Mann ausfindig zu machen. Und wenn damit logischerweise eine penible Erkundung von Phillipess sexuellen Gepflogenheiten verbunden war, dann bitteschön. Aber das war kein Gespräch, das er, oder Phillipe, gern im Beisein von Catherine geführt hätte.

Die frische Wäsche, die Lewis mitgebracht hatte, wurde durchsucht, dann Phillipe überreicht, der sie mit einem Dankesnicken an sich nahm.

»Ich bin letzte Nacht zu deiner Wohnung, um dir die Sachen da zu holen.«

»Ach.«

»Aber es war schon jemand da.«

Phillipess Kaumuskel begann heftig zu vibrieren, während er mahlend die Zähne zusammenbiß. Er wich Lewis' Blick aus.

»Ein großer Mann, mit einem Bart. Kennst du ihn, oder weißt du was von ihm?«

»Nein.«

»Phillipe -«

»Nein!«

»Der gleiche Mann hat Catherine angegriffen«, sagte Lewis.

»Was?« Phillipe hatte angefangen zu zittern.

»Mit einem Rasiermesser.«

»Sie angegriffen?« sagte Phillipe. »Bist du sicher?«

»Oder es zumindest vorgehabt.«

»Nein! Er hätte sie niemals angefaßt. Nie!«

»Wer ist das, Phillipe? Weißt du's?«

»Sag' ihr, sie soll nicht wieder hingehn; bitte, Lewis...« Seine Augen baten flehentlich. »Bitte, sag ihr um Himmels willen, sie soll dort niemehr hingehen. Tust du das? Oder du. Du genausowenig.«

»Wer ist das?«

»Sag es ihr.«

»Werd' ich. Aber du mußt mir sagen, wer dieser Mann ist, Phillipe.« Er schüttelte den Kopf und biß jetzt mit hörbarem Knirschen die Zähne aufeinander. »Du würdest es nicht verstehen, Lewis. Ich kann unmöglich erwarten, daß du es verstehst.«

»Sag's mir; ich will dir doch helfen.«

»Laß mich einfach sterben.«

»Wer ist der Mann?«

»Laß mich einfach sterben... Ich will vergessen, warum versuchst du, mich dran zu hindern? Ich möchte...«

Er schaute wieder auf. Seine Augen waren blutunterlaufen und von tränenreichen Nächten rotgerändert. Aber jetzt, schien es, waren keine Tränen mehr in ihm vorhanden; nichts als eine dürre Öde, wo einst rechtschaffene Angst vorm Tod, Verliebtheit in die Liebe und Hunger nach Leben gewesen waren. Was Lewis da entgegenblickte, war eine allumfassende Gleichgültigkeit: gegenüber der Fortdauer, gegenüber der Selbsterhaltung, gegenüber jeglicher Empfindung.

»Sie war eine Hure«, rief er plötzlich aus. Die Hände zu Fäusten geballt. Lewis hatte Phillipe in seinem ganzen Leben keine Faust machen sehen. Jetzt gruben sich seine Nägel in das weiche Fleisch seiner Handfläche, bis Blut zu fließen begann. »Hure«, sagte er wieder, überlaut in der kleinen Gesprächs-Zelle.

»Machen Sie kein' solchen Krach«, schnauzte der Wachmann.

»Eine Hure!« Diesmal fauchte Phillipe die Anschuldigung durch die Zähne, die er fletschte wie ein wütender Pavian.

Lewis war diese Verwandlung völlig unverständlich.

»Du hast damit angefangen...« sagte Phillipe und sah dabei Lewis direkt an, erwiderte zum erstenmal voll seinen Blick. Es war eine bitterböse Anschuldigung, obwohl Lewis nicht begriff, was sie besagte.

»Ich?«

»Mit deinen Geschichten. Mit deinem verdammten Dupin.«

»Dupin?«

»Es war alles erlogen, alles dumme Lügen. Frauen, Mord...«

»Du meinst die Rue-Morgue-Geschichte?«

»Du warst so stolz drauf, nicht? All diese dämlichen Lügen. Nichts davon war wahr.«

»Doch, das war es wohl.«

»Nein. Das war es nie, es war eine Geschichte, sonst nichts. Dupin, die

Rue Morgue, die Morde...«

Seine Stimme verlor sich, als ob die nächsten Worte unsagbar wären.

»... der Affe.«

Das waren die Worte: Das anscheinend Unausprechliche wurde ausgesprochen, als hätte man ihm jede Silbe einzeln aus dem Hals geschnitten.

»... der Affe.«

»Was ist mit dem Affen?«

»Es gibt Bestien, Lewis. Manche von ihnen sind bejammernswert; Zirkustiere. Sie haben keinen Verstand, sind die geborenen Opfer. Und dann gibt es andere.«

»Was für andere?«

»*Natalie war eine Hure!*« kreischte er wieder, seine Augen so groß wie Untertassen. Er bekam Lewis an den Rockaufschlägen zu fassen und begann, ihn zu schütteln. Alle anderen in dem kleinen Raum schauten zu ihnen her: Zwei alte Männer hatten sich, über den Tisch hinweg, in der Wolle. Strafgefangene und ihre Liebsten grinsten, als man Phillipe von seinem Freund wegzerterte. Seine Worte verkamen zu obszönem, zusammenhanglosem Gestammel, während er im sicheren Griff des Wachmanns um sich schlug.

»Hure! Hure! Hure!« war alles, was er herausbrachte, als sie ihn in seine Zelle zurückbeförderten.

Catherine empfing Lewis auf der Schwelle zu ihrem Appartement. Sie bebte und kämpfte mit den Tränen. Das Zimmer hinter ihr war

verwüstet.

Schluchzend lag sie ihm an der Brust, während er sie tröstete, aber sie beruhigte sich nicht. Viele Jahre war es her, seit er eine Frau getröstet hatte, und es war ihm absolut entfallen, wie man das macht. Statt besänftigend zu wirken, war er verlegen, und sie spürte das genau. Sie löste sich aus seiner Umarmung; unberührt war es ihr wohler.

»Er war hier«, sagte sie.

Er brauchte nicht zu fragen, wer. Der Fremde, der mit den Tränen kämpfende, rasiermesser-schwingende Fremde.

»Was wollte er?«

»Er hat ständig >Phillipe< zu mir gesagt. Oder es nicht eigentlich gesagt, mehr gegrunzt als gesagt. Und als ich ihm keine Antwort gab, hat er einfach die Möbel, die Vasen zerstört. Er suchte nach nichts Bestimmtem, wollte nur alles verwüsten.«

Das machte sie rasend, diese Nutzlosigkeit der Attacke.

Das Appartement lag in Trümmern. Kopfschüttelnd schlenderte Lewis durch die Überreste aus Porzellan und zeretztem Stoff. Vor seinem geistigen Auge ein Durcheinander tränennasser Gesichter: Catherine, Phillipe, der Fremde. Jeder in seiner kleinen Welt, so schien es, war verletzt und gebrochen. Jeder litt. Und doch war der Herd, die Quelle des Leidens nirgendwo zu finden.

Nur Phillipe hatte einen anklagenden Fingerzeig gegeben: auf Lewis selber. »Du hast damit angefangen.« Waren das nicht seine Worte?

»Du hast damit angefangen.«

Bloß wie?

Lewis stand am Fenster. Drei der schmalen Scheiben waren von herumfliegenden Scherben zerschlagen worden, und ein frostgeifernder Wind schlich sich in das Appartement ein. Er schaute zu den eis-trägen Wassern der Seine hinüber. Dann fiel ihm eine Bewegung ins Auge. Es drehte ihm den Magen um.

Der Fremde sah voll zum Fenster herauf, mit einem unsäglich verstörten Blick. Die sonst so tadellose Kleidung war in Unordnung geraten, und der Ausdruck in seinem Gesicht war tiefste, äußerste Verzweiflung, so bemitleidenswert, daß sie fast tragisch anmutete. Oder eher

wie eine Darbietung des Tragischen: die Qual eines Schauspielers. Und eben als Lewis auf ihn hinunterstarrte, hob der Fremde seine Arme zum Fenster empor, in einer Geste, die um Vergebung oder Verständnis, oder um beides zu bitten schien.

Lewis wich vor dem suggestiven Sog zurück. Das war nicht zu verkraften, absolut nicht. Im nächsten Augenblick ging der Fremde bereits über den Hof davon. Das affektierte Getrippel war zu schlingerndem, weit ausgreifendem Springen entartet. Während die schlecht gekleidete Riesengestalt von der Bildfläche verschwand, stieß Lewis ein langgezogenes, leises Stöhnen des Erkennens aus.

»Lewis?«

Das war nicht der Gang eines Mannes, dieses stolzierende Geschlinger, dieses sich wiegende Gehopse. So bewegte sich eine Bestie, auf ihren Hinterbeinen, der man den aufrechten Gang beigebracht hatte, und der jetzt, ohne ihren Herrn, die adressierte Technik abhandeln kam.

Es war ein Affe.

O Gott, o Gott, es war ein Affe.

»Ich muß Phillipe Laborteaux sprechen.«

»Tut mir leid, Monsieur, aber die Besuchszeiten...«

»Aber in dem Fall geht's um Leben und Tod, Wachtmeister.«

»Das sagt sich leicht, Monsieur.«

Lewis riskierte eine Lüge. »Seine Schwester liegt im Sterben. Bitte, haben Sie doch Verständnis.«

»Hm... na ja...«

Ein leichter Zweifel. Lewis stieß etwas weiter nach. »Nur wenige Minuten; um ein paar Dinge zu regeln.«

»Hat das nicht Zeit bis morgen?«

»Sie überlebt die nächste Nacht nicht mehr.«

Es war Lewis zuwider, so über Catherine zu reden, selbst wenn es nur dieser Täuschung wegen geschah, aber es war notwendig; er mußte Phillipe sprechen. Wenn seine Theorie stimmte, dann könnte sich die Geschichte noch vor morgen früh wiederholen haben.

Man hatte Phillipe aus einem Tranquilizer-Schlaf geweckt. Tiefe Schatten lagen um seine Augen.

»Was willst du?«

Lewis machte gar nicht erst den Versuch, seine Lüge weiter aufrechtzuerhalten. Phillipe stand im Augenblick unter Drogen und war wahrscheinlich kaum imstande, einen klaren Gedanken zu fassen. Am besten, er konfrontierte ihn mit der Wahrheit und schaute, was dabei herauskam.

»Du hast dir einen Affen gehalten, stimmt's?«

Ein Ausdruck des Entsetzens trat auf Phillipés Gesicht, verlangsamte durch die Drogen in seinem Blut, aber offenkundig genug.

»Stimmt's?«

»Lewis...« Phillipe sah unheimlich alt aus.

»Antworte, Phillipe, ich bitte dich: eh es zu spät ist. Hast du dir einen Affen gehalten?«

»Es war ein Experiment, sonst nichts. Ein Experiment.«

»Wozu?«

»Deine Geschichten. Deine verdammten Geschichten. Ich wollte rausbekommen, ob sie wirklich wilde Bestien sind. Ich wollte einen Menschen draus machen.«

»Einen Menschen draus machen.«

»Und diese Hure...«

»Natalie.«

»Sie hat ihn verführt.«

Es wurde Lewis speiübel. Auf diese Verwicklung war er nicht gefaßt gewesen.

»Ihn verführt?«

»Hure«, sagte Phillipe, mit grenzenlosem Bedauern.

»Wo ist dieser Affe von dir?«

»Du willst ihn ja nur töten.«

»Er ist in die Wohnung eingebrochen, während Catherine zu Hause war. Hat alles zertrümmert, Phillipe. Er ist eine Gefahr - jetzt wo er keinen Herrn mehr hat. Begreifst du das nicht?«

»Catherine?«

»Nein, sie ist okay.«

»Er ist dressiert, er könnte ihr gar nichts antun. Er hat sie beobachtet aus seinem Versteck. Ist gekommen und wieder gegangen. Leise wie ein Mäuschen.«

»Und das Mädchen?«

»Er war eifersüchtig.«

»Also hat er sie ermordet?«

»Vielleicht. Ich weiß es nicht. Ich will nicht drüber nachdenken.«

»Warum hast du's ihnen nicht gesagt und die Kreatur beseitigen lassen?«

»Ich weiß nicht, ob es wirklich wahr ist. Wahrscheinlich ist es alles Erfindung, eine von deinen verdammten Erfindungen, bloß wieder eine Geschichte.«

Ein bitteres, verschlagenes Lächeln trat auf sein erschöpftes Gesicht.

»Aber daß wir uns recht verstehn, Lewis. Es könnte doch gut eine Geschichte sein, oder? So eine wie deine Dupin-Erzählungen. Nur daß ich sie womöglich für eine Zeitlang hab' wahr werden lassen; da drauf wärst du nicht gekommen, oder? Möglich, daß ich sie hab' wahr werden lassen.«

Lewis stand auf. Wirklichkeit und Illusion: eine ebenso sinnlose wie abgedroschene Debatte. Entweder etwas existierte, oder es existierte nicht. Das Leben war kein Traum.

»Wo ist der Affe?« wollte er wissen.

Phillipe deutete auf seine Schläfe.

»Hier. Wo du ihn niemals finden kannst«/ sagte er und spuckte Lewis ins Gesicht. Der Speichel landete auf seiner Lippe, wie ein Kuß.

»Du weißt nicht, was du angerichtet hast. Du wirst es niemals wissen.«

Lewis wischte sich die Lippe ab, während die Wachmänner den Häftling aus dem Zimmer hinaus und zurück in sein glückliches drogenbetäubtes Vergessen geleiteten. Das einzige, was ihm jetzt, allein gelassen in dem kalten Gesprächszimmer, durch den Kopf ging, war, daß Phillipe es leicht hatte. Er hatte zu vorgetäuschter Schuld

Zuflucht genommen und sich in ein Nirwana weggeschlossen, in dem Erinnerung und Rache, und die Wahrheit, die wilde, marodierende Wahrheit ihm niemals wieder etwas anhaben konnten. Er haßte Phillipe in diesem Moment von ganzem Herzen. Haßte ihn als den Dilettanten und Feigling, der er in seinen Augen immer gewesen war. Es war keine schonungsvollere, freundlichere Welt, die Phillipe um sich herum errichtet hatte; sie war ein Versteck, letztlich genauso eine Lüge, wie jener Sommer 1937 eine gewesen war. Keiner konnte sein Leben so leben, wie er es getan hatte, ohne daß ihm früher oder später die Rechnung präsentiert wurde. Und jetzt war es so weit.

In dieser Nacht erwachte Phillipe in der Sicherheit seiner Zelle. Es war

warm, aber ihm war kalt. In äußerster Dunkelheit kaute er an seinen Handgelenken, bis ihm das Blut pulsierend in den Mund schäumte. Er legte sich auf sein Bett zurück und spritzte und sprudelte zum Tod davon, aus den Augen und aus dem Sinn.

Über den Selbstmord berichtete *Le Monde* in einem kurzen Artikel auf der zweiten Seite. Die große Nachricht des folgenden Tages jedoch

war der aufsehenerregende Mord an einer rothaarigen Prostituierten in einem kleinen Haus unweit von der Rue de Rochechquant. Monique Zevaco war um drei Uhr morgens von ihrer Zimmergenossin gefunden worden; ihr Körper befand sich in einem so grauenhaften Zustand, daß er »jeder Beschreibung zu spotten« schien.

Trotz der angeblichen Undurchführbarkeit der Aufgabe machten sich die Medien mit morbider Entschlußkraft daran, das Unbeschreibliche zu beschreiben. Noch der letzte Kratzer, Riß, die letzte blutige Druckstelle auf Moniques teilweise nacktem Körper - mit einer Karte Frankreichs tätowiert, frohlockte *Le Monde* ~ wurde detailliert festgehalten. Genauso freilich die Erscheinung von Mademoiselle Zevacos gut angezogenem, überparfümiertem Mörder, der sie offensichtlich durch ein kleines rückseitiges Fenster bei ihrer Toilette beobachtet hatte, dann eingebrochen und im Badezimmer über sie hergefallen war.

Anschließend war der Mörder über die Treppe geflohen und dabei mit der Wohnungsgenossin zusammengestoßen, die gleich darauf Made-moiselle Zevacos verstümmelten Leichnam entdecken sollte. Nur ein einziger Kommentator stellte überhaupt eine Verbindung her zwischen dem Mord in der Rue des Martyrs und der Abschachtung von Mlle. Zevaco; aber auch er ging mit keiner Silbe auf den merkwürdigen

Zufall ein, daß der unter Anklage stehende Phillipe Laborteaux sich in ebenderselben Nacht das Leben genommen hatte.

Die Beisetzung fand während eines Sturms statt. Bejammernswert schob sich das Trauergefolge, dem der herabpeitschende Schnee schon

ab wenigen Metern völlig die Sicht nahm, durch die verlassenen Straßen Richtung Montparnasse voran. Lewis saß neben Catherine und Jacques Solal, als sie Phillipe zur ewigen Ruhe betteten. Jeder aus seinem Freundeskreis hatte ihn im Stich gelassen; sie wollten der Beerdigung eines Selbstmörders und mutmaßlichen Mörders nicht beiwohnen. Sein Esprit, sein gutes Aussehen, sein unerschöpflicher, stets wirksamer Charme zählten rein gar nichts am Ende.

Von Fremden aber blieb er, wie sich herausstellte, nicht gänzlich unbetrüert. Als sie am offenen Grab standen und die Kälte sich in sie verbiß, rückte Solal an Lewis heran und stupste ihn.

»Was?«

»Da drüben. Unter dem Baum.« Mit einem unauffälligen Kopfnicken wies Solal über den betenden Priester hinaus.

Der Fremde stand in einiger Entfernung, von den marmornen Grabmä- lern fast verdeckt. Ein dicker schwarzer Schal war um sein Gesicht geschlagen und ein breitrempiger Hut über seine Stirn heruntergezo- gen, aber seine massige Gestalt war unverkennbar. Catherine hatte ihn ebenfalls gesehen. Lewis, der schützend den Arm um sie gelegt hatte, spürte, wie sie zitterte. Nicht so sehr der Kälte wegen, sondern vor Angst. Es war, als sei das Wesen irgendein schauerlicher Engel, der sich eingefunden hatte, um eine Zeitlang herumzuschweben und sich an ihrem Kummer zu ergötzen. Absurd war es, und unheimlich,

daß dieses Geschöpf hierherkam, um dabei zusein, wenn man Phillipe der gefrorenen Erde übergab. Was empfand es? Seelenqual? Schuld? Ja, empfand es Schuld?

Es registrierte, daß man es gesehen hatte: Es kehrte ihnen den Rücken und schlurfte fort. Ohne ein Wort zu Lewis stahl sich Solal vom Grab davon und nahm die Verfolgung auf. Nach kürzester Zeit waren sowohl der Fremde wie sein Verfolger vom Schnee ausradiert.

Wieder zurück am Quai de Bourbon, erwähnte weder Catherine noch Lewis den Vorfall. Eine Art Barriere war zwischen ihnen aufgetaucht, die Kontakt auf jeder Ebene, außer der unverbindlichsten und banalsten, unmöglich machte. Analysieren hatte keinen Zweck, und Bereuen ebensowenig. Phillipe war tot. Ihre Vergangenheit, ihre zusammen verbrachte Vergangenheit, war tot. Dieses Schlußkapitel in ihrer beider Leben vergällte alles, was ihm vorausgegangen war, so gründlich, daß man sich an keiner gemeinsamen Erinnerung freuen konnte, ohne schließlich in Verbitterung zu enden. Phillipe war auf grauenvolle Weise gestorben. Er hatte - vielleicht in den Wahnsinn getrieben durch ein nur ihm zugängliches Wissen um seine eigene Schuld und Verworfenheit - sein eigenes Fleisch und Blut verschlungen. Keine Unschuld, keine Chronik der Freuden konnte von dieser Tatsache unbefleckt bleiben. Schweigend betrauerteten sie den Verlust nicht nur Phillipés, sondern ihrer eigenen Vergangenheit. Jetzt, angesichts einer Welt, in der solche Verluste möglich waren, fand Lewis Phillipés

Abneigung zu leben nur zu begreiflich.

Solal rief an. Noch außer Atem von seiner Jagd, aber in Hochstimmung, redete er flüsternd mit Lewis und genoß offenkundig die Aufregung.

»Ich bin am Gare du Nord und hab' rausgekriegt, wo unser Freund wohnt. Ich hab' ihn gefunden, Lewis!«

»Ausgezeichnet. Ich komm' sofort. Wir treffen uns auf den Stufen vom Gare du Nord. Ich nehm' ein Taxi: zehn Minuten.«

»Es ist in der Rue des Fleurs Nummer sechzehn, im Souterrain. Wir sehn uns dort...«

»Geh' nicht rein, Jacques. Wart' auf mich. Bleib' ja...«

Es knackte in der Leitung, und Solal war weg. Lewis griff nach seinem Mantel.

»Wer war das?«

Sie fragte, aber sie wollte es nicht wissen. Lewis fuhr hastig in seinen Mantel und sagte: »Gar niemand. Mach' dir keine Gedanken. Dauert nicht lang.«

»Nimm deinen Schal«, sagte sie, ohne sich nach ihm umzusehen.

»Ja. Danke.«

»Du wirst dich erkälten.«

Schon war er draußen, und noch immer starrte sie unverwandt über die nachbedeckte Seine hin, sah den Eisschollen zu bei ihrem Reigen auf dem schwarzen Wasser.

Als er bei dem Haus in der Rue des Fleurs ankam, war von Solal nichts zu sehen, aber frische Fußspuren führten durch den Pulverschnee zum Vordereingang der Nummer sechzehn, machten dort kehrt und verliefen sich dann ums Haus nach hinten. Lewis folgte ihnen. Als er durch ein morsches Tor, das von Solal brutal eingedrückt worden war, den Hof auf der Rückseite des Hauses betrat, wurde ihm plötzlich bewußt, daß er keine Waffe bei sich hatte. Am besten besorgte er sich vielleicht erst einmal ein Brecheisen, ein Messer, irgend etwas. Eben als er mit sich zu Rate ging, öffnete sich die Hintertür, und der Fremde erschien, in seinem mittlerweile wohlbekannten Mantel. Lewis drückte sich platt gegen die Hofmauer, dort wo sie im tiefsten Dunkel lag, und war sich sicher, daß man ihn sehen würde. Aber die Bestie war anderweitig beschäftigt. Sie stand unter der Tür, das Gesicht rückhaltlos zur Schau gestellt, und zum ersten Mal konnte Lewis, im vom Schnee reflektierten Mondlicht, die Physiognomie des Geschöpf klar und deutlich erkennen. Sein Gesicht war frisch rasiert; es roch intensiv nach Kölnischwasser, sogar im Freien. Seine Haut war, wenn auch an ein, zwei Stellen von einer unachtsamen Klinge verletzt, pinkfarben wie ein Pfirsich. Lewis fiel das Rasiermesser ein, mit dem es Catherine offenbar bedroht hatte. War das etwa in Phillippes Zimmer sein Anliegen gewesen: ein gutes

Rasiermesser zu entwenden? Es zog Lederhandschuhe über seine breiten rasierten Hände und gab dabei ein leises kehliges Hüsteln von sich, das fast wie ein zufriedenes Grunzen klang. Lewis hatte den Eindruck, daß es sich auf die Außenwelt vorbereitete, und der Anblick war ebenso ergreifend wie einschüchternd. Dieses Wesen wollte nichts als menschlich sein.

Es strebte, auf seine Weise, nach dem Vorbild, das Phillipe ihm gegeben, in ihm genährt hatte. Jetzt, seines Mentors beraubt, verwirrt und unglücklich, versuchte es, der Welt so gegenüberzutreten, wie man es ihm beigebracht hatte. Es gab für dieses Wesen keinen Weg zurück. Seine Tage der Unschuld waren dahin, niemals wieder konnte es ein unbedarftes Tier sein. Gefangen in seiner neuen Rolle, blieb ihm keine andre Wahl, als jenes Leben fortzusetzen, auf dessen Geschmack ihn sein Herr gebracht hatte. Ohne in Lewis' Richtung zu schauen, schloß es ruhig die Tür hinter sich und überquerte den Hof, wobei sich sein Gang innerhalb dieser wenigen Schritte von einem affenartigen Geschlinger zu dem trippelnden Gewatschel verwandelte, mit dem es das Menschsein simulierte.

Dann war es verschwunden.

Lewis verharrte, flach atmend, noch einen Augenblick im Dunkel. Jeder Knochen seines Körpers schmerzte jetzt vor Kälte, und seine Füße waren taub. Nichts ließ darauf schließen, daß die Bestie zurückkehren würde; also wagte er sich aus seinem Versteck heraus und versuchte, die Tür zu öffnen. Sie war nicht abgeschlossen. Beim Eintreten schlug ihm Gestank entgegen, der ekelhaft süße Geruch von verfaultem Obst, vermischt mit dem widerwärtigen Kölnischwasser: der Zoo und das Boudoir.

Er stieg, langsam und vorsichtig, eine schlüpfrige Steintreppe zu einem kurzen Gang hinunter und tastete sich diesen entlang zu einer Tür. Auch sie war nicht abgeschlossen, und drinnen beleuchtete die nackte Glühbirne eine bizarre Szenerie.

Auf dem Boden ein großer, etwas abgetretener Perserteppich; die Einrichtung eher spartanisch; ein Bett, grob mit Decken und fleckigem Sackleinen bedeckt; ein Schrank, brechend voll mit Kleidungs-

stücken in Übergröße; weggeworfenes Obst *en masse*, zum Teil in den Boden getreten, ein nach Tierfäkalien stinkender, strohgefüllter Eimer. An der Wand ein großes Kruzifix. Auf dem Kaminsims eine Fotografie: Catherine, Lewis und Phillipe, einträchtig lächelnd, in einer sonnenbeschiedenen Vergangenheit. Beim Ausguß das Rasierzeug des Geschöpfs. Seife, Pinsel, Rasiermesser. Frische Schaumreste. Auf dem Toilettentisch ein Haufen Geld, in leichtsinnigem Überfluß liegengelassen neben einem Haufen Spritzen und einer Batterie Fläschchen. Es war warm in dem Bestienkabuff; vielleicht lief in einem angrenzenden Keller der Heizkessel fürs Haus auf Hochtouren. Solal war nicht da.

Plötzlich ein Geräusch.

Lewis drehte sich zur Tür, sah innerlich schon den Affen auf der Schwelle stehen, die Zähne gefletscht, die Augen dämonisch. Aber er hatte völlig die Orientierung verloren. Das Geräusch kam nicht von der Tür, sondern vom Schrank. Hinter dem Haufen Kleider bewegte sich etwas.

»Solal?«

Jacques Solal taumelte, nein: fiel aus dem Schrank heraus und der Länge nach auf den Perserteppich. Sein entstelltes Gesicht war eine einzige abscheuliche Wunde, so daß es nahezu unmöglich war, ihn aufgrund irgendeines Teils seiner Züge noch als Jacques zu identifizieren.

Das Scheusal hatte seine Lippen gepackt und ihm die Muskulatur, wie man einen Hals- und Kopfschützer über die Ohren wegzieht, vom Knochen gepellt. Unsinnig klapperten seine freigelegten Zähne, eine fiebrige Antwort auf den nahenden Tod; seine Glieder krampften sich zusammen und schlotterten. Aber Jacques war schon hinüber. Diese Schauder und Zuckungen besagten absolut nichts über Denken oder Person, sie waren nur der blinde Lärm des Verscheidens. Lewis kniete neben Solal nieder; seine Magennerven waren eisern. Während des Krieges hatte er sich, als Kriegsdienstverweigerer, freiwillig zum Lazarettendienst gemeldet, und es gab wenige tiefgreifende Umwandlungen des menschlichen Körpers, die er nicht in der einen oder

anderen Kombination gesehen hatte. Zärtlich umfing er den Körper, ohne auf das Blut zu achten. Er hatte diesen Mann nicht geliebt, ihn nicht einmal besonders gut leiden können, aber jetzt war sein einziger Wunsch, ihn von hier wegzubringen, hinaus aus dem Affenkäfig, und ihm ein menschenwürdiges Grab zu verschaffen. Die Fotografie würde er auch mitnehmen. Das war wirklich der Gipfel, dem Vieh eine Gruppenaufnahme aus ihren besten Tagen zu geben. Dafür haßte er Phillipe mehr als je zuvor.

Er zerrte den Körper vom Teppich. Es verlangte ihm eine gigantische Anstrengung ab, und die schwüle Hitze in dem Zimmer machte ihn, nach der Frostkälte draußen, benommen. Bibbernde Nervosität breitete sich spürbar aus in seinen Gliedern. Kein Zweifel: sein Körper war kurz davor, ihm den Dienst aufzukündigen; kurz davor zu versagen, seinen Halt zu verlieren und zusammenzubrechen.

Nicht hier. Um Himmels willen nicht hier.

Womöglich sollte er jetzt als erstes ein Telefon auftreiben. Das wäre vernünftig. Die Polizei rufen, ja... Catherine anrufen, ja... sogar hier im Haus jemand auftreiben, der ihm zu Hilfe käme. Aber dann müßte er Jacques in dem Tierlager lassen, damit womöglich die Bestie zum zweitenmal über ihn herfiel, wo er doch eine eigenartige Fürsorglichkeit für die Leiche entwickelt hatte; es widerstrebte ihm, sie allein zu lassen. In einer beklemmenden Qual verwirrter Gefühle, außerstande, Jacques liegenzulassen, aber gleichfalls außerstande, ihn noch viel weiter zu bugsieren, stand er mitten im Zimmer und tat überhaupt nichts. Das war am besten; ja. Überhaupt nichts. Zu müde, zu schwach. Überhaupt nichts war noch am besten.

Die Tagträumerei setzte sich endlos fort. Wie gelähmt hing der Alte an der Crux seiner Gefühle fest, außerstande, in die Zukunft voran- oder in die besudelte Vergangenheit zurückzugehen. Außerstande, sich zu erinnern. Außerstande zu vergessen.

In träumerischem Halb-Leben wartete er das Ende der Welt ab.

Lärmend wie ein Betrunkener kam die Bestie nach Haus, und das Geräusch, das sie beim öffnen der äußeren Tür machte, rüttelte Lewis zu einer langsamen Reaktion auf. Mit einiger Mühe zerrte er Jacques

in den Schrank und versteckte sich selbst darin, mit dem gesichtslosen Kopf in seinem Schoß.

Jetzt hörte man eine Stimme im Zimmer, die Stimme einer Frau. Vielleicht war es doch nicht der Affe. Aber nein: durch den Spalt der Schranktür konnte Lewis ihn sehen, in Begleitung einer jungen rothaarigen Frau. Sie redete unaufhörlich, das Nonstop-Geplapper eines mit Drogen vollgepumpten Gehirns.

»Du hast ja noch mehr davon; hach du Süßer, hach Schatz, du lieber, ist das toll. Mann, schau dir das an, so viel Stoff.« Sie hatte Pillen in den Händen und putzte sie weg wie Süßigkeiten, ausgelassen wie ein Kind an Weihnachten. »Wo hast du das alles her? Okay, wenn du's mir nicht sagen willst, isse mir auch recht.«

Ging das auch auf Phillip's Konto, oder hatte der Affe den Stoff für eigene Zwecke gestohlen? Verführte er regelmäßig rothaarige Prostituierte mit Drogen?

Das nervtötende Gebrabbel des Mädchens flaute jetzt ab. Die Pillen wirkten, stellten sie ruhig, verfrachteten sie in eine private Welt. Gebannt sah Lewis zu, wie sie anfang, sich zu entkleiden.

»Es is' so... heiß... hier herin.«

Der Affe sah zu, mit dem Rücken zu Lewis. Welcher Ausdruck zeichnete sich auf diesem rasierten Gesicht ab? War sein Blick lustvoll oder irritiert?

Die Brüste des Mädchens waren schön, obwohl ihr Körper eher zu dünn war. Die junge Haut war weiß, die Brustwarzen blüten-rosa. Sie hob die Arme über den Kopf, und während sie sich streckte, strafften und verflachten sich die makellosen Kugeln leicht. Der Affe langte mit breiter Hand nach ihrem Körper und zupfte zärtlich an einer ihrer Brustwarzen, rollte sie zwischen den dunkelfleischigen Fingern. Das Mädchen seufzte.

»Soll ich... alles ausziehn?«

Die Bestie grunzte.

»Bist kein Freund von vielen Worten, oder?«

Sie zwängte sich aus ihrem roten Rock. Sie war jetzt nackt bis auf den Schläpfer. Sie legte sich aufs Bett und streckte sich wieder, genöß

wohlig-erregt ihren eigenen Körper und die willkommene Hitze des Zimmers und machte sich dabei auch nicht die geringste Mühe, ihren Verehrer anzusehen.

Unter Solais Körper eingeklemmt, begann sich Lewis erneut schwindlig zu fühlen. Seine unteren Gliedmaßen waren jetzt völlig taub, und in seinem rechten Arm, der gegen die Schrankrückwand gepreßt wurde, hatte er kein Gefühl mehr; trotzdem wagte er nicht, sich zu rühren. Das Affenvieh war zu allem fähig, das wußte er. Gar nicht auszudenken, was es ihm und dem Mädchen alles antun könnte, wenn man ihn entdeckte.

Jeder Teil seines Körpers war jetzt entweder entkräftet oder schmerzgequält. Solais triefender Leichnam wurde mit jedem Augenblick schwerer. Sein Rückgrat war ein einziger Schmerzensschrei, und der Nacken peinigte ihn, als wäre er von heißen Stricknadeln durchbohrt. Die Marter wurde unerträglich; ihm kam der Gedanke, daß er in diesem traurigen Versteck sterben würde, während der Menschenaffe Liebe machte.

Das Mädchen seufzte, und Lewis sah wieder zum Bett hin. Der Affe hatte seine Hand zwischen ihren Beinen, und sie wand sich unter seinen eindringlichen Diensten.

»Ja, aah ja«, sagte sie immer wieder, während ihr Liebhaber sie völlig entblöbte.

Es war zuviel. Das Schwindelgefühl hämmerte durch Lewis' Großhirnrinde. War das der Tod ? Die Lichter im Kopf und das Gewinsel in den Ohren?

Er schloß die Augen, löschte den Anblick der Liebenden aus, ohne freilich den Lärm aussperren zu können. Ewig schien er anzudauern, drang ein in seinen Kopf, breitete sich aus darin. Seufzer, Gelächter, kleine Kreischlaute.

Dann endlich: Finsternis.

Lewis erwachte auf einer unsichtbaren Folterbank. Sein Körper war durch die Begrenzungen seines Verstecks gewaltsam verrenkt worden. Er schaute auf. Die Schranktür war offen, und der Affe starrte zu ihm herunter, wobei sein Mund ein Lächeln versuchte. Er war nackt,

und sein Körper war fast zur Gänze rasiert. In der Furche seiner kolossalen Brust funkelte ein kleines goldenes Kreuzifix. Lewis erkannte das Schmuckstück sofort wieder. Unmittelbar vor dem Krieg hatte er es für Phillipe auf den Champs Elysees gekauft. Jetzt kutschelte es sich in ein rötlich-oranges Haarbüschel. Die Bestie bot Lewis eine Hand, und automatisch nahm er sie. Der rauhändige Griff zerrte ihn unter Solais Körper hervor. Seine Beine waren wie Gummi, seine Fußgelenke wollten ihn nicht tragen. Die Bestie hielt ihn fest und stützte ihn ab. Benommen und taumelig schaute Lewis in den Schrank hinunter, wo Solal lag, in Hockstellung zusammengekrümmt wie ein Baby im Mutterschoß, mit dem Gesicht zur Wand. Die Bestie ließ die Leiche hinter der zugeworfenen Schranktür verschwinden und half Lewis zum Ausguß, wo er sich erbrach.

»Phillipe?« Verschwommen registrierte er, daß die Frau noch dawar, im Bett, gerade aufgewacht nach einer Liebesnacht.

»Phillipe, wer ist das?« Sie fingerte auf dem Tisch neben dem Bett nach Pillen herum. Die Bestie schlenderte hinüber und riß sie ihr aus den Händen.

»Ach... Phillipe... bitte. Möchtest du, daß ich auch mit dem da geh' ? Ich tu's, wenn du's möchtest. Nur gib mir die Pillen wieder.« Sie machte eine Geste zu Lewis rüber. »Normalerweise geh' ich nicht mit alten Männern.«

Der Affe knurrte sie an. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich, als hätte sie zum erstenmal eine leise Ahnung, was es mit dieser Type auf sich hatte. Aber der Gedanke war zu kompliziert für ihr drogenbenedeltes Hirn, und sie ließ ihn fahren.

»Bitte, Phillipe...« wimmerte sie.

Lewis sah den Affen an. Er hatte das Foto vom Kaminsims genommen. Sein dunkler Nagel lag auf Lewis' Abbildung. Er lächelte. Er erkannte ihn wieder, obwohl doch gute vierzig Jahre das meiste Leben aus ihm herausgelaugt hatten.

»Lewis«, sagte er; ohne große Schwierigkeiten rollte ihm das Wort über die grauroten Lippen.

Zum Speien hatte der Alte nichts mehr im Magen, und zum Fühlen

war das Schmerzensmaß bereits zu voll. Das war das Ende des Jahrhunderts, da mußte er auf alles gefaßt sein. Selbst darauf, von der rasierten Bestie, die bedrohlich vor ihm auftrugte, als Freund eines Freundes begrüßt zu werden. Sie würde ihm nichts tun, das wußte er. Wahrscheinlich hatte Phillipe dem Affen von ihrer gemeinsamen Vergangenheit erzählt und das Geschöpf dazu gebracht, Catherine und ihn selber genauso zu lieben, wie es Phillipe angebetet hatte. »Lewis«, sagte es wieder und gestikulierte zu der Frau hinüber (die jetzt mit gespreizten Schenkeln auf dem Bett saß), bot sie ihm an als Lustobjekt.

Lewis schüttelte den Kopf.

Ein und aus, ein und aus, teils Fiktion, teils Realität.

So weit war es also gekommen; eine Menschenfrau als Angebot dieses nackten Affen. Es war das letzte, so wahr ihm Gott helfe, das allerletzte Kapitel in der Erzählung, die sein Großonkel begonnen hatte. Von der Liebe zum Mord und wieder zur Liebe zurück. Die Liebe eines Affen zu einem Mann. Er hatte sie hervorgerufen, mit seinen Träumen von fiktiven, ausschließlich der puren Vernunft gehorchenden Helden. Er hatte Phillipe dazu verleitet, die Geschichten einer verlorenen Jugend Wirklichkeit werden zu lassen. Er allein war daran schuld. Nicht dieser arme prahlerische Affe, hin- und hergerissen zwischen Dschungel und Börse; nicht Phillipe, in seinem Wunsch nach ewiger Jugend; und sicher nicht die kalte Catherine, die nach dieser Nacht völlig allein sein würde. Nur er, niemand sonst. Ihm war das Verbrechen zuzuschreiben, ihm die Schuld und ihm die Strafe.

Mittlerweile hatte er wieder etwas Gefühl in den Beinen, und torkelnd bewegte er sich zur Tür.

»Wollen Sie denn nicht bleiben?« fragte die Rothaarige.

»Dieses Wesen...« Er brachte es nicht über sich, das Tier beim Namen zu nennen.«

»Sie meinen Phillipe?«

»Er heißt nicht Phillipe«, sagte Lewis. »Er ist nicht mal menschlich.«

»Wie Sie meinen«, sagte sie und zuckte die Achseln.

Hinter ihm ergriff der Affe das Wort und sagte seinen Namen. Aber der kam diesmal nicht wie eine Art Grunz-Vokabel heraus, vielmehr traf der Primatengaugen Phillippe Modulation mit entmutigender Genauigkeit, besser noch als der begabteste Papagei. Es war Phillippe Stimme, absolut.

»Lewis«, sagte er.

Nicht bittend. Nicht fordernd. Nannte einfach, aus reiner Lust am Benennen, den Namen eines Artgenossen.

Die Passanten, die den alten Mann mühsam auf das Brückengeländer des Pont du Carrousel klettern sahen, gafften zwar, machten aber keinen Versuch, ihn am Springen zu hindern. Er schwankte einen Augenblick, als er sich ganz aufrichtete, und stürzte dann kopfüber in das schaumig aufgewühlte, wirbelnd dahintreibende Eiswasser.

Ein oder zwei Personen wanderten auf die andere Brückenseite, um zu schauen, ob ihn die Strömung erfaßt hatte. Richtig, so war es. Er stieg an die Oberfläche empor, sein Gesicht blauweiß und ausdruckslos wie das eines Babys. Dann schnappte irgendein vertrackter Strudel nach seinen Füßen und zog ihn in die Tiefe. Das zähe Wasser schloß sich über seinem Kopf und trieb weiter dahin.

»Wer war das?« fragte jemand.

»Wer weiß?«

Der Himmel war wolkenlos an diesem Tag. Der letzte Winterschnee war bereits gefallen, und das Tauwetter würde gegen Mittag einsetzen. Über Sacre-Coeur schwirrten Vögel, jubilierten im unvermuteten Sonnenlicht. Paris begann sich für den Frühling zu entkleiden; sein jungfräuliches Weiß war schon zu verdorben, um noch länger getragen zu werden.

Am hellen Vormittag machte eine junge Frau mit rotem Haar, eingehakt bei einem großen häßlichen Mann, einen gemütlichen Spaziergang zu den Stufen von Sacre-Coeur. Die Sonne segnete die beiden. Glocken läuteten.

Es war ein neuer Tag.